



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

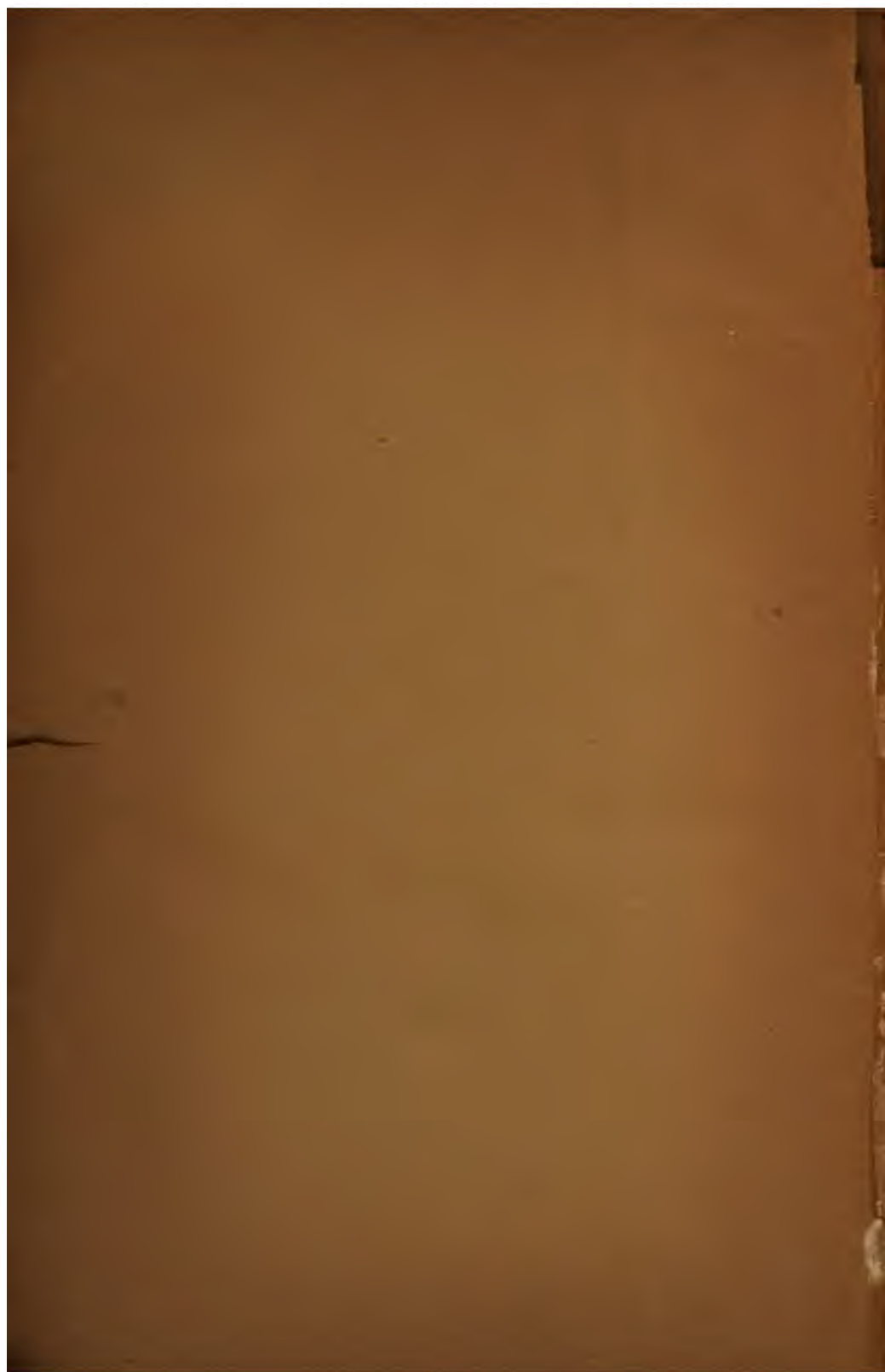
(The answer is)
13.11

✓ Africa, East-Deva and Thavi, 1853.

LIBRARY OF
A·A·HERZFELD·M·D·



(Tanner)
B.L.H.



Arundell Gifford

London 1863

DURCH MASSAI-LAND.



AUF DEM KRIEGSPFAD IN MASSAI-LAND.

Titelbild.

This ed. not in R. D. K.

IN THE ...

ZT

...

...

...

W. von ...



LEIPZIG:

F. A. BROCHHAUS

1887



This ed. not in R. D.
5/11/25 M.K.

DURCH MASSAI-LAND.

FORSCHUNGSREISE

IN

OSTAFRIKA

DEN SCHNEEBERGEN UND WILDEN STÄMMEN ZWISCHEN
DEM KILIMA-NDJARO UND VICTORIA-NJANSA

IN DEN JAHREN 1883 UND 1884

VON

O. C.

JOSEPH THOMSON,

MITGLIED DER KÖNIGL. GEOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT ZU LONDON.

AUTORISIRTE DEUTSCHE AUSGABE.

AUS DEM ENGLISCHEN

VON

W. VON FREEDEN.

MIT 62 ABBILDUNGEN IN HOLZSCHNITT UND 2 KARTEN.



LEIPZIG:

F. A. BROCKHAUS.

1885.

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
196011A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1925 L

*Chi va piano va sano;
Chi va sano va lontano.*

NOV 11 1960
NEW YORK

VORWORT DES VERFASSERS.

Die Veranlassung zur Herausgabe der nachstehenden Reisebeschreibung bedarf einiger erläuternden Worte. Die von mir befehligte Expedition trug einen öffentlichen Charakter, und deshalb musste durchaus ein Bericht über ihre Durchführung der Oeffentlichkeit dargeboten werden. Weil die Thatsachen so lagen, so beschloss ich, das dürre Gerippe eines kahlen Berichts mit dem Fleisch und Blut dieser Schilderungen zu umkleiden. Ich darf in aller Ehrlichkeit gestehen, dass dieser schriftstellerische Zweck gar wenig Anziehungskraft für mich besass, und dass das Vergnügen, mit dem ich die Arbeit dem Leser übergebe, mehr aus der Freude über die Lösung der Aufgabe, als aus irgendwelchen Erwartungen einer günstigen Aufnahme entspringt.

Einer nachsichtigen Beurtheilung darf ich mich wol auf alle Fälle versichert halten. Soll ich etwa den Leser und Kritiker daran erinnern, dass jemand, der bis zum Alter von 26 Jahren drei verschiedene Expeditionen ins Innere von Afrika führte, schwerlich viel Gelegenheit hat finden können, sich eine gefällige Schreibweise oder einen eleganten Stil anzueignen? Ich habe diesen Reisebericht ganz frisch zur Druckerei gesandt, ohne die Worte behutsam abzuwägen oder mein Urtheil für und wider zu überlegen, sobald ich nur überzeugt sein durfte, dass ich meine Ansichten, gleichviel in welcher Form, deutlich kundgegeben hatte.

Gern hätte ich hier das Bekenntniss abgelegt, dass mein Werk unter Palmbäumen und in sonstiger romantischer Umgebung geschrieben sei. Die Rücksicht auf die Wahrheit zwingt mich jedoch zu gestehen, dass es vollständig inmitten der üblichen Bequemlichkeiten des „Lehnstuhl-Geographen“ verfasst worden ist.

Wie bei dem Werk über meine früheren Reisen an die mittelafrikanischen Seen, so fühle ich mich auch bei dieser Arbeit meinem Bruder, dem Pastor J. B. Thomson zu Greenock, dafür verpflichtet, dass er mir die ermüdende literarische Uebearbeitung abgenommen, das Buch durch den Druck geleitet, und mir auch sonst eine Menge Mühsal erspart hat.

Die Abbildungen rühren mit wenigen Ausnahmen von Photographien her, welche ich selbst im Laufe der Reise aufgenommen habe. Für einige Wanjika- und Wateita-Bilder schulde ich besondern Dank meinem Freunde, dem Pastor A. D. Shaw in Rabai bei Mombas, welcher seine Sammlung von Photographien mir gütigst zur Verfügung stellte und damit meine zahlreichen Verpflichtungen gegen ihn noch um weitere vermehrte.

Anfangs beabsichtigte ich einige Anhänge über die Aussichten des Handels nach jenen Gegenden, sowie über die Fauna und Geologie von Massai-Land anzufügen. Aus verschiedenen Gründen sind diese Arbeiten zurückgestellt, sollen aber in einer neuen Ausgabe erscheinen, falls diese nothwendig werden sollte. Doch lege ich den ersten Entwurf einer Karte bei, welche eine Vorstellung von der geologischen Beschaffenheit des Landes geben wird. Ich habe es nicht für nöthig gehalten, meine botanische Sammlung hier besonders zu erwähnen, weil sie schon von Sir Joseph Hooker in einem Vortrage vor der Linné-Gesellschaft in London beschrieben worden ist.

VORWORT DES ÜBERSETZERS.

Eins der vielen Räthsel des innerafrikanischen Hochlandes war die vielumstrittene sagenumhüllte Frage nach dem Ort der sogenannten Mondberge. Schon Claudius Ptolemaeus hatte im 2. Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung nach Berichten arabischer Händler zwei grosse Seen als Quellen des Nils genannt und schneebedeckter Berge im Lavagebiete Unjamwesi (wörtlich Mondland, daher der Name Mondberge) Erwähnung gethan, aus deren Schmelzwasser diese Seen und der Nil gespeist würden. Arabische Sklavenhändler aus dem 12. Jahrhundert hatten diese Angaben des alten Geographen bestätigt, aber aus Handelseifersucht jede weitere Forschung Jahrhunderte hindurch vereitelt. Abendländischen Geographen waren dann durch Vasco da Gama neue Anregungen gekommen, nachdem dieser Seefahrer während seiner berühmten Umschiffung Afrikas in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts in Mombas gelandet und so auf dem Seewege von Westen her in die nächste Nähe jener mythischen Berge gelangt war. Aber die dauernde Ansiedelung der Portugiesen an der Ostküste Mittelafrikas hat der geographischen Wissenschaft ebenso wenig Nutzen gebracht, als die Niederlassung dieser Rasse an der Westküste des Continents. Nach mehr als 100jährigem Besitz

wussten die an der Küste ansässigen Portugiesen nur durch Hörensagen von der Beschaffenheit des Hinterlandes, und weder Missionare noch Kaufleute haben, ob mehr aus Indolenz oder aus egoistischen Rücksichten mag hier unerörtert bleiben, zur Aufklärung und Erforschung der unbekanntten Gebiete und noch weniger zu ihrer Einbeziehung in den Bereich der abendländischen Cultivation irgendetwas beigetragen.

An der Ostküste Afrikas hat erst die völlige Austreibung der Portugiesen durch Mohammedaner und Engländer und besonders der Ersatz ihrer Missionen durch Deutsche unter englischem Schutz gründlichen Wandel geschaffen. Seit 1842 sehen wir hier von Mombas aus zwei aus Württemberg gebürtige Missionare, Krapf und Rebmann, durch wiederholte Expeditionen ins Innere die thatsächliche Richtigkeit der alten Ueberlieferungen über die Schneeberge und grossen Seen feststellen und 20 Jahre später den hannoverschen Baron von der Decken ein ganzes Vermögen und sein Leben dazu hinopfern, um die geographische Lage jener Bergriesen und die Topographie ihrer nächsten Umgebungen aus dem Bereich aller Zweifel zu heben. Dadurch angeregt unternahmen die Engländer Burton und Speke, von Sansibar aus direct westlich ins Innere vordringend, ihre ergebnisreichen Entdeckungsreisen, in deren Verlauf sie den 700 m unter dem angrenzenden Hochland liegenden Tanganjika-See und, nun nordwärts sich wendend, die hinter den Vulkanen Kilima-Ndjaru und Kenia vermutheten grossen Seen wirklich befuhren und nach Auffindung des Ausflusses des Nils an den Präsidenten der Geographischen Gesellschaft zu London die berühmte Botschaft entsandten: „the Nile is settled“, „die Nilfrage ist gelöst“. Die spätern Rundfahrten und Reisen von Livingstone, Stanley und vielen andern haben dann

unsere Kenntnisse im einzelnen vielfach erweitert, die Hauptsache war aber zunächst gethan.

Indess blieb noch eine grosse Lücke auszufüllen. Ein bestimmter Grund hatte verhindert, dass die von der Küste, speciell Mombas und Pangani, aus unternommenen Expeditionen, trotz des für ein Vordringen ins Innere günstigen Vorterrains, thatsächlich jemals über die grossen obengenannten Vulkane hinausgelangt waren. Der Karavananweg von Mombas ins Innere führt nicht, wie die weiter südlich belegenen von Sansibar und Bagamojo ausgehenden Strassen, zunächst durch eine sumpf- und fieberreiche Küstenzone, welche die besten Kräfte der Reisenden wegrafft, bevor das eigentliche Feld der Thätigkeit erreicht wird, sondern über ein sogar ziemlich wasserarmes Hochland, welches den Reisenden gestattet, den Fuss jener Berge mit ungeschwächten Kräften zu betreten. Aber hinter diesen Bergen beginnt das Gebiet eines ebenso zahlreichen als kriegerischen Volksstammes, der Massai, welche durch ihre steten Raub- und Mordzüge die Geissel des ganzen Landes um diese Berge herum geworden sind und bisher keiner von Europäern geführten Karavane den Eintritt oder Durchzug durch ihr Gebiet gestattet hatten, sodass das ganze Land nördlich und westlich der Berge bis zu den grossen Seen fast eine völlige *terra incognita* geblieben war.

Es ist nun das unbestreitbare Verdienst unseres Reisenden Thomson, dass er zuerst von allen europäischen Reisenden es durchgesetzt hat, das so übel berüchtigte Massai-Land zweimal in seiner ganzen Länge durchreist und uns dadurch ein in der That topographisch wie geologisch und commercieell gleich interessantes und vielfach wunderbares Stück Innerafrikas um die hohen Vulkane und von ihnen bis zu den grossen Seen aufgeschlossen zu haben. Dass gleichzeitig mit ihm ein deutscher Forschungsreisender, Dr. G. A. Fischer, im

Auftrage der Hamburger geographischen Gesellschaft sich an derselben Aufgabe versuchte, aber auf halbem Wege umkehren musste, trotzdem er über die doppelten äussern Mittel zu verfügen hatte, als der von der Geographischen Gesellschaft in London ausgesandte Thomson, zeigt aufs deutlichste, dass der Körper und der Wille, die Energie, das Geschick und das Selbstvertrauen des Schotten dem aufreibenden Kampfe mit den Menschen und den unvermeidlichen Mühseligkeiten der Reise ausgiebiger gewachsen waren.

Thomson's Reiseerzählung athmet einen frischen, wagen- den doch auch wägenden, von Selbstvertrauen getragenen und Vertrauen verbreitenden Geist, der selbst unter allen Drangsalen der Rückreise die Hoffnung auf endliches Gelingen nicht sinken lässt. Sie ist sehr detaillirt und gewährt einen gründlichen Einblick in alle Einzelheiten des Karavanen- wie des Nomadenlebens. Die eingestreuten Naturschilderungen sind geradezu packend, die topographischen und geologischen Uebersichten klar und belehrend.

Fast das ganze Land ist vulkanischen Characters und seine verticale Gliederung deshalb höchst mannichfaltig. Aus einer Meereshöhe des umliegenden Hochlandes von 1000 bis 1600 m erheben sich fast völlig unvermittelt zahllose vulkanische Kegel, Berge von 2000 bis nahezu 6000 m, deren Spitzen über 1000 m tief trotz des nur 3 Breitengrade entfernten Aequators in ewigen Schnee gehüllt sind. Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit bildet eine durch fast 3 Breiten- grade sich erstreckende, also nahezu 300 km lange, von 60 bis 30 km breite Bodensenkung oder Mulde, welche von sehr steilen 2000 bis 3000 m hohen Wänden zu beiden Seiten eingefasst wird, deren Böschungswinkel stellenweise so gross ist, dass nur auf Wegen, welche im Laufe der Jahrhunderte das Vieh oder das zahlreiche Wild ausgetreten hat, ein Auf-

oder Abstieg und damit ein Verkehr zwischen dem Hoch- und Niederland möglich ist. Und diese lange verhältnissmässig schmale Strecke des Unterlandes denke man sich belebt von zahlreichen Flüssen und einer Kette malerischer Seen, deren nordöstlichster der fabelhafte Baringo-See ist, dessen Lage und bisher stark übertriebene Grösse jetzt endlich sowohl an sich als gegenüber den gleichfalls berichtigten Gestaden des grossen benachbarten Victoria-Njansa endgültig festgestellt ist. Auf dem Hochlande im Osten der Mulde entdeckte unser Reisender ferner vor dem Schneeberg Kenia, bis an dessen Fuss er vorgedrungen ist, eine malerische bis 4300 m hohe Bergkette, welche er die Aberdarekette genannt hat, und weiter nördlich eine grossartige Alpenlandschaft mit zahlreichen 4—5000 m hohen Schneebergen, in deren einen vermuthlich die alten Aegypter bergmännischen Betrieb auf edle Metalle oder Steine geführt haben. Im ganzen hat Thomson ein sechs Breitengrade und ebenso viel Längengrade umfassendes Gebiet des aequatorialen Afrika durchwandert, dessen Bedeutung für civilisatorische Zwecke nicht zu verkennen ist. Eine häufige Würze seiner Schilderungen bietet die Erzählung der zahlreichen Jagdabenteuer; so sehr er sich auch dagegen verwahrt, als Jäger von Fach angesehen zu werden, so hat er doch den Reichthum an jagdbarem Hochwild, Elefanten, Büffeln, Rhinoceros, Zebras, Antilopen häufig zu Gunsten seiner Karavane ausbeuten müssen.

Die vereinzelt Anmerkungen beziehen sich meistens auf die wissenschaftliche Nomenclatur, und rühren alle vom Uebersetzer her; die Anmerkung S. 168 geht übrigens von der irrthümlichen Mittheilung aus, dass Johnston sich 1883, und nicht wie in Wirklichkeit 1884, auf dem Kilima-Ndjaru befunden habe, und ist dadurch die Nichterwähnung des Landsmanns von selbst erklärt.

Mit ganz besonderer Ausführlichkeit ist das Massai Volk geschildert, wobei dem Reisenden der Umstand zu statten kam, dass er intime Bekanntschaft mit Händlern geschlossen hatte, welche, ursprünglich jenem Stamme angehörend, nach der Küste verschlagen und von da als Händler zurückgekehrt waren. Von den abergläubischen Eingeborenen zudem selbst als grosser Leibon (Wunder- oder Medicinmann) angesehen und mit Witz und Geschick sich die ergötzlichsten Umstände zu Nutzen machend, hat er das Glück gehabt, in die geheimsten Familien- und Lebensverhältnisse des sonst aristokratisch sich abschliessenden Volkes einzudringen und dem Leser ein höchst klares anschauliches Bild dieses merkwürdigen Volksstammes zu entwerfen.

Wer sich für den dunkeln Welttheil interessirt, welcher heutigentags in den Vordergrund der civilisatorischen Bestrebungen der europäischen Völker gerückt ist, wird sich mit uns freuen, dass durch die Schlaglichter Thomson's über Land und Leute unsere Ansichten über den grossen Welttheil wieder bedeutend aufgehellt worden sind.

Bonn, im März 1885.

W. v. Freeden,

Director a. D. der Deutschen Seewarte.

INHALT.

Vorwort des Verfassers	S. v
Vorwort des Uebersetzers	S. vii

Einleitung	S. 1
----------------------	------

ERSTES KAPITEL.

DIE RECOGNOSCIRUNG.

Fahrt bis Sansibar. — Ankunft daselbst den 26. Januar 1883. — Kirchliche und gesellschaftliche Zustände. — Unerwarteter Mitbewerb durch Fischer's Expedition. — Thomson's Karavane, eingeborene Anführer und James Martin. — Ausflug nach Pangani und Mombas. — Was der Araber „segelfertig“ nennt. — Annehmlichkeiten einer Seereise in einer Dau. — Uebers Riff. — Unter Wasser. — Geschichte von Mombas. — Jetzige Zustände. — Besuch in Frère-Town. — Ein interessantes Haus. — Ein lustiger Missionar. — Rückkehr nach Sansibar. — Letzte Vorbereitung. — Schwierigkeit gute Träger zu bekommen. — Abreise. . S. 11

ZWEITES KAPITEL.

NACH TAWETA.

„Schrecklich lustige“ Seefahrt. — Aufbruch von Mombas. — Die Mission Rabai. — Die Wanjika. — Rückblick auf das Personal der Expedition. — Abmarsch ins Innere am 15. März 1883. — Die Wildniss. — Land der Wakamba. — Ein Schlachtfeld. — Duruma. — Vom Schieferthon auf den Sandstein. — Die Ungurunga. — Taro. — Eisenhaltiger Boden. — Njika. — Der Sattelberg Maungu. — Verirrt im Walde. — Die Ndara-Berge. — Besteigung des Mrumnunji und Aussicht auf das Hochland von Teita. — Archipel von Bergen. — Herr Wray. — Aufstand. — Die Wateita. — Toilette einer Schönen, Hochzeitsgebräuche, Friedhöfe. — Das „Hongo“-System am Bura. — Wilde Bananen. — Diebereien der Wateita. — Fauna von Teita. — Ankunft in Taweta . . . S. 44

DRITTES KAPITEL.

ZWEI WOCHEN IN EINER WALDFESTE.

Erquickliche Veränderung. — Im schattigen Walde von Taweta. — Arbeiten der Leute. — Betrügereien, Strafen und Besserung. — Ausflüge. — Prächtige Vegetation ringsum. — Bad im Walde und die braunen Nymphen. — Waldfestung. — Kirchhof. — Die junge Frau. — Vorbedingung zum Heirathen. — Geographie und Anthropologie von Taweta. — Bedeutung für die Karavane. — Der „Olymp“ von Taweta. — Der Jipe-See. — Tänze. — Zauber gegen die Massai-schwäche der Karavane. — Mandara. — Dr. Fischer. — Ausflug zum Kilima-Ndjaro und dem Djala-See S. 86

VIERTES KAPITEL.

ÜBER DIE SCHWELLE VON MASSAI-LAND.

Lächerliches Jagdabenteuer. — Wieder auf dem Marsche. — Besuch bei Mandara; dessen Person, Residenz und Land. — Moschi. — Panorama. — Besteigung des Kilima-Ndjaro nur halb vollendet. — Mandara's Gegenbesuch im Lager. — Die elektrische Batterie. — Verrechnet. — Unliebenswürdige Ansprüche. — Verirrt im Walde. — Reichthum an Wild. — Beunruhigende Nachrichten. — Der Sultan von Schira. — Erstes Zusammentreffen mit Massai. — Ein Redner. — Ueber die Schwelle. — Empfang von seiten der Krieger. — Die „Hongo“-Frage. — Wüste Scenen bei der Theilung. — Entscheidende Augenblicke. — Rückzug unvermeidlich. — Nächtliche Flucht. — Schmerzliche Begegnung mit Rhinoceros und Büffeln. — Wiederum in Taweta S. 117

FÜNFTES KAPITEL.

VORBEREITUNGEN ZU EINEM NEUEN VORSTOSS.

Eilmarsch zur Küste. — Herbe Enttäuschung. — Rette sich wer kann! — 122 km in 22 Stunden. — Vergebliche Bemühungen in Mombas. — Hilfe von Sansibar. — Zweiter Aufbruch von Rabai. — Komische Krisis. — Ein ängstlich gewordener Dieb. — Knappe Fluucht. — Das neue Lager in Taweta. — Schilderung des Unterlandes von der Küste aufwärts. — Duruma. — Klima. — Der Kilima-Ndjaro. — Entstehungsgeschichte des Berges. — Der Kratersee Djala. S. 160

SECHSTES KAPITEL.

NOCH EINMAL VORWÄRTS.

Martin's Bericht. — Ein willkommener Verbündeter. — Muhinna ein Schurke. — Mandara's Absichten auf die Herrschaft. — Lebewohl

Taweta! — Der Djalla-Kratersee. — Abenteuer mit einem Rhinoceros. — Aufregende Jagd. — Ein schwerer Rucksack. — Gefährliche Lage. — Niedergeschlagenheit. — Der Ramadan und die Fastenzeit der Kaufleute. — Einladung zum Sultan von Useri. — Wieder unterwegs. — Gefährliche Augenblicke. — Verzug über Verzug. — Quellgrund des Useribaches. — Geheimnißvolle Flucht der Useri. — Gras in Brand gesteckt. — Kein Nimrod, doch Jäger um den Braten. — Ein weibliches Rhinoceros und ihr Junges. — Ende des Ramadan. — Eine Büffeljagd. — Praktische Wundarzneikunst. — Temperaturen in Kimangelia. — Stimmung der Eingeborenen S. 196

SIEBENTES KAPITEL.

NACH KIKUJU.

Zum vierten mal über die Grenze von Massai-Land am 11. Aug. 1883. — Charakter der Gegend. — Meereshöhe. — Zahlreiches Wild. — Eierkuchen von Straussenei. — Neue Begegnung mit Massai-Aeltesten. — Das Flachland Njiri. — Vorboten von Unfrieden. — Neue Vorsichtsmassregeln. — Verpflegungs-Schwierigkeiten. — Vermehrte Gefahren vor den Massai. — Schmeichelhaftes Anerbieten. — Der Doenje-Erok. — Seltsame Gebräuche. — Grosse Wüste. — Das Hochland von Kapte. — Beschreibung eines Marschtages. — Willkommene und unwillkommene Besuche im Lager. — Ngongo. — Kikuju und seine Bewohner. — Umpfählung des Lagers nothwendig. — Kriegerische Märkte. — Elefantenjagd. — Ueberfluss an Lebensmitteln. — Neu und reichlich verproviantirt. — Aufbruch zum Naiwascha-See S. 238

ACHTES KAPITEL.

NACH DEM NAIWASCHA-SEE.

Eine liebliche Nacht. — Rache aufgeschoben. — Zwei auffällige Berge. — Plötzlicher Schrecken. — Warme Bäder. — Erste Elefantenjagd. — Ein Bergwunder. — Aussicht vom Doenje-Longonot. — Trauriges Schicksal eines Trägers. — Wildreichthum. — Erniedrigende Behandlung. — Kriegslisten. — Zum Doenje-Buru und seinen Dampföchern. — Heiliger Boden. — Der See Naiwascha. — Gefährlicher Reiseplan. — Die Brennholzebene. — Vorbereitungen zu dem Abstecher nach dem Kenia. S. 283

NEUNTES KAPITEL.

AM BERGE KENIA VORBEI ZUM BARINGO-SEE.

Warme Quellen. — Patriotische Freude. — Der Wundermann. — In der eigenen Schlinge gefangen. — Die Aberdare-Kette. — Die Er-

scheinung des Unbekannten. — Ueble Gerüche. — Widerliche Nahrung. — Verstohlenen Leichenbegänghiss. — Büffeljagd. — Spannung. — Aufregende Augenblicke. — Alles umsonst. — Thomson-Fälle. — Katz- und Maus-Spiel. — Der neue Cagliostro. — Antichambriren. — Der Kenia. — Ein Samariter. — Elender Marsch. — Harter Schädel. — Der Baringo-See. — Nicht beneidenswerthe Einsamkeit. — Merkwürdige Augenblicke. — Angenehmer Rastplatz S. 312

ZEHNTES KAPITEL.

MASSAI, LAND UND VOLK.

Die wüste Gegend in Massai-Land. — Die fruchtbare Gegend desselben. — Klima. — Die Massai als Rasse. — Abtheilungen der Rasse. — Die Wakwafi. — Wohnhäuser der Massai. — Der Massai als Kind und als Knabe. — Seine Erziehung. — Kriegerische Ausrüstung. — Im Kriegerkraal. — Schmuck der jungen Mädchen. — Der Massaikrieger zur Hause. — Vorbereitungen zu einem Raubzug. — Im Kriegsschmuck. — Theilung der Beute. — Angenehme Tage. — Die Heirath. — Der Massai als Ehemann. — Glaube und Aberglaube. — Der Andorobbo. — Elefantenjagd derselben S. 359

ELFTES KAPITEL.

DURCH KAWIRONDO NACH DEM NJANSA-SEE.

Dörfer der Wakwafi. — Rattenplage. — Letzter Abschnitt der Reise. — Geheimnissvolle Vorbereitungen. — Ungewöhnliche Unterhaltung. — Landschaft in der Kamasiakette. — Elgejo-Gebirge. — Harte Kletterpartie. — Aequatoriale Kälte. — Nandi, Land und Leute. — Kawirondo in Sicht. — Allgemeine Nacktheit. — Die Wakawirondo. — Eine glückliche Familie. — Tanz in Kawirondo. — Ein reiches Land. — Kwatundu. — Die Sittlichkeit und die Bekleidung. — Ein Unruhe stiftendes Geschenk. — Bohrten uns unsern Weg. — Neue Schwierigkeiten. — Der Njansa-See. — Mitternächtliches Abenteuer. — Ende gut, alles gut. — Mein Wendepunkt. S. 401

ZWÖLFTES KAPITEL.

ÜBER ELGON ZUM BARINGO-SEE ZURÜCK.

Fieber durch Fussmärsche vertrieben. — Erster Tag des Rückmarsches. — Furchtbare Friedensstiftung. — Elgon und seine Höhlen. — Ein Geheimniss. — Eine sichere Festung. — Unglückliche Jagd. — Schwach, aber gerettet. — Hüfllos. — Getäushtes Vertrauen. — Ein wirksames Ultimatum. — Lebendig, aber nicht ergötzlich. — Die Wauk. — Ein Eldorado für Jäger. — Der Baringo-See S. 449

DREIZEHNTES KAPITEL.

JAGDEN AM BARINGO-SEE UND RÜCKREISE ZUR KÜSTE.

Unangenehmer Marsch. — Vorsicht! — Pürschen auf Elefanten. — Schreckliche Spannung. — Von der Nacht überfallen. — Mehr Elefanten. — Gute Vorbedeutung. — Hitzig, aber vorsichtig. — Enttäuschung. — Ein grosser Augenblick. — Nur ein kleiner Scherz. — Unterwegs nach dem Naiwascha. — Beunruhigende Aussichten. — Krank marschiren. — Elend in Miansini. — Ein sechswöchentlicher Kampf mit dem Tode. — Tragischer Zwischenfall. — Heraus aus dem Massai-Land. — Wieder zu Rabai. — In Sansibar und heimwärts . S. 481

Anhang S. 518

Namen- und Sachregister S. 523

ABBILDUNGEN IM TEXT.

	Seite
Wohnung eingeborener Christen	36
Wanjika-Dorf.	49
Das Missionshaus zu Rabai	50
Wanjika-Frauen Korn stossend	51
Teita-Hütte	71
Ein Mteita von Ndara	77
Wateita-Frauen.	80
Ein Mteita-Mädchen	82
Lager meiner Leute in Taweta	89
Wateita-Dorf in Ndara	116
Mandara's Krieger	132
James Martin	159

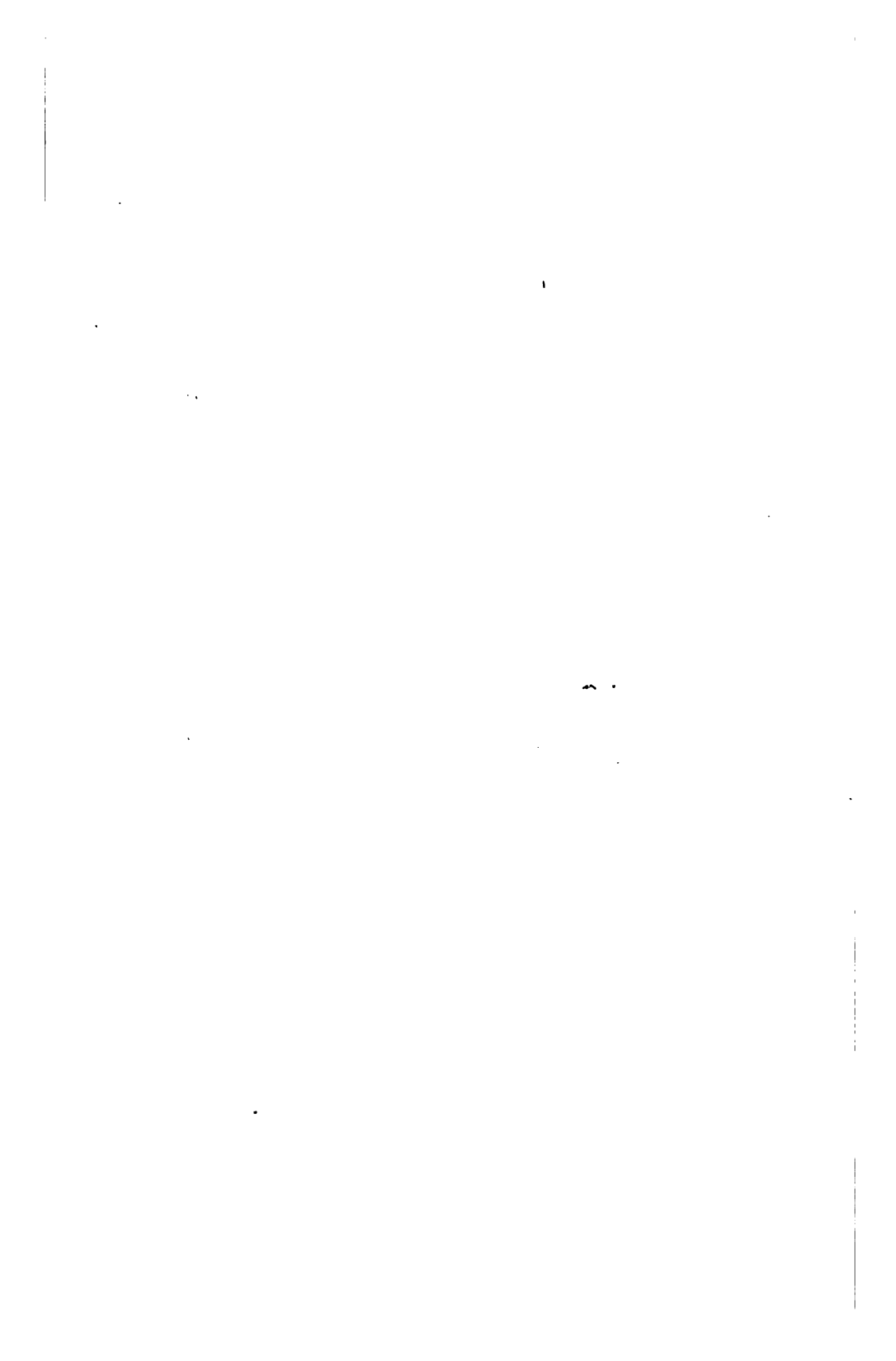
	Seite
Borassus-Palme	171
Das neue Lager in Taweta	177
Der Djalla-See	203
Andorobbo-Männer und Frau	217
Die Quellen des Useri	221
Die Hörner des Büffels von Kimangelia	235
Massai-Weiber aus Ndjiri (mit bemalten Gesichtern)	248
Schlecht von Ngare-Sure	261
Blick ins Lagerleben	271
Massai-Weiber von Kapte	281
Lager in Ngongo	282
Doenje-Longonot vom Guaso-Kedong aus gesehen	293
Die Brennholzebene (Angata-Elgek) von Kekupe aus gesehen	309
Krieger von Leikipia	317
Die Böschung von Leikipia, von Ndjemps aus	351
Lager in Ndjemps	357
Verheirathete Massai-Weiber von Ndjiri	358
Verheirathetes Massai-Weib von Ndjiri	367
Massai-Kraal, Doenje-Longonot in der Ferne	373
Ohren-Strecker	377
Ohrenschmuck einer verheiratheten Frau	393
Doenje-Lobikwe in Kamasia, aus der Nähe von Ndjemps gesehen	408
Thal des Guaso-Kamnje	411
Lavadecke über der Felswand des Elgejo	415
Verheirathete Frauen von Kawirondo	425
Lehmmauer und Thor von Massala in Kawirondo	427
Der Fluss Nsoia in der Nähe von Seremba mit einer Schar Fluss- pferde	441
Der Victoria-Njansa-See von Massala aus gesehen	443
Töchter des Häuptlings von Massala	447
Alcephalus caama	448
Alcephalus Cokii	448
Hörner des Büffels vom 31. December	467
Bewohner von Suk auf einem Besuche in Ndjemps	475
Gazella Thomsoni	480
Miansini von Süden her gesehen. Massaikraal im Vordergrunde	509

SEPARATBILDER.

	Seite
Auf dem Kriegspfad in Massai-Land. (Titelbild.)	
Musterung der Expedition	53
Lagerbild bei Mandara's Dorf.	129
Blick auf den Kilima-Ndjaru über den Djalla-See hin	194
Auf der Rhinoceros-Jagd	219
Der Kilima-Ndjaru und die Ndjiri-Ebene	244
Massai-Krieger von Kapte	270
Der Thomson-Wasserfall im Fluss Ururu	335
Der Berg Kenia von der Westseite	342
Eingeborene von Ndjemps	358
Waffen und Schmucksachen der Massai	379
Wakwafi-Mädchen von Ndjemps	402
Dorf Kabaras in Kawirondo	421
„Ich flog in die Höhe wie eine Rakete“	463
Mitten in einer Elefantenherde	495

KARTEN.

- Karte der ostafrikanischen Entdeckungsreise von Mombas zum Kenia
und Victoria-Njansa.
Geologische Karte der Gegend zwischen Mombas und Victoria-Njansa.



EINLEITUNG.

Der Landstrich, mit dessen Aufschliessung sich dieses Buch hauptsächlich beschäftigt, bildet gewissermassen einen diagonalen Streifen in dem Gradviereck zwischen 5° südlicher und 1° nördlicher Breite und zwischen den Meridianen von 33° und 39° östlicher Länge, von Greenwich gerechnet.

Der Beginn der Erforschung dieser Gegend ist zugleich das erste Kapitel in der Geschichte der Entdeckung des östlichen mittlern Afrika. Nachdem Vasco da Gama das Cap der Guten Hoffnung umsegelt hatte, landete er zum ersten male wieder zu Melinda, und später führte ihn ein verrätherischer Lootse an den Rand des Verderbens auf den Riffen von Mombas.

Mehrere Jahrhunderte hindurch geschah jedoch nichts, um durch nähere Erforschung den Schleier von dem unbekanntem Lande zu heben, wenn auch eine unbestimmte Kunde von der Geographie des Innern sich nach den rohen Erzählungen der Eingeborenen herab bildete, welche die Küste besuchten. So finden wir z. B. in einem portugiesischen Werke von 1530 die Behauptung, dass „westlich von diesem Hafen (Mombas) der Olympus Aethiopiens sich zu ungewöhnlicher Höhe erhebe, und jenseits dieses Berges das Mondgebirge liege, aus welchem der Nil entspringe“. Mit dem hier genannten Berge Olympus ist augenscheinlich der Kilima-Ndjaro gemeint;

schwer würde es aber werden zu sagen, was unter den „Mondbergen“ zu verstehen sei; denn wie die Quellen des Nils sind sie etwas „spröde“ und schwer zu finden gewesen.

Seit der Landung von Vasco da Gama bis zum Jahre 1842 dürfte unsere Kenntniss dieses Theils von Innerafrika kaum um etwas Nennenswerthes vermehrt worden sein. Mit diesem Jahre beginnt indessen ein neues Zeitalter der Entdeckungen. Der hochwürdige Dr. Krapf¹, welcher aus seiner Mission bei den Gallas in Abessinien vertrieben war, erhielt den Auftrag Ostafrika zu besuchen und sich danach umzusehen, ob dort sich nicht eine offene Thür zur Einführung des Christenthums befinde. Für einen solchen Platz hielt er Mombas. Er richtete sich also dort ein und wurde so der Apostel der christlichen Lehre im östlichen Afrika und der Vorkämpfer für dessen geographische Aufschliessung.

Doch dauerte es bis 1847, bis ein ernster Versuch gemacht wurde, die Schwelle zu überschreiten. In jenem Jahre unternahm Rebmann², der College von Krapf, einen ersten bemerkenswerthen Streifzug in das westlich von Mombas belegene Innere. Mit acht Begleitern die wohlbebaute Küstenregion durcheilend durchquerte er einen Wüstenstrich und entdeckte zuerst die interessanten vereinzeltten Berge und malerischen Bergketten von Teita.

Im folgenden Jahre brach Rebmann, „lediglich mit einem Regenschirm bewaffnet“ und von nicht mehr als neun Mann begleitet, zu einem ausgedehntern Ausfluge auf, um die europäischen Geographen aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln und regern Wetteifer unter ihnen anzufachen. Ueber Teita hinaus die dann folgende Wüste durcheilend erreichte er Djagga — die gut angebaute Landschaft an den untern

¹ ² Deutsche Theologen im Dienste der englischen Missionsgesellschaft.

Abhängen des Kilima-Ndjaru. Zum ersten male erblickte er den ewigen Schnee auf den Bergen des östlichen Afrika, nachdem so lange Jahre hindurch nur wenige an ihr Vorhandensein geglaubt hatten. Man begreift die eigenthümliche Besonderheit dieser Reise, wenn man damit vergleicht, dass zu einer kürzlich unternommenen naturwissenschaftlichen Expedition in die nämliche Gegend 140 Mann erforderlich erachtet wurden.

In der letzten Hälfte desselben Jahres finden wir Rebmann noch einmal unterwegs nach Djagga, offenbar jetzt unter dem Einflusse des afrikanischen Reisefiebers. Diesmal besteht seine Karavane aus 15 Trägern. Auch könnte man meinen, dass er jetzt den Glauben an die Allmacht seines Regenschirms eingebüsst und bedacht habe, dass eine Massregel der Klugheit sich recht wohl mit einem unbedingten Glauben an die Vorsehung vertrage, denn wir lesen, dass alle seine Leute mit Flinten, Bogen und Pfeilen bewaffnet waren. Auf diesem Zuge durchstreifte er den grössten Theil der südlichen Abhänge des Kilima-Ndjaru und erreichte Majame, damals den grössten und bedeutendsten der kleinen Djaggastaaten.

Ehrgeizig geworden durch den Erfolg auf diesen einzelnen bemerkenswerthen Ausflügen fasste Rebmann den Entschluss zu einer Reise von grösserm Umfange. Aufmerksam gemacht auf eine Landschaft Namens Unjamwesi und einen ungeheuern See in derselben, erwählte er sie zu seinem neuen Forschungsfelde. Zu dem Ende bildete er sich eine Karavane von 30 Mann und rückte mit ihr am 6. April 1849 aus. Sein Weg führte ihn am Kilima-Ndjaru vorbei, da man annahm, dass Unjamwesi etwa im Westen dieses Berges liege.

Im heitern Gegensatz zu den jetzt in unsern entarteten Tagen zu Reisen für nöthig erachteten Gewohnheiten möchten

wir noch einmal an jenen historischen Schirm erinnern, der offenbar eine wichtige Nummer in seiner luftigen Ausrüstung bildete. Oft, so schreibt der hochwürdige Herr, regnete es die liebelange Nacht hindurch, während welcher er und seine Leute in freier Luft dalagen ohne andern Schutz, als von seinem einzigen Regenschirm.

Diese Expedition sollte jedoch erfolglos verlaufen. Dasselbe Schicksal, welches so oft afrikanische Reisende befallen hat, bereitete Rebmann's Unternehmung ein vorzeitiges Ende, als er gerade die Schwelle des neuen Landes überschreiten wollte. Er gerieth in die Hände eines gewissenlosen Fürsten von Majame und wurde völlig ausgeplündert. Seine Hoffnungen waren vernichtet und die Rückkehr unvermeidlich. Wir dürfen uns nicht wundern, dass diese traurige Enttäuschung ihn zu Thränen rührte und Gesundheit und Lebensmuth von ihm wichen. Unter grösster Mühsal kehrte er nach Mombas zurück, und wir hören von keiner weitem Be-theiligung Rebmann's an dem Forschungswerk.

Die „Mission zu Mombas“ blieb jedoch nicht müssig, sondern eröffnete der Unternehmungslust der Missionare neue Gebiete der Thätigkeit. Rebmann's Führerstab ging auf Krapf über, welcher, angefeuert durch die interessanten Entdeckungen seines Collegen, sich entschloss, statt seiner die Leitung zu übernehmen. Im Jahre 1849 brach Krapf nach Ukambani auf. Seine Absicht war, dem Einfluss des Christenthums ein neues Land zu erschliessen, sich zu vergewissern, ob eine Route nach Unjamwesi vorhanden sei, die Quellen des Nils zu entdecken und, um seine eigenen Worte anzuführen, „jene noch lebenden christlichen Ueberbleibsel in der Nähe des Aequators aufzusuchen, von denen ich in Schoa gehört hatte“.

Eine etwas nördlichere Richtung als Rebmann einschlagend

marschirte Krapf durch Teita, an den Bergen Maungo und Ndara vorbei, die nördlichen Ausläufer der Burakette streifend. Dann setzte er, noch nördlicher sich wendend, über den Tsavofluss, der sich in den Sabaki ergiesst, durchquerte Kikumbuliu, den südlichsten Theil von Ukambani, und erreichte Kitui, wo damals ein Häuptling Namens Kivoi herrschte.

Diese ergebnissreiche und kühne Reise wurde mit nur 11 Mann unternommen, und auf Grund derselben konnte Krapf im vollen Umfange Rebmann's Schilderungen des schneebedeckten Gipfels des Kilima-Ndjaro bestätigen, wenn sie auch nach Cooley „nur eine höchst angenehme geistige Erinnerung bildeten, die nicht durch den sinnlichen Beweis unterstützt wurde“.

Krapf machte jedoch eine andere Entdeckung von nicht geringerm Werth. Auf der Rückreise von Kivoi's Dorf beschrieb er den Gipfel eines zweiten schneebedeckten Bergriesen, der von dem Wakambastamme Kenia genannt wurde. Er sagt, derselbe liege sechs Tagereisen von Kivoi's Dorf, nordwestlich vom Kilima-Ndjaro, und sehe aus wie „zwei grosse Hörner oder Säulen“. Ich fühle mich versucht, Cooley's „geistige Erinnerung“ hierauf anzuwenden, weil der Kenia in Wirklichkeit nicht nordwestlich, sondern nördlich vom Kilima-Ndjaro liegt, und der Berg nicht in einem Doppelhorn, sondern in einer einzigen zuckerhutartigen Spitze ausläuft. Um Krapf nicht zu nahe zu treten, so mag der Irrthum über die Lage als leicht entschuldbar hingehen. Schwieriger bleibt das auffällige Versehen mit der doppelten Spitze zu erklären.

Zwei Jahre später, im Jahre 1851, treffen wir Krapf noch einmal auf dem Wege nach Ukambani, und zwar mit der ausdrücklichen Absicht, eine Missionsstation im District Jata zu gründen. Der Plan scheiterte und Krapf kehrte unter

ausserordentlichen Bedrängnissen und Abenteuern nach der Küste zurück, wobei diesmal der Regenschirm eine hervorragende Rolle als Mittel zur Vertheidigung spielte. Krapf ward von einigen Räubern angegriffen. Flintenschüsse vermochten ihre Annäherung nicht aufzuhalten, bis „der Schirm“ plötzlich gegen sie mit gewünschtem Erfolg aufgespannt wurde. Auf dieser Reise gelangte Krapf bis an den Danafluss.

Mit der unglücklichen Vereitelung dieses Versuchs, eine Station im Innern zu begründen, endeten alle weitem Bemühungen der Station Mombas nach dieser Richtung. Es hatte sich ergeben, dass die Zeit für eine „Seelenernte“ im Innern noch nicht gekommen war, und so beschränkte man sich auf die mühselige Arbeit des Missionslebens unter den Wanjika. Aber alle Achtung vor diesen beiden einfachen braven Leuten, welche durch ihre wunderbaren Reisen der Entdeckung einen nicht genügend gewürdigten Anstoss gaben, Entbehrungen erduldeten und Gefahren trotzten, vor denen die Erlebnisse weit mehr beräucherter Entdecker zu Nichts verschwinden. Zehn lange Jahre verflossen, bis das Werk der Aufschliessung jener äquatorialen Gegenden wieder aufgenommen wurde.

Im Jahre 1862 besuchte der deutsche Baron von der Decken in Gesellschaft des jungen Geologen Thornton, den See Jipe und den Kilima-Ndjaro und veröffentlichte zuerst eine Karte dieser Gegend von einiger wissenschaftlicher Genauigkeit. Auf einer zweiten Reise mit dem Dr. Kersten als Begleiter wurden neue Landstriche im Süden des Berges aufgeschlossen und die Landschaft genauer aufgenommen. Der Kilima-Ndjaro wurde bis zu einer Höhe von 4300 m erstiegen, und der Berg Meru durch Triangulation aufgenommen. Doch schlug den Reisenden der grosse Zweck der Reise fehl, da sie nicht in das Massai-Land eindringen konnten. An der Grenze begegneten

sie mehreren Tausenden der gefürchteten Krieger und mussten nach der Küste umkehren. Ihr Karavanenführer war ein gewisser Sadi-ben-Ahedi, der hier zum ersten, doch nicht zum letzten male vor dem geographischen Publikum auftritt. Ich habe allen Grund anzunehmen, dass von der Decken's Miserfolg von den Ränken Sadi's herrührte, dessen kleine Veranstaltungen nach dieser Richtung ich volle Ursache habe zu würdigen, wie man im Laufe dieser Erzählung ersehen wird.

Der nächstfolgende ins Innere vordringende Reisende war der Missionar New, welcher auch den Kilima-Ndjaro besuchte und soviel man weiss als der erste die Schneegrenze erreichte. Auf seinem Abstieg entdeckte er den wundervollen kleinen Kratersee Djalla am Fusse des Berges. Auf diesem Ausfluge war er ebenfalls von Sadi begleitet.

Wenige Jahre später kehrte New mit demselben Führer und Dolmetscher nach Djagga zurück, wurde aber, weil er den Erwartungen des gefürchteten Kriegsfürsten Mandara zu Moschi nicht entsprach, völlig ausgeplündert, hauptsächlich auf Veranstaltung von Sadi. Wie Rebmann auf seiner letzten Reise nach Majame, so verliess auch er Djagga, gebrochen an Körper und Seele, um auf dem Rückwege zu sterben. Wie Mandara erzählt, hat Sadi ihn vergiftet, aber diesen Theil der Mähr vermag ich nicht zu glauben; Sadi konnte keine Veranlassung zu solcher Handlung haben. Ich glaube viel eher, dass Mandara die Absicht hatte, New zu tödten — wie er mir selber in einem vertraulichen Gespräche anzudeuten schien —, dass er aber von seiner Mutter an der Ausführung dieses Plans gehindert wurde.

Mit dem Naturforscher Hildebrandt schliesst (1877) die Geschichte der Reisen in diesen Gegenden ab. In die Fussstapfen Krapf's tretend konnte er nicht jenseits Kitui in Ukambani gelangen und kehrte zurück, ohne die Geographie

mit neuen Thatsachen zu bereichern, ausser mit einer kostbaren Reihe von Höhenbeobachtungen.

Aus directer Wahrnehmung kannte man nichts über die Gegenden jenseits des Kilima-Ndjaro und Ukambani. Die Geographen mussten sich mit den Reiseschilderungen eingeborener Händler begnügen, hauptsächlich mit denen Sadi's nach den Aufzeichnungen von Wakefield, dessen Arbeiten einen keineswegs unwichtigen Theil der Geschichte der Entdeckungen in Ostafrika bilden.

Diese Berichte versprachen jedoch eine reiche Ausbeute an interessanten Entdeckungen dem Manne, welcher den fürchterlichen Massai zu trotzen wagte und in ihr Land einzudringen vermochte. Jahrelang schien die Nuss zu hart zum Knacken. Das Wagniss schmeckte zu sehr nach Gefahr. Bald wurde die Gefahr zu gross erachtet, bald die Ausführung zu kostspielig. Infolge dessen wurde trotz aller Neugierde der Geographen längere Zeit hindurch kein Versuch gemacht, eine Expedition zu organisiren.

Im Jahre 1877 wurde ein dahingehender Plan unter andern von dem afrikanischen Ausschuss der Königl. Geographischen Gesellschaft zu London besprochen und in Erwägung genommen. Er fand einen enthusiastischen Vertreter in Keith Johnston, welcher sich nach einer Gelegenheit sehnte, in Massai-Land einzudringen; der Ausschuss entschied sich jedoch gegentheilig und schickte ihn auf eine Reise nach dem Njansasee, bei deren Anfang er der Dysenterie erlag und es mir überliess, das angefangene Werk auszuführen. Meine Erkundigungen aus jener Zeit flossten mir das brennende Verlangen ein, eine Gelegenheit zu finden, den Victoria Njansasee durch das Land der Massai zu erreichen. Doch hatte ich keine directe Aussicht, dass irgendetwas nach dieser Seite geschehen würde.

Das Jahr darauf nach meiner Rückkehr von dem Njansa- ausfluge ging ich nach Ostafrika zurück, um das sogenannte Kohlenrevier des Rovumabeckens für den Sultan von Sansibar zu erforschen. Als es mir nicht gelang, das werthvolle Mineral zu finden oder den Fundort anzugeben, trennten meine erlauchten Auftraggeber und meine Wenigkeit uns mit gegenseitiger Hochachtung, indem der Sultan glaubte, ich hätte die Kohlen gefunden, halte aber aus eigennützigem Gründen mit meiner Kenntniss zurück, während ich über die Art und Weise empört war, wie mein Bericht aufgenommen wurde.

Nach meiner Rückkehr von Sansibar nach England, und nachdem ich des Sultans Hoffnungen auf die reichen Kohlenfelder nicht erfüllt hatte, wurde ich im Jahre 1882 zu meiner Genugthuung von der Königlichen Geographischen Gesellschaft ersucht, einen Bericht zu erstatten über die Ausführbarkeit des Plans, eine Karavane durch Massai-Land zu schicken, und über den Weg und die muthmasslichen Kosten mich zu äussern. Ich beeilte mich natürlich, meine Ideen dem Ausschuss vorzutragen. Mein Bericht war einem Plane günstig, dessen Ausführung etwa 4000 Pfd. St. kosten würde. Dieser Voranschlag war unter dem Eindrücke entworfen, dass ein Naturforscher die Expedition begleiten würde, weil diese Idee auf der vorjährigen Versammlung der British-Association durchgesprochen und für diesen Zweck einige hundert Pfund ausgeworfen waren. Es schienen sich jedoch der harmonischen Ausführung dieses Plans so viele Hindernisse in den Weg zu stellen, dass man ihn fallen liess und der Ausschuss sich zu einer rein geographischen Expedition entschloss. Zu meiner höchsten Genugthuung vernahm ich die Kunde, dass ich zum Führer dieser neuen Unternehmung auserwählt sei. Eine Summe von 2000 Pfd. St. wurde für dieselbe angewiesen, nachher 600 und später noch 400 Pfd. St.

mehr, auf meine von Ostafrika aus kurz vor Beginn der Reise gemachten Vorstellungen. Gern hätte ich die 4000 Pfd. St. empfangen, ich musste mich indessen mit der kleinern Summe zufrieden geben.

In meinen Verhaltensbefehlen war das Ziel meiner Reise also angegeben: „Ich sollte mich vergewissern, ob eine für europäische Reisende gangbare Strasse von einem der ostafrikanischen Häfen direct durch Massai-Land zum Victoria Njansa führe, und ferner den Berg Kenia untersuchen; ich sollte durch eine vorläufige Aufnahme des Landes eine bestmögliche Karte desselben herstellen oder die Daten zu einer solchen sammeln; endlich alle möglichen Beobachtungen über die Meteorologie, Geologie, Naturgeschichte und Ethnologie der durchwanderten Gegenden anstellen.“

Auf den nachfolgenden Blättern wird es meine Aufgabe sein, in der freien Weise eines Mannes, der sich besser darauf versteht eine Flinte zu handhaben als die Feder zu führen, zu erzählen wie das Werk ausgeführt worden ist, zu beschreiben, wo, wie und zu welchem Zweck wir reisten, oder mit andern Worten, von meinen Führerthaten zu berichten.

ERSTES KAPITEL.

DIE RECOGNOSCIRUNG.

Fahrt bis Sansibar. — Ankunft daselbst den 26. Januar 1883. — Kirchliche und gesellschaftliche Zustände. — Unerwarteter Mitbewerb durch Fischer's Expedition. — Thomson's Karavane, eingeborene Anführer und James Martin. — Ausflug nach Pangani und Mombas. — Was der Araber „segelfertig“ nennt. — Annehmlichkeiten einer Seereise in einer Dau. — Uebers Riff. — Unter Wasser. — Geschichte von Mombas. — Jetzige Zustände. — Besuch in Frère-Town. — Ein interessantes Haus. — Ein lustiger Missionar. — Rückkehr nach Sansibar. — Letzte Vorbereitung. — Schwierigkeit gute Träger zu bekommen. — Abreise.

Am 13. December 1882 schiffte ich mich nach Erledigung aller nothwendigen vorläufigen Anordnungen auf dem Dampfer „Navarino“ der Britisch-Indischen-Dampfschiffahrts-Gesellschaft ein, auf welchem nach Ostindien bestimmten Schiffe ich durch die Freigebigkeit jener unternehmenden Gesellschaft eine freie Ueberfahrt erhalten hatte. Ich verliess den Dampfer in Suez, machte einen Abstecher nach Kairo und traf zu meiner Freude dort Mitglieder der Geographischen Gesellschaft, welche gerade dem General Stone ein Abschiedsessen gaben, vor seiner bevorstehenden Rückreise nach dem Heimlande. Auch Lieutenant Wissmann, auf der Heimreise von seinem berühmten Marsche quer durch den Continent von Westen nach Osten, war damals in Kairo, um seine Gesundheit in der balsamischen Luft Aegyptens wieder herzustellen, bevor er sie der gefährlichen Strenge des deutschen Winters aussetzte. Ferner hatte ich die Freude, seinen berühmten Landsmann Dr. Schweinfurth anzutreffen, welcher mir manche freundliche Aufmerksamkeit erwies.

Im Verfolg der Reise, nach diesem höchst angenehmen Ausflug, berührten wir jenen eindrucksvollen und malerischsten aller östlichen Häfen, Aden, und näherten uns nach einer denkbar schnellsten und herrlichsten Reise am 26. Januar 1883 der jetzt schon so bekannten Insel Sansibar.

Die Gefühle, mit denen ich meine Augen abmühte, einen ersten Blick des Landes durch den Nebel zu erfassen, waren doch recht verschieden von denen vor fünf Jahren, als ich fast noch ein Knabe aufmerksam auf das Erscheinen der grünen Insel mit ihrer langersehnten tropischen Vegetation und unzähligen Wundern wartete, über welche die besondere Phantasie des „ungereisten Reisenden“ einen Schimmer und Glanz warf, welcher leider nur zu häufig von den erbarungslosen Erfahrungen selber zerstört wurde. Obgleich die wogenden Palmbäume mit ihrer reichen Last, die Gewürznelkenpflanzungen mit ihrem würzigen Geruch und die grossen Massen der Mangobäume mit ihren übersüssen Früchten und ihrem köstlichen Schatten mir seit langer Zeit vertraut geworden waren, so tauchte meine Phantasie Sansibar sowol wie das Festland jetzt gerade in glühende Farben — denn hier lag für mich das gelobte Land mit seinen vielen anziehenden Winkeln für den Reisenden, der jetzt wagen und gewinnen wollte und der Möglichkeit der Täuschung nicht gestattete, seine schwärmerischen Erwartungen herunterzustimmen.

Am Morgen des obenerwähnten Tages warf der Dampfer „Oriental“, Kapitän Lewnes, Anker im Hafen. Unmittelbar darauf erschien eine bekannte sansibarar Persönlichkeit — Pira, der in allen Sätteln gerechte Agent des Sultans Sejjid-Barghasch — an Deck in seiner Eigenschaft als Seiner Hoheit Gesellschafter und Hafenmeister. Darauf ging ich in dienstlicher Absicht an Land, um mich dem Oberst S. B. Miles,

einem den Geographen wohlbekannten Reisenden im Somalilande, vorzustellen, welcher damals als Generalconsul und politischer Agent für den auf Urlaub abwesenden Sir John Kirk amtirte. Ich wurde von Frau Miles als längst erwarteter und willkommener Gast empfangen und in mein altes Quartier geführt, welches ich schon so oft bewohnt hatte, dass es für mich zu meiner zweiten Wohnung geworden war.

Bald wusste ich alle Neuigkeiten, welche in einem so weit von dem aufregenden Kampfplatz der europäischen Politik abgelegenen Platze den Hauptstoff der Unterhaltung abgeben. Zu meinem grossen Bedauern erfuhr ich, dass Bischof Steere zur grossen Armee abgegangen sei. Ein Mann von seltenem Talent und Takt verband er die natürlichen Fähigkeiten eines Vertreters der Hochkirche auf eine merkwürdige Weise mit den charakteristischen Eigenschaften eines Weltmanns. Als Haupt der Universitätsmission in Ostafrika vollführte er herculische Arbeiten von eigenthümlich verschiedener Art, welche sein Andenken als das eines grossen und guten Menschen stets in Ehren halten werden. Seit seinem Tode haben sich die jüngern und hitzigern Köpfe der Mission emancipirt und in höchst extravaganten Formen jene besonderen wenn auch harmlosen Eigenthümlichkeiten entwickelt, welche einmal mit der Wiederbelebung der kirchlichen Gebräuche unserer Tage verbunden werden. Leute mit unruhigem Gewissen mögen Trost in den Glaubensartikeln finden, und gewissenhaft eingehaltene Fastenzeiten in geeigneten Jahresperioden mögen gut dazu sein, die Erbsünde in passende Grenzen einzuschränken, besonders bei Leuten, welche die Ertödtung des Fleisches predigen. Diese kleinen Mittelchen erweisen sich als eine wahre Gottesgabe für die europäische Colonie, welche sich der guten Dinge dieser Welt, soweit sie sie erreichen kann, freut, häufig sich bis zum

Tode langweilt und dann sich in der Eintönigkeit ihres täglichen Lebens auffrischen kann durch die Erzählungen über die Possierlichkeit dieser ritualistischen Gebräuche. Andererseits kann man nur mit Mitleiden daran denken, wie so manche wohlherzogene Menschen, edle und echte für grosse Aufgaben sich erwärmende Seelen, so ohne Noth einem tödlichen Klima darin beistehen, vorzeitige Krankheiten hervorzurufen und lustig den Gedankenlosen aufzuspielen, die, sich blos an der Oberfläche haltend, vergessen, welch starker Strom wahrer Gefühle da unten fliesst.

Ein Verlust jedoch, welchen ich unmittelbarer fühlte als den des Dr. Steere, war der des wohlbekannten Dschuma, welchen ich gehofft hatte wieder als Anführer mitzunehmen. Auch er war gestorben nach einem kurzen aber bewegten Leben, nachdem er auf seine Weise indirect viel für die Aufschliessung Afrikas und dessen Handel gethan hatte.

Ausser dem Tode dieser beiden hervorragenden Männer fand ich wenig bemerkenswerthe Veränderungen. Kapitän Luxmore war Kapitän Brownrigg im Commando der „London“ gefolgt, nachdem der letztere schmählicherweise von Sklavenhändlern auf der Höhe von Pemba erschlagen war. Eine neue Commission war ebenfalls an die Stelle meiner alten Freunde getreten. Unter den Kaufleuten fand ich noch manche liebe Bekannte, von denen ich mit sprichwörtlicher Gastfreundschaft aufgenommen wurde.

Zu meiner besondern Beruhigung hörte ich von Oberst Miles, dass unsere Regierung mich dem Sultan angemeldet und seiner freundlichen Beihülfe empfohlen hatte. War ich doch besorgt gewesen, dass, nachdem ich vergeblich eine Kohlenmine am Ufer des Rovuma für ihn gesucht hatte und von Seiner Hoheit auf ziemlich schlechtem Fuss geschieden war, er alles Mögliche thun würde — und das wäre gar

nicht wenig gewesen — meiner Reise Hindernisse in den Weg zu legen. Nunmehr jedoch war ich froh zu wissen, dass, wenn er mir auch nicht half, er wahrscheinlich mir auch das Spiel nicht verderben werde.

Ein abendlicher Spaziergang nach den Tennis- und Fussballspielplätzen des Sansibarer Gymkhanaclubs erweckte alte Erinnerungen an frühere Schwitzbäder durch Spiele, welche, wenn auch gesund, doch lieber nach gemässigten Klimaten verbannt werden sollten. Eine Plauderstunde vor dem „Palast“, vor welchem die Blechmusikkapelle Sr. Hoheit aufspielte, vervollständigte den Schlendergang meines ersten Tages in Sansibar und liess mich noch einmal so recht fühlen, dass ich wieder „in der Stadt“, und zwar in der ostafrikanischen Kapitale war. Dieselbe hatte sich äusserlich gar wenig verändert. Einige Wohnungen mehr waren in Trümmer gefallen. Den Wanderer grüssten halb ausgebaute und dann verlassene Häuser wie ehemals. Nur im Hafen, am Hafenhause und dem Palaste waren einige Verbesserungen zu erkennen. Des Sultans grosser Thurm war nicht eingestürzt, vielmehr schien von seiner Spitze elektrisches Licht in ergötzlicher Unstetigkeit herab.

Die Kirche der Universitätsmission war noch nicht zusammengestürzt, obgleich sie sicherlich nicht zu längerem Dasein bestimmt schien. Eine der interessantesten Landmarken der Stadt — das Fort —, dessen Erbauung gewöhnlich den Portugiesen zugeschrieben wird, als sie im Anfange des 16. Jahrhunderts Sansibar erobert hatten, befand sich im Zustande fortschreitenden Verfalls, um Platz zu machen für einige Verbesserungen; und vielleicht war es nur gut, dass es verschwand, wenn man es nicht aus antiquarischen Rücksichten erhalten wollte. Erst kürzlich war man durch Zufall dahinter gekommen, dass seine düstern Kerkerräume

die Schauplätze von Schrecken und Ungerechtigkeiten gewesen waren, welche selbst in der Geschichte orientalischer Gleichgültigkeit und Misregierung ihres Gleichen suchen. Wir dürfen uns freuen, dass Sir John Kirk durch rasches Eingreifen diesen Grausamkeiten einen starken Riegel vorschob, sodass wahrscheinlich niemand mehr zu einem unnennbaren Tode in jenen Räumen verdammt wird. Eine Schilderung der ersten Entdeckung dieser Höhle im vorigen Jahre lässt sich hier nicht wiedergeben — Sir John und der Doctor wurden buchstäblich durch die grauenhafte Atmosphäre zurückgetrieben, als die Thür zuerst geöffnet wurde.

Die Neuigkeiten aus dem Innern waren von keinem besondern Interesse. Die Missionare waren so thätig wie je und hielten wenigstens das Land offen, wenn sie auch nicht viele Proselyten machten. Die belgische Abtheilung der „Internationalen Afrikanischen Gesellschaft“ hatte gerade aufgehört, weitere Versuche zu machen, über den Tanganjikasee hinaus vorzudringen, und begnügte sich Karema zu behaupten, wodurch meine schlimmsten Prophezeiungen mehr als gerechtfertigt erschienen. Mehrere Leute waren gestorben und bis zu diesem Moment harrten die grossen Hoffnungen der Gesellschaft ihrer Erfüllung. Selbst Unjanjembe war aufgegeben, trotz seiner ausgezeichneten Lage für die Ausbreitung des Christenthums und der Civilisation und als Ausgangspunkt für den wissenschaftlichen Reisenden. Die thätigern und wissenschaftlichern Deutschen waren nicht so lässig gewesen. Sie hatten viel nützliche Arbeit geleistet, welche ich nur hier nicht alle aufzählen kann.¹ Einige Tage nach

¹ Der gleich erwähnte Dr. Fischer hatte schon, als Thomson noch „ein Knabe“ war, verschiedene Reisen ins Innere gemacht nach dem Gallas-Lande, laut Sitzungsbericht der Hamburger Geographischen Gesellschaft von 1876/77, welche jetzt im Jahre 1884 einen vorläufigen

meiner Ankunft gelangte aus dem Innern die Nachricht hierher, dass der Astronom¹ der deutschen Gesellschaft den Tanganjikasee erreicht habe aber dort gestorben sei.

Von ganz speciellem Interesse für mich waren indessen die Gerüchte über die Reisepläne eines deutschen Naturforschers, nämlich des Dr. Fischer. Dieser Herr hatte bereits mehrere Jahre an der Küste zugebracht, und war jetzt von der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg beauftragt, gerade in jene Gegenden vorzudringen, wohin ich mich anheischig gemacht hatte zu gehen. Man hatte es für nothwendig gehalten, seine Bewegungen mit einem dichten Schleier des Geheimnisses zu umgeben — wohin er ginge und welchen Weg er einschläge. Ich ermittelte jedoch, dass er vorhatte, den Keniaberg und Baringosee zu besuchen, und wenn möglich darüber hinaus in die sogenannten Gallas-Länder vorzudringen.² Obgleich er bereits verschiedene Monate mit den Zurüstungen hingebraucht hatte, so erfuhr doch niemand etwas Bestimmtes über die geplante Reise, bis er im Begriff stand abzumarschiren. Die ersten Nachrichten von der vollendeten Thatsache lähmten darum meine Entschliessungen nicht wenig, wenn ich bedachte, dass mir gewissermassen der Boden unter den Füßen so unerwarteterweise weggenommen wurde. Ich musste mich mit dem Gedanken trösten, dass das Feld ein grosses sei und dass trotz alledem ich wol auch noch einige Körner würde auflesen können.

Bericht über diese Reise von 1883 veröffentlicht; von den frühern Reisen scheint Thomson jedoch keine Kunde gehabt oder Notiz genommen zu haben.

¹ Kayser, bis dahin Assistent der Königlichen Sternwarte zu Bonn.

² Dr. Fischer nahm anfangs einen viel südlichern Weg, den Pan-ganifluss hinauf.

Nachdem ich nun die Bekanntschaft mit meinen Freunden und den liebgewonnenen Plätzen früherer Tage erneuert, die Nachrichten aus dem Innern gesammelt und erfahren hatte, wie weit über bisher dunkle Theile desselben neues Licht verbreitet war, begann ich selber mich zu rüsten. Zuerst sicherte ich mir meine Anführer, von denen der Erfolg einer afrikanischen Entdeckungsreise in so hohem Grade abhängig ist. Darin war ich glücklich; Makatubu, mein geschickter Unteranführer auf meinen zwei vorhergehenden Ausflügen, war zu haben. Was Anstrengungen, grosse Thatkraft und Verstand im allgemeinen anbelangt, so steht er keinem der Suaheli nach, mit denen ich bis dahin in Berührung gekommen bin. Sein grosser Fehler ist der absolute Mangel an Takt im Umgange mit seinen Untergebenen. Er kann sich nie den Einfluss erwerben, welcher zur Führung nöthig ist. Ohne diesen Mangel würde ich nie Bedenken getragen haben, ihn an die Spitze meiner Karavane zu stellen; so wie die Sache aber lag, musste ich ihn wieder an die zweite Stelle setzen, und zugleich die Waaren seiner besondern Obhut anvertrauen.

Als ich mich nach einem Anführer umsah, entdeckte ich zu meiner Freude Muinji-Sera oder Manwa-Sera, den Anführer Stanley's auf seiner Reise durch den Continent. Ich glaubte in diesem Manne einen Hauptfund gemacht zu haben, da ich anzunehmen mich berechtigt hielt, dass in ihm etwas von dem „Immer vorwärts“ seines erlauchten Herrn und Meisters stecken würde. Ich hätte mich nicht schlimmer täuschen können. Er erwies sich als eine so lässige und unnütze Persönlichkeit, wie man sich nur denken konnte, wenn er auch, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ehrlich und verständig war und nie versuchte, sich mir irgendwie in den Weg zu stellen. Er war damit zufrieden

— vermuthlich wegen seines Alters —, als das Parädestück der Karavane angesehen zu werden und wurde demgemäss behandelt.

Auch wurde ich etwas enttäuscht hinsichtlich des Katschetsche — Stanley's vielgepriesenen Geheimpolizisten, der sich indessen nicht als unbrauchbar erwies. Er verstand z. B. ausgezeichnet Lebensmittel einzukaufen und dieselben zu allgemeiner Zufriedenheit unter die Leute zu vertheilen. Er kannte ebenso viel Schleichwege als ein heidnischer Chinese, und für die tausend kleinen Dienste war er geeignet wie nur einer. Katschetsche wurde deshalb an die Spitze des Verpflegungsamts und des Kundschafterdienstes gestellt.

Nach Katschetsche kam Brahim oder Ali-Ngombe (Ali der Bulle). Es war ein nicht ungefährliches Unterfangen von meiner Seite, gerade diesen Mann als Führer anzustellen. Auf meinem ersten Ausfluge war er ein Träger, welcher freilich als Arbeitsmann ohne Frage einer der besten Leute der Karavane war, aber auch bei allen Streitigkeiten den Rädelsführer spielte. Er war es gewesen, welcher die Empörung in Uhehe anstiftete, als alle Leute davonliefen, und allüberall war er der Dorn im Fleische. Von mächtigem Körperbau und im Zorn von wüthendem Aussehen war er das Schönheitsideal eines Wilden. Er war der Stier der Karavane und der Abgott der Leute zugleich. Bei solchen Eigenschaften glaubte ich ihn über die andern erheben und durch höhern Rang von ihnen trennen zu sollen, um damit seine guten wie schlechten Seiten zu meinen Gunsten zu wenden. Es war ein kühnes aber glückliches Wagniss. Brahim fiel aus, ganz wie ich es erwartete. Er besass eine merkwürdige Gewalt über die Leute. Sie fürchteten ihn und zugleich liebten sie ihn, wegen seines lustigen zu Scherzen geneigten Temperaments. Während er früher seine Freude daran hatte,

Unfrieden und Aufsätzigkeit zu erregen, wurde er jetzt der Schrecken aller streitsüchtigen Personen. Der Anblick von Brahim mit seinem Stocke genügte vollständig, das Räderwerk des Karavanenlebens mit Oel zu versehen und in wundervoll rasche Bewegung zu versetzen. Er hatte die Stellung als mein Adjutant, mein persönlicher Marschbeistand und Jagdgenosse. Einen allgemeiner nützlichen Diener habe ich nie gehabt, und ich hätte ihn nicht gegen zehn Gemeine aus meiner Karavane ausgetauscht.

Die Liste meiner Anführer schliesst ab mit Msi-Uledi, einem ausserordentlich brauchbaren Menschen, gewandten Tuchhändler und erfahrenen Waarenhändler überhaupt. Er war Makatubu's Beistand in der Beaufsichtigung der Waaren und Vorräthe.

Im ganzen bildeten meine Karavanenführer ein so durchweg gutes Corps als ich nur hätte antreffen können, und es gereicht mir zum grossen Vergnügen anzuerkennen, dass sie überall mit mir in jeder Beziehung zusammenwirkten und sich eifrig, bestimmt und ehrlich bemühten, die Expedition zu einer erfolgreichen zu machen.

Es bleibt mir jetzt noch übrig, einer andern werthvollen Zugabe zu meiner Karavane Erwähnung zu thun in der Person des malteser Matrosen James Martin. Als ich England verliess, war ich entschlossen, keinen weissen Mann mit mir zu nehmen, aber bei meiner Ankunft in Sansibar stellte sich mir Martin mit sehr guten Zeugnissen über seinen Charakter zur Verfügung. Er hatte mehr als sechs Jahre im Dienste der Mission zu Mombas gestanden, verstand die Suahelisprache sehr gut und war vollständig vertraut mit dem Wesen der Eingeborenen. Da er damals ohne Stelle und bereit war mir zu dienen um einen Lohn, den ich selber bestimmen möchte, so entschloss ich mich kurz und gut ihn

anzustellen, und freue mich sagen zu dürfen, dass ich nie Grund hatte, meinen Entschluss zu bereuen. Obgleich er weder lesen noch schreiben konnte, so war er doch ganz, verständig und konnte nach Matrosen Art sich in zehn Sprachen unterhalten. In jeder Beziehung, in Sitten, Sprache, Kleidung u. s. w., stand er hoch über dem Durchschnittsmatrosen, und so trug ich von Anfang an kein Bedenken, ihn mehr als meinen Gefährten wie als meinen Diener anzusehen. Doch erhob er deshalb niemals Ansprüche, sondern blieb respectvoll von Anfang bis Ende, hatte niemals eine eigene Meinung über das was geschehen oder unterbleiben sollte, war immer bereit Befehle auszuführen und immer beflissen etwas zu thun. Als Beweis, wie gut wir miteinander fertig wurden, möchte ich die auf afrikanischen Reisen wohl unerhörte Thatsache erwähnen, dass niemals zwischen uns ein unfreundliches Wort gefallen ist. Ich kann Martin gar nicht genug loben, und wenn mein Geschick mich je wieder nach Afrika zurückführen sollte, so würde ich nach keinem bessern Begleiter ausschauen.

Nachdem ich diese wichtigen und befriedigenden Anordnungen getroffen hatte, hielt ich es für angezeigt, einen Ausflug nach dem Panganifluss und Mombas zu machen, um über die Wege durch Massai-Land und die Natur der für die Völkerstämme jener Gegend passenden Waaren Erkundigungen einzuziehen und zu ermitteln, ob es rathsam sei, meine Träger aus den Küstenstädten, von denen die Karavanen ausgehen, oder von Sansibar zu entnehmen, dessen Bewohner mit dem zu durchwandernden Landstrich völlig unbekannt waren, und bei den Stämmen des Innern in grosser Misachtung standen. Diese Gedanken im Auge behaltend, reiste ich am fünften Tage nach meiner Ankunft in Sansibar mit Martin und meinen Zugführern ab. Wir gingen am Abend

des 1. Februar unter Segel und kreuzten am andern Morgen in unserer unglückseligen Dau in der Höhe des Nordendes der Insel, unter vergeblichen Versuchen vorwärts zu kommen. Gegen Mittag sprang eine günstigere Briese auf, und so kamen wir nach dem üblichen Anfall von Seekrankheit bei der Ueberfahrt über den Kanal in die Mündung des Pangani-flusses, und warfen um 3 Uhr vor der Stadt Anker. Nach der Landung gingen wir sofort nach dem von den Universitäts-missionaren bewohnten Hause, in welchem dieselben auf ihrem Wege zwischen Sansibar und der Station Magila am Fusse der Usambaraberge zu verweilen pflegen. Ich hatte einen Brief an den Wali oder Gouverneur bei mir; der Herr war jedoch ausserhalb der Stadt.

Das Glück war mir indessen insofern hold, als ich den Anführer Fischer's antraf, welcher sich ziemlich mittheilsam erwies. Da hörte ich denn eine traurige Geschichte von nutzlos verlorenen Monaten und andern langweiligen Hindernissen, welche einen geradezu toll machen konnten. Die Leute waren haufenweise davongelaufen, trotz des wirksamsten Beistandes des Wali und der ausdrücklichsten Befehle des Sultans. Zu jener Zeit waren 50 Deserteure gefangen eingebracht und lagen in der Stadt in Ketten. Der grössere Theil des Jahres war darüber verstrichen. Diese That-sachen entsprachen durchaus meinen Erfahrungen mit den Wer-bungen an der Küste und ich nahm mir im Stillen vor, keinen Versuch zu machen, meine Karavane am Pangani zu organisiren.

Den Abend brachte ich in der Gesellschaft der indischen Kaufleute zu, welche mich gastfreundlich empfingen und mir höchst werthvolle Mittheilungen über die im Binnenlande verlangten Waaren gaben.

Da eine Verlängerung des Aufenthalts sich nicht lohnen

würde, so marschirte ich am folgenden Morgen längs der Seeküste nach Mombas, theils um mich mit dem allgemeinen Aussehen der Landschaft bekannt zu machen, theils in der Hoffnung, meine Kenntnisse über die Erfordernisse zu meiner Expedition zu vermehren. Unser Weg führte uns längs des untern Abhangs des hohen Strandes dieser Küste. Er ist armselig angebaut, der grössere Theil bestanden mit Buschwerk, zwerghaften Fächerpalmen und Dumpalmen. Ein sechsstündiger Marsch über diese uninteressante Landschaft brachte uns nach dem kleinen Dorfe Tangata. Etwas enttäuscht war ich darüber, dass Martin durchaus kein guter Fussgänger war und sich die Füsse bös wund gelaufen hatte. Wir blieben die Nacht in Tangata und erfrischten uns durch ein Bad in dem Bache.

Früh am Morgen aufbrechend setzten wir in einem Kanoe über den Bach nach einem Dorfe am andern Ufer, wo mich die Rückkehr verschiedener Träger von einer Massaikaravane höchlichst interessirte.

Wenige Stunden brachten uns dann zu dem wichtigen Küstenpunkt Tanga, welcher reizend auf hohem Steilufer in einem Wäldchen von Kokospalmen liegt, während ein kleiner hübscher Bach sich ins Land streckt und hier einen geräumigen Hafen bildet.

Bei meiner Ankunft daselbst war ich aus Rücksicht auf Martin gezwungen, meine Absicht die Reise zu Lande weiter fortzusetzen aufzugeben und mich der scheusslichsten aller Transportmittel, einer ostafrikanischen Dau zu bedienen. Eine war gerade fertig, um sofort unter Segel zu gehen und so schloss ich mit ihr den Vertrag ab. Als uns am Abend mitgetheilt war, dass, wenn wir fertig seien, die Dau auch fertig sei, so marschirten mir zum Strande hinunter, um zu unserer Ueberraschung zu entdecken, dass die Dau hoch und

trocken dalag; keine Seeleute, kein Segel, keine Riemen, nichts war am Platze. Da auch keine Erklärung für diese sonderbare Form der Seebereitschaft erfolgte, so mussten wir nach dem üblichen Donnerwetter unsern Zorn hinunterschlucken und uns bis Mitternacht zurückziehen, bis die Flut käme und die Dau flott machte. Als wir um diese Zeit aufgestanden waren, hörten wir, dass vor 3 Uhr morgens kein günstiger Wind sich erheben würde, und so krochen wir bis dahin ins Quartier zurück. Dann standen wir nochmals auf mit dem entschiedenen Willen abzureisen, worauf uns ganz kühl zu verstehen gegeben wurde, dass die Dau überhaupt nicht abfahren werde. Da dies offenbar ein Versuch war, mehr Geld von mir zu erpressen, so beschloss ich dem Schiffseigner zu zeigen, dass kein richtiger Schotte sich so etwas gefallen lasse, bemächtigte mich also seiner Person und schleppte ihn vor den Wali, der ihn sofort in Ketten warf. Darauf versprach mir der Kapitän der Dau, auf seine eigene Verantwortung mich am andern Morgen mitzunehmen, obgleich er gar nicht die Absicht hatte irgend etwas Derartiges zu thun, wie wir sehr bald merkten. Dieses Spiel mit meinen Wünschen verbesserte meine Laune natürlich durchaus nicht, wie man sich leicht vorstellen mag. In meiner Aufregung über einen so herausfordernden Verzug war ich nahe daran meinen Marsch zu Lande fortzusetzen, als ein anderer Araber erschien, um mir zu sagen, dass er für eine gewisse Summe mich sogleich mitnehmen wolle, da seine Dau vollständig segelfertig sei. Nach der dem andern Menschen gegebenen Lection glaubte ich, dass diesmal etwas an dem Worte „segelfertig“ sein müsse, und nahm das Anerbieten an. In der sichern Ueberzeugung, dass alles in Ordnung sei, brachen wir also wieder nach dem Strande auf. Zu meinem grossen Aergerniss fand ich aber, obwol die Dau zur Stelle und

auch segelfertig war, was Leute, Segel u. s. w. anbetraf, dass die ganze Ladung erst ausgeschifft und Ballast eingenommen werden musste, bevor wir den Hafen verlassen konnten.

Ich war in heller Verzweiflung und führte eine Art Kriegstanz auf, welcher den Araber um seinen letzten Brocken Verstand brachte. Ich wollte nicht noch einmal angeführt sein! Besitznehmend von dem Schiffe zog ich meinen Revolver mit grimmiger Miene hervor, hiess den Eigner sich niedersetzen, und warnte die Mannschaft mit fürchterlich ernstem Gesicht, keinen Fluchtversuch nach dem Strande zu wagen. Dann commandirte ich jedermann an die Arbeit, warf die Ladung auf den Sand hinaus und lud Ballast wieder ein. Das war bis Mittag gethan. Dann fanden wir freilich auch, dass der Wind zu hart wehte, als dass wir hätten in See stechen können. Es half darum nichts, wir mussten bis zum Abend warten, Wachen aufsetzen und Matrosen, Eigner und Schiff bewachen. Trotz des Hungers und der brennenden Sonne führten wir den Dienst wirksamst aus, und als 1 Uhr früh herankam, waren wir wirklich ganz klar zur Abfahrt und alles in bester Ordnung. Wir setzten also den Araber ans Land, lichteten unsern Anker und fuhren hinaus in die See.

Ich habe nun zu dieser sowie anderer Zeit mir einen beträchtlichen Vorrath von Erfahrungen in Segelfahrten mit Daus erworben; indessen ward diese Fahrt, obwol nicht die längste, doch die schrecklichste durch ihre wechselvolle Häufung von Widerwärtigkeiten. Ich bin gar nicht ekel; ich habe gar keine feine Nase und meine afrikanischen Erfahrungen haben mich nichts weniger als wählerisch gemacht; aber ich muss doch gestehen, dass in diesem Falle weder meine Sinne noch meine Nerven den Erfahrungen dieser Daufahrt gewachsen waren. Man denke sich ein seltsam gestaltetes Boot von ungefähr 600 Ctr. Ladefähig-

keit, hinten zum Theil mit einem Deck versehen, mit hohem Hintertheil und niedrigem Bug, sodass einem nervösen Menschen sich stets die Ueberzeugung aufdrängt, das Schiff habe das selbstmörderische Verlangen, unter die erste beste entgegenkommende Welle unterzutauchen. Ein einzelner Mast von 5—6 m Höhe trägt ein unhandliches Lateinsegel von zur Grösse des Schiffes unverhältnissmässigen Dimensionen, welches an verrotteten Kokosnussfasertauen gehisst wird, die nicht selten Mannschaften und Passagiere erschrecken — wenn sich nichts Schlimmeres ereignet — dadurch, dass sie brechen und den ganzen Plunder aufs Deck fallen lassen. An unzähligen Stellen ist das Fahrzeug leck, sodass mehrere Leute beständig Tag und Nacht das Wasser ausschöpfen müssen. Und von vorn bis hinten diese Mischung von abscheulichen geradezu krank machenden Gerüchen. Das faulende Holz mit seinem Anstrich von ranzigem Kokosnussöl und dem in den Jahren angesammelten Schmutz und Koth, das Bilgewater¹, die Ladung und die Hautausdünstungen der zusammengedrängten Neger — alles vereinigt sich zu einer Gesamtwirkung, die sich nicht beschreiben lässt. Es würde noch angehen, wenn man blos die Gerüche des Fahrzeuges zu ertragen hätte; aber leider bilden sie nur einen Posten in der ganzen Rechnung. Nachdem man sich endlich in die Dau gefunden hat und mit Ergebung ins Unvermeidliche sich niederlegt, um im Schlafe alles zu vergessen, macht man alsbald die Entdeckung, dass noch eine sehr entbehrliche Gattung von „Stammgästen“ existirt, die sich gern einstellen, wo Schmutz und Unflath vorherrschen. Der Mensch müsste ein Wunder von Unempfindlichkeit sein, den diese hart-

¹ Bilgewater ist das an den untersten Stellen des Schiffsraumes, also beim Segeln in der Kimm oder Kimmung, beim Dampfer um das Kielschwein sich ansammelnde Wasser.

näckigen kleinen Bestien nicht wach erhielten. Heute waren sie ganz besonders rührig, ohne Zweifel angeregt durch die Entdeckung eines dünnfelligen Individuums — eine entschieden angenehme Abwechslung gegen die Lederhaut der Neger. Noch ein anderer Schrecken harrte meiner in der Gestalt von Ratten. Da diese mich in der Kajüte, in der Koje, und also in meiner Zwangslage entdeckten, so war ich gänzlich ihrer Gnade preisgegeben und sicherlich machten sie von dieser Gelegenheit einen höchst nichtswürdigen Gebrauch.

Das waren meine Erfahrungen der ersten Nacht an Bord der Dau. Am Morgen entdeckten wir, dass wir sehr wenig vorwärts gekommen waren und bei leichtem Wind uns fast noch vor der Mündung des Baches befanden. Wir hatten gehofft, uns innerhalb der Riffe halten zu können, wo die See ziemlich schlicht war, aber es stellte sich bald heraus, dass wir in die offene See hinaus mussten, wenn wir überhaupt vorwärts kommen wollten. So gingen wir denn an die Aussenseite und nun dauerte es nicht lange, bis ich die untersten Tiefen körperlicher Jämmerlichkeit erreichte. Das Rollen der See machte mich sofort seekrank, und obendrein hilflos den erbarmungslosen Strahlen einer tropischen Sonne ausgesetzt glaubte ich bald mehr todt als lebendig zu sein. Am Abend waren wir erst in der Höhe von Pemba, während ich mein Schicksal verwünschte und bedauerte, jemals das „feste Land“ verlassen zu haben. Gegen Sonnenuntergang wurde die Sache noch dazu etwas bedenklich. Der Wind erhob sich zu beträchtlicher Stärke, die Finsterniss war vollkommen und wurde nur dann und wann von leuchtenden Blitzen unterbrochen. Regen stellte sich ein und in der Dunkelheit und dem fürchterlichen Stampfen nahmen wir soviel Wasser über, dass die Dau zu versinken drohte. Die Segel mussten gerefft werden und zuletzt mussten wir alles

der Vorsehung anheimgeben, da wir weder Kompass noch Lichter hatten, und weder wussten wo wir waren noch wohin wir zu steuern hatten. Eins nur wussten wir nur zu gut, nämlich, dass wir uns in der unmittelbaren Nähe der höchst gefährlichen Korallenriffe befanden, und mehr als einmal ergriff uns ein panischer Schrecken, wenn das entfernte Rollen des Donners mit dem Brechen der See auf den Korallenriffen verwechselt wurde.

Nach einer so angstvollen Nacht begrüßten wir natürlich die Morgendämmerung mit nicht geringer Freude. Wir sahen, dass wir erst bis Guasi gekommen waren, und dass der Wind, obwol mässiger geworden, uns doch entgegenwehte. Da wir nicht nachgeben wollten, so lavirten wir den ganzen Vormittag in dem schweren Seegange, der mich erbärmlich krank machte.

Nachmittags frischte der Wind erheblich auf und die See wurde immer drohender. Es blieb uns nichts übrig als abzuhalten und auf gut Glück über die Riffe wegzusegeln, wenn wir nicht riskiren wollten zu sinken. Obwol uns keine Oeffnung bekannt war, so beschlossen wir doch den Versuch zu machen hinüber zu kommen. Vor dem Winde auf die schäumende Brandung zusetzend, entdeckten wir zuletzt eine sehr kleine und dazu unregelmässige Lücke in der Linie der Brecher. Martin, welcher die vorige Nacht beständig am Ruder gestanden hatte, nahm mit zusammengekniffenen Lippen seinen Posten wieder ein. Als wir uns dem Rande des weissen Schaums näherten, stockte allen der Athem bei jeder heranrollenden See, und wir standen wie festgenagelt vor dem Anblick der donnernden Gewässer. Zuletzt wurden wir kopfüber zwischen die Riffe geworfen. Ein wilder Plumps und noch einer, ein ohrenbetäubendes Gebrüll, ein Schrammen am Boden und ein Schauer, als hätte jedermann einen elek-

trischen Schlag empfangen — wir hatten wirklich die Felsen gestreift, aber jetzt holten wir desto tiefer Athem, als wir uns heil innerhalb derselben wussten. Martin sagte mir, dass er während der sechs Jahre, in welchen er in jedem Monat zur See gewesen sei, sich nie so offenbar am Rande des Verderbens gefühlt habe. Wir waren ihm buchstäblich um Haaresbreite entgangen.

Was jetzt zu thun sei, war die neue Frage. Obgleich verhältnissmässig schlicht, war die See doch zu rauh, als dass wir uns an den Strand wagen, durften, und noch dazu hatten wir weder ein Boot noch ein Kanoe. Ich hatte indessen bei mir ausgemacht, unter keinen Umständen in dem verwünschten Fahrzeug wieder in die See hinauszugehen. Wie ich mir heroisch gestand, war ich gerüstet, den sprichwörtlichen Löwen in seiner Höhle aufzusuchen und Wunderthaten gegen feindliche Wilde auszuführen, aber es lag für mich nichts Romantisches darin, in meinem Zustande körperlichen Zusammenbruchs einem Sturme Trotz zu bieten und noch dazu in jenem die Atmosphäre erfüllenden fürchterlichen Gestank. Also ans Land musste ich, es koste was es wolle. Hätte ich schwimmen gelernt, so würde ich ohne weitere Umstände in die See gesprungen sein und hätte es darauf ankommen lassen „terra firma“ zu erreichen, aber unglücklicherweise war das Schwimmen meine schwache Seite.

Zuletzt jedoch entdeckten wir ein Fischerkanoe in der Entfernung und mein Brahim schwamm sofort mit herkulischen Schlägen ans Land und lief längs des Strandes, um es herbeizuholen. Das Kanoe war freilich bei näherem Besehen nicht gerade einladend. Von Gestalt sah es aus wie der Hinterlauf eines Hundes; es leckte entsetzlich, und eingepökelt wie wir darin sassen lief es halb voll Wasser. Aber verzweifelt wie ich war, hätte ich mich an einen Strohhalm geklammert wie ein

Ertrinkender. Hinein taumelte ich, setzte mich und sass zu meiner Beruhigung nur bis an die Brust im Wasser. Nachdem wir erst wirklich schrecklich herumgeschaukelt waren, näherten wir uns endlich dem Ufer, welches sehr steil war, sodass sich die See heftig dagegen brach. Auf dem Rücken einer heranrollenden Welle kamen wir heran, stiessen auf und ich sprang heraus, wie das Kanoe unter Wasser ging, wurde aber sofort von der sich zurückziehenden Woge niedergeworfen. Vergebens schrie und zappelte ich, und ich war gerade im Begriff nach See zu treiben, als mein immer gerüsteter und treuer Brahim mir zu Hülfe eilend mich aus dem Wassergrabe rettete, der ich, hinkend freilich und triefend, aber von Herzen dankbar war, den unbeschreiblichen Unbequemlichkeiten der Dau glücklich entronnen zu sein. Ueberzeugt, dass auf diesem wüsten Fleck weder Nymphen noch Eingeborene mich in dem ursprünglichsten aller Kostüme überraschen würden, hing ich rasch meine Kleider über die Büsche, während ich mich in dem klaren Wasser einer geschützten Bai reinigte und dann unter dem köstlichen Schutzdach eines Baumes ausruhte, innerlich jauchzend, einmal wieder festen Boden unter mir zu fühlen.

Die verlängerten Schatten warnten mich bald, dass Träume von Arkadien an diesem wüsten Fleck nicht angebracht seien. Ich warf mich also in meine gut durchlüfteten Kleider, und ging nach Art schiffbrüchiger Seeleute Nahrung und Obdach suchen. Wir brauchten nicht lange zu wandern, bis wir einen kleinen Kokoshain entdeckten. Dort durften wir Einwohner erwarten und täuschten uns darin nicht bei näherer Untersuchung. Wir fanden einige Wadigo, welche rasch in gastfreier Absicht einige halbreife Kokosnüsse herunterwarfen. Während wir die erfrischende vegetabilische Milch tranken, wurden Eier gekocht und ein fettes Huhn über dem Feuer am Spiess gebraten. In der zunehmenden Dunkelheit setzten

wir uns dann nieder, um uns von Herzen der fremden und wilden Scene und unserer pikanten Lage zu freuen. Und als der innere Mensch vollständig befriedigt war, machten wir unser Graslager unter den Traufen der Hütten, und eingewiegt von den seufzenden Palmwedeln über uns, den Tausenden von Heimchenstimmen um uns, und dem Donnern der Brandung in der Entfernung, fielen wir bald in Schlaf, um von der See und den Märchen vom Eisvogel zu träumen, ohne von dem Alp der Dau und ihrer Bewohner gedrückt zu werden.

Am nächsten Morgen machten wir uns frühzeitig auf den Weg, nachdem wir unsere einfachen Wirthe ansehnlich belohnt hatten, und marschirten heitern Sinnes vorwärts durch eine fast unbewohnte Landschaft, bis wir an den südlichen Arm des Flüsschens kamen, welches die Insel und die weitberühmte Stadt Mombas umfließt. Und hier mag es mir gestattet sein, während wir auf das Kanoe warten, welches uns ans andere Ufer tragen soll, einige Mittheilungen über die Geschichte dieses Ortes zu bringen.

Mombas, oder wie die Suaheli es nennen, Mwita, hat eine wunderbar unruhige und lebhafte Geschichte gehabt. Schon seit 1331 ist der Ort bekannt und wird von einem arabischen Schriftsteller als ein wichtiger, ergiebiger und blühender Platz geschildert. Etwas mehr als zwei Jahrhunderte später entging Vasco da Gama auf jener ewig denkwürdigen Reise, auf welcher er das Cap umsegelte und Indien entdeckte, nur mit Mühe dem Schiffbruch auf der Barre vor dem Hafen, da sein Lootse falsches Spiel mit ihm trieb. In wenigen glücklichen und malerischen Zeilen schildert Camoëns in der Lusiade die Beschaffenheit der Insel und erzählt, welche edle hübsch entworfenen Gebäude man dort an der Seefronte sehen könne. Das genügte, um die Habgier der portugiesischen Buccaniere jener Tage zu reizen, welche die Stadt 1500 n. Chr. ein-

nahmen. Sie blieb freilich nicht lange in ihrem Besitz, denn sie mussten sie fünf Jahre später wieder erobern, nur um die Eingeborenen wiederum in Besitz derselben gelangen zu lassen. Im Jahre 1529 fiel sie zum dritten mal in die Hände der Europäer und ging aus ihrem Besitz im Jahre 1586 in den Besitz des Sultans von Stambul über. Doch wurde diese Niederlage rasch von den Portugiesen gerächt und wieder gut gemacht. Die Stadt wurde wieder erobert, doch nur um einer Horde Wilder zur Beute zu fallen, welche vom Süden kamen und sich Simbas nannten. Zum fünften mal nahmen dann die Portugiesen wieder Besitz von der Stadt und erbauten 1594 das noch stehende Fort. 36 Jahre später wurde Mombas unabhängig, fiel aber nach tapferem und verzweifeltem Widerstand unter europäische Herrschaft zurück. Mit der portugiesischen Oberhoheit ging es jedoch bald zu Ende. Im Jahre 1660, im fünften Jahre seiner Regierung, gelang es dem Imam von Oman, das Fort in Besitz zu nehmen, doch konnte er erst 1698 die Portugiesen völlig aus der Stadt vertreiben, in welcher er jetzt einen arabischen Gouverneur einsetzte.

Bis zum Jahre 1822 genoss die Stadt einer halben Unabhängigkeit und wurde von Fürsten aus dem Geschlecht Masrui regiert. Dann wurde sie bedroht von Sajid-Said, dem Herrscher von Maskat und Sansibar. Um seiner Botmässigkeit zu entgehen, stellten sich die Einwohner unter britischen Schutz, und Kapitän Vidal hisste dort die englische Flagge auf. Indessen fand sein Benehmen nicht die Billigung seiner Vorgesetzten und das Versprechen des Schutzes wurde zurückgenommen. Im Laufe von fünf Jahren machte Sajid-Said nun vier verunglückte Versuche, bis die Stadt durch Verrath in seine Hände fiel.

Die spätere Geschichte von Mombas ist von keinem besondern Belang, bis auf die Gründung der Mombas-Mission

und ihre spätere Entwicklung zu einer Eingeborenen-Colonie von befreiten Sklaven, welche zu Ehren von Sir Bartle Frere deshalb auch Frere-Town genannt wird, der die Agenten der christlichen Missionsgesellschaft vorstehen. Das Fort hat einmal ein Bombardement von einem englischen Kanonenboot ausgehalten, und vor wenig Jahren versuchten die Egypter sich einen neuen und kürzern Ueberlandweg zu ihren Gebieten am obern Nil zu verschaffen und wollten zu dem Ende die Stadt in ihren Besitz bringen, wurden aber durch die rasche Zwischenkunft von Sir John Kirk an der Ausführung ihres Vorhabens gehindert.

Lange Jahre hindurch hat die Stadt langsam an Grösse und Wichtigkeit abgenommen, sodass sie jetzt nur noch eine Stadt zweiten Ranges unter den Küstenstädten ist. Selbst als Handelsplatz für Karavanen nach dem Massai-Lande und den jenseits wohnenden Stämmen steht sie jetzt weit hinter Pangani, Tanga und Wanga zurück, hauptsächlich infolge verschiedener Unglücksfälle, indem Karavanen vernichtet wurden oder schlechte Rente für die angelegten Kapitalien lieferten. Die letzten drei Karavanen, welche sich nach Kavirondo hinaus wagten, verloren jede über 100 Mann. Ein panischer Schrecken unter den Trägern und Händlern war die Folge davon, und weder im Jahre 1882 noch im Jahre 1883 ging eine Karavane von Mombas nach dem Massai-Lande ab.

Die Insel Mombas wird durch die Gabelung des malerischen Flüsschens gebildet, welches sich von hier tief ins Land bis an den Fuss der Rabai-Berge erstreckt. Sie hat die Gestalt eines unregelmässigen Ovals, dessen grössere Hälfte aus dichtem Busch besteht, da ausser in der nächsten Umgebung der Stadt wenig Land angebaut wird. Die Landschaft ist nicht sehr malerisch oder anziehend, indem nur einige wenige Kokos-

Mango- und Affenbrotbäume die einzigen in die Augen fallenden Baumformen abgeben.

Die Stadt liegt noch wie in den Tagen von Vasco da Gama mit ihrer Front dem Meere zu, doch schaut der Reisende vergebens nach den schön entworfenen Gebäuden aus, welche die Bewunderung von Camoens erregten. Ausser dem Fort und einigen Brunnen ist wenig übrig geblieben, um von dem portugiesischen Besitze zu erzählen. Ueberall verstreute Ruinen von Häusern und Moscheen zeugen von entschwundener Pracht und von dem Verfall des frühern Muthes, und einstiger Unternehmungslust und Energie. Lehmhütten sind an die Stelle der wohlgebauten Wohnungen der Masruiperiode getreten. Die Araber verlassen den Ort, wie die Ratten das sinkende Schiff, und Mangel an Leben ist jetzt das Wahrzeichen dieser alten und interessanten Stadt.

Der nördliche Arm des Mombasflusses bildet einen prächtigen Hafen, welcher gegen die Dünung¹ des Nordostmonsuns durch ein Korallenriff geschützt wird, auf welchem Vasco da Gama beinahe gescheitert wäre. Diese Barriere ist ausgehenden Schiffen äusserst hinderlich, wenn der Wind nicht günstig ist. So stand es mit Mombas, als ich am 8. Februar über den südlichen Arm des Flüsschens setzte. Wir marschirten durch die Insel, durcheilten so vorsichtig als möglich das ausserordentliche Labyrinth, welches man dort Strassen nennt, und gelangten endlich zum Glück mit heilen Schädeln zur Baracke des Liwali. Er war ein Wahabite der strengsten Schule, hatte sich den Missionaren in Frere-Town als ein Dorn im Fleische erwiesen, welche freilich, wie man einräumen muss, ihrerseits nichts gethan hatten, das arabische Element an

¹ Dünung bedeutet das regelmässige Wogen der See infolge stetigen Windes.

sich zu ziehen, noch viel Takt bewiesen hatten, Gereiztheit von ihrem Werke fern zu halten.

Bei unserer Ankunft hörten wir, dass Excellenz schlief und nicht gestört sein wollte. Diese Ausrede konnte ich nicht gelten lassen, befahl vielmehr den Dienern mich sofort anzumelden und zu sagen, dass wir Briefe vom Sultan mitbrächten, welcher binnen kurzem auf einer Dau kommen würde. Dies hatte die gewünschte Wirkung, sodass wir sogleich das Vergnügen hatten, den Liwali erscheinen zu sehen, strahlend vor Entzücken, verschwenderisch seine Gastfreiheit anbietend und uns väterlich begrüßend. Er führte mich bei der Hand zu einem Sitz und überschüttete mich mit Fragen nach meiner Gesundheit u. s. w., als ob wir schon seit Jahren intime Bekannte wären. Während wir unsern Sorbet und Kaffee schlürften (die unvermeidlichen Begleiter aller solcher Besuche), benachrichtigte ich ihn von dem Zweck meines Hierseins. Pflichtschuldigt ersuchte er mich, ihn als ganz zu meinen Diensten zu betrachten, ich hätte nur zu befehlen und alles solle geschehen! Unter angemessenen Antworten auf diese scherzhaften „weissen Lügen“ ging diese Zusammenkunft zu Ende.

Ich eilte jetzt zum Flusse, um die Missionare in Freretown zu besuchen. Der Anblick dieser Station über dem vom Lande umschlossenen Flusse war höchst einladend. Zur Linken sah man aus einem dichten Walde prächtiger Mangobäume ein schneeweisses Haus mit eisernem Dach sich kräftig von dem dichten Schatten ringsum abheben. Zur Rechten lag ein zweites weisses Haus mit flachem Dach zwischen luftigen Bäumen und wedelnden Palmen. Einige Gebäude geringerer Grösse vervollständigten die Vorstellung eines europäischen Landsitzes, sodass ich unwillkürlich denken musste, dass, wie dunkel und traurig auch die moralischen und religiösen Aussichten sein möchten, augenblicklich die

Geschäfte der Missionare von einem angenehmen Orte aus betrieben würden.

Das Boot des Gouverneurs stand zu meiner Verfügung und so landete ich binnen wenig Minuten in dieser Niederlassung befreiter Sklaven, welche alsbald zum Strande hinunter schwärmten, um mich zu sehen und willkommen zu



Wohnung eingeborener Christen.

heissen. In ihrer europäischen Kleidung sehen sie merkwürdig komisch aus, besonders die Damen. Gegenüber dem Sturm verschiedener Begrüssungen mit „guten Morgen“, „guten Abend“, „Jambo“, „Sabal keir“ verhielt ich mich so liebenswürdig als möglich, schüttelte ihnen die Hände und stellte die üblichen Fragen. Als ich zum Hause des Herrn H. W. Lane, des Gemeindevorstehers der Mission, kam, fand ich die Haushaltung dieses Herrn durch eins jener aufregenden und

interessanten Ereignisse in Bewegung gesetzt, wie sie im ehelichen Leben vorkommen und sich hier gerade eben abgespielt hatte. Unter diesen Umständen konnte ich natürlich nichts anderes thun, als Herrn Lane zu dem fröhlichen Ereignisse zu gratuliren und mich dann zur Stadt zurück in die Obhut des Pfarrers W. E. Taylor zu begeben, welcher characteristisch genug hierzulande zugleich den Arzt und Schulaufseher abgab. Um bequemer und gründlicher die Suaheli- und die arabische Sprache zu lernen, hat er sich, getrennt von der Niederlassung, eine Wohnung in der Stadt genommen, wo er jeden Abend Sitzungen mit den Arabern und Suaheli abhält und dadurch verdientermassen beliebt geworden ist. Sein Haus ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Am Landungsplatze befindet sich ein alter portugiesischer Brunnen mit einer Inschrift. Daneben führt eine Thür in ein tunnelartig überwölbtes Treppenhaus; dasselbe wurde in der kurzen Zeit der britischen Oberherrschaft angelegt, als der obere Stock als Wohnsitz des Gouverneurs benutzt wurde. Darauf hauste Dr. Krapf, als er zuerst nach Mombas kam, eine Zeit lang darin, und dann kam es in die Hände der Missionare, welche es damals noch besaßen. Obgleich es nicht hierher gehört, will ich doch die letzten Schicksale des Hauses auch noch beifügen. Noch einmal weht die britische Flagge darüber, denn jetzt wird es von Kapitän Gissing, dem Consul Ihrer britischen Majestät zu Mombas bewohnt. Auch mag noch Erwähnung verdienen, dass die Kapitäne Burton und Speke auf ihrer kurzen Reise längs der Küste einige Tage in diesem Hause wohnten, sodass in mancher Beziehung das Haus Aussicht hat, ein historisches Gebäude zu werden.

Am Abend sprach der Liwali vor und schien äusserst beflissen, mich für einen Tag wenigstens bei sich zu sehen, indessen war ich veranlasst, seine gastfreundliche Einladung abzulehnen.

Am folgenden Morgen fuhr ich in Liwali's Boot nach Jomwu, der Station, welcher der Pfarrer T. Wakefield vorstand. Unser Weg führte uns um den kleinen Vorsprung, auf welchem Frere-Town liegt, durch eine schmale aber malerisch gewundene Enge in die westlich der Insel sich weiter öffnende Flussstrecke und von da durch eine traurige Mangrovewüste. Noch eine Anzahl Windungen und wir waren am Fusse der Rabaihügel, wo Jomwu liegt. Die Ausdehnung des traurigen Mangrovesumpfes überschauend, müsste ich mir sagen, dass hier wenigstens einer wohnte, dessen Geschäft gerade keine angenehme Umgebung hatte, denn ein zu Fiebern und allen möglichen bösen Dingen geeigneterer Ort liess sich kaum denken.

Ich bereitete mich darauf vor, in Wakefield einen geschwächten und müden Mann zu entdecken, welcher auf die Erforschung eines bessern Landes wie auf eine glückliche Erlösung von allen Uebeln ausschaute, welche sein Körper aus diesem verwünschten Lande nothwendig mitnehmen würde. Ich nahm also eine rechte Leichenbittermiene als die für diese Situation passendste an und schritt auf das Missionshaus zu, um den Patriarchen der Mission in Ostafrika mit gebührender Feierlichkeit zu begrüßen; denn man muss nur wissen, dass Wakefield seit 1862 fast ununterbrochen in Mombas gewohnt hat, nachdem er durch die Freikirche der Vereinigten Methodisten auf dieses Missionsgebiet ausgeschiedt war.

Bevor ich das Haus erreichte, stutzte ich jedoch über den Klang herzlichen Gelächters. Beim Eintritt ins Haus, als ich mich vorstellte, wurde meine Hand keineswegs mit zartem Griff gefasst, und meine ganze Philosophie über den Haufen geworfen durch ein lustiges Willkommen, welches von guten Lungen zeugte. Vergebens schaute ich aus nach einer gelben Hautfarbe und einem reizbaren Temperament, den Verräthern

der „Leber“, oder nach einem welken Gesicht und sorgenge-drückten Blick, welche das schwächende Fieber begleiten. Zu meiner grossen Freude fand ich einen lebhaften Kameraden vor, der von guter Laune übersprudelte, herzlich zu lachen verstand, und schlechte Witze und lustige Geschichtchen liebte — kurz den echten Fürsten unter den guten Seelen Afrikas. Gerade in diesem Temperament wurzelte, wie ich nicht zweifle, das Geheimniss seines Erfolges in dem Kampfe gegen die bösen Geister Afrikas. Verscheucht die Sorgen durch ein lustiges Herz und ein sonniges Gemüth; erblickt in allem etwas Heiteres, wie es der selige Taubmann verstand und ihr werdet euch die Krankheit vom Leibe halten! Obgleich unser Wakefield bislang gerade keine grossen Erfolge in der Bekehrung der Wilden gehabt hatte, so hatte er doch allerlei werthvolle Dienste verrichtet und nimmt verdientermassen den ersten Platz ein unter den Arbeitern auf dem Missionsfelde. Wenn ihm nur andere mehr gleichkämen! Nachdem ich in Gesellschaft seiner liebenswürdigen Frau und mit ihm einen angenehmen Tag verbracht hatte, kehrte ich neugestärkt in meinen Vorsätzen nach Mombas zurück.

Am folgenden Tage sollte eine Dau nach Sansibar abgehen, thats aber nicht. Ich brachte den Tag jedoch ganz nützlich hin, indem ich Nachfragen hielt bei den Kaufleuten und binnenländischen Händlern, wenn auch ihre Berichte über die Zustände dort im allgemeinen nicht sehr rosig lauteten. Auf dem Wege nach Frere-Town besuchte ich den alten arabischen Kirchhof, welcher manche interessante Monumente aus der Zeit der Masrui enthält. Auf der Rückkehr nach Mombas erhielt ich vom Liwali die Erlaubniss das Fort zu besichtigen, das auch recht sehenswerth war. Am andern Morgen begab ich mich, beladen mit zahlreichen vom Liwali geschenkten Esswaaren, an Bord der Dau und ging unter

Segel. Wir machten alle früheren Erfahrungen über die verschiedenen Gerüche wieder durch, waren aber so glücklich, günstigen Wind und eine schlichte See anzutreffen, sodass wir binnen 24 Stunden vor Sansibar anlangten. Im ganzen waren wir 11 Tage unterwegs gewesen.

Meine Ermittlungen führten mich zu nachstehenden Ergebnissen:

1. Pangani, welches eine Zeit lang für den passendsten Abgangspunkt gehalten war, musste aus der Liste gestrichen werden, weil Dr. Fischer auf dem Punkte stand, von dort abzureisen. Ich entschied mich deshalb für Mombas, als den unter diesen Umständen passendsten und geeignetsten Ort. besonders auch, weil ich der Unterstützung der Missionare für die ersten Tage sicher war.

2. Es litt keine Frage, dass Träger von der Küste allen andern unter sonst gleichen Umständen vorzuziehen seien. Sie waren mit der Gegend, der Sprache und den Sitten und Gebräuchen der Bewohner wohlbekannt, und das spielt bei einer ostafrikanischen Karavane eine grosse Rolle. Ausserdem waren sie an eine magere Kost gewöhnt und verstanden Lasten zu tragen und Märsche zu machen, bei denen die reichlich gefütterten aber entnervten Sansibarier erblassen würden. Auf der andern Seite freilich waren sie völlig unzuverlässig. Sie waren durchaus nicht an Europäer und deren Reismethoden gewöhnt. Der Versuch, eine Karavane aus ihnen zu bilden, würde wahrscheinlich zu monatelangem Verzug, zu Plackereien und Verdriesslichkeiten aller Art führen, wie es auch das Schicksal des Dr. Fischer gewesen war. Trotz des Wagnisses beschloss ich deshalb, meine Karavane aus Sansibar-Leuten zu formiren, mit einem kleinen Zusatz von Küstenleuten, wenn sie zu haben waren. Die Sansibarier waren schlechtere Träger; sie waren an Stämme

gewöhnt, die sich mit den Massai keineswegs vergleichen liessen, von deren Sprache sie noch weniger verstanden als ich; aber man durfte auch nicht übersehen, dass sie mit europäischen Märschen bekannt waren, dass sie einen Vertrag pünktlich ausführten und aufzubrechen bereit waren, wenn sie einen Tag vorher aufgefordert wurden. Obendrein war ich, was nicht zu unterschätzen, mit ihren Eigenthümlichkeiten vertraut geworden und verstand sie deshalb gehörig auszunutzen.

Wenn ich jetzt nach Vollendung der Reise zurückblicke, so glaube ich alles in allem, dass ich das bessere Theil erwählte, obgleich ich, wenn es noch einmal ins Innere ginge, versuchen würde, eine Küstenkaravane zu organisiren, nachdem ich das Volk dort einigermaßen kennen gelernt habe.

3. Drittens gelangte ich zu der Ueberzeugung, dass keine Zeit mehr zu verlieren sei, wenn ich der Regenzeit an der Küste entgehen wollte, durch welche ich auf der Expedition zum Njassa im Jahre 1879 mehr als genug gelitten hatte.

4. Die ursprüngliche Ansicht des afrikanischen Ausschusses war die gewesen, dass die Expedition aus so wenig Köpfen als möglich bestehen solle, und einige Mitglieder gingen sogar soweit, anzurathen, unbewaffnet abzugehen. Meine Ermittelungen stellten jedoch unzweifelhaft fest, dass ich soviel Leute als möglich mitnehmen könnte und selbst dann noch der Zahl nach in bedenklicher Minderheit gegen die Bewohner des äusserst gefährlichen Landes bleiben würde, welches ich zu durchwandern hatte. Die Schwere und Gefährlichkeit der vor uns liegenden Aufgabe machte sich unbequem geltend, und deshalb schien alles zu dem Schlusse zu drängen, dass jedermann mit einer Flinte oder einem Gewehre bewaffnet sein müsse, wenn wir nur irgendwie hoffen wollten, über die Grenzen vorzudringen.

Nachdem ich mir so über meine Pläne klar geworden

war, verlor ich keine Zeit zu deren Ausführung, was mir nach meinen vorgängigen Erfahrungen nicht schwer wurde. Zwei Tage nach meiner Rückkehr nach Sansibar waren alle Waaren und Vorräthe angekauft. Drei Tage später waren sie schon zu den üblichen Traglasten verpackt — Eisen-, Messing- und Kupferdraht war aufgewunden und abgeschnitten zu üblicher Form und Schwere, die Perlen in Säcken von Packleinwand verpackt, und die Tuche zu langen cylindrischen Ballen aufgerollt — und dann alles in Matten eingehüllt.

Das nächste Geschäft war, Leute für die Reise anzuwerben. Mit dieser wichtigen Angelegenheit traf ich es jedoch der Zeit nach schlecht. Die Afrikanische Kongogesellschaft hatte die besten Träger aus der Stadt entführt. Einige grosse Missions- und andere Karavanen hatten sich gerade nach dem Innern aufgemacht und kaum einen guten Träger in der Stadt zurückgelassen. Sodann reichte schon der Gedanke, dass es nach dem gefürchteten Massai-Lande gehe, vollständig hin, ihnen die Lust zu benehmen. Nicht wenige hielten den Plan für zu scherzhaft, um ihn ernst zu nehmen. Und um das Maass voll zu machen, so wurden gerade jetzt zwei grosse Karavanen nach dem Victoria-Njansa und Karema organisirt. Die Aussichten waren also nicht ermutigend, aber ich wollte mich doch nicht abschrecken lassen. Da sich freiwillig niemand meldete, so bot ich als Lockgeld einen Dollar extra für den Monat einem Jeden, dessen Betragen mich zufrieden stellen würde. Dies führte einige wenige unter meine Fahne; doch wurden nur geringe Fortschritte gemacht, bis es verlaublich wurde, dass ich bereit wäre, jeden anzunehmen, der sich melde, ohne Fragen zu stellen oder Zeugnisse zu verlangen — ärztliche oder sonstige. Da, aber nur erst da ergoss sich eine Flut von Landstreichern über mich, Blinde und Lahme, der wahre Ausschuss des Sansibarers Spitzbubenthums, Strand-

läufer, Diebe, Mörder, fortgelaufene Sklaven, fast alle buchstäblich verrottet durch ein wüstes Leben. Aber ich musste nehmen was sich darbot; ich musste Mannschaften haben, oder Leute, die wenigstens so aussahen, und ich bekam sie. So sehr ich mich auch über meine Bande schämte, so gelobte ich mir doch in meiner innersten Seele, dass ich sie als bessere Menschen, in moralischer wie in physischer Hinsicht, nach Sansibar zurückbringen wollte, als sie es verliessen, wenn ich nur erst das Kunststück fertig gebracht hätte, sie glücklich ins Innere zu schaffen. Es bedurfte ja keiner prophetischen Sehergabe, vorherzuwissen, dass die Gefahren einer gewagten Reise durch eine so schuftige Mannschaft verzehnfacht würden.

Ich will den Leser nicht ermüden, indem ich bei den Verdriesslichkeiten verweile, welche die Vereinigung und Organisation dieser Leute mir bereitete. Genug, ich bekam durch die kräftige Unterstützung Martin's und meiner Anführer binnen 14 Tagen meine Güter und Vorräthe nebst 110 Mann zusammen, hatte drei Maskat-Esel zu Krankenträgerdiensten gekauft, eine Dau gemiethet und von den unzähligen kleinen aber wichtigen Pöstchen keins vergessen.

Am 2. März, gerade fünf Wochen nach meiner Landung in Sansibar, hatte ich die unaussprechliche Genugthuung, die Expedition nach dem Victoria-Njansa-See und dem Kenia-Berg, meine Wenigkeit abgerechnet, unter Martin's Oberbefehl bei gutem Winde aus dem Hafen absegeln zu sehen. Ich blieb zurück, um zu versuchen einige meiner Halsabschneider aufzufinden, welche beim Aufruf gefehlt hatten, und auch um zu ermitteln, ob ein Versuch sich lohnen würde, einige wenige Träger von der Küste zu miethen. Beides schlug fehl, und so traf auch ich drei Tage nach Martin's Abgange meine letzten Vorbereitungen, die Insel Sansibar zu verlassen.

ZWEITES KAPITEL.

NACH TAWETA.

„Schrecklich lustige“ Seefahrt. — Aufbruch von Mombas. Die Mission Rabai. — Die Wanjika. — Rückblick auf das Personal der Expedition. — Abmarsch ins Innere am 15. März 1883. — Die Wildniss. — Land der Wakamba. — Ein Schlachtfeld. — Duruma. — Vom Schieferthon auf den Sandstein. — Die Ungurunga. — Taro. — Eisenhaltiger Boden. — Njika. — Der Sattelberg Maungu. — Verirrt im Walde. — Die Ndara-Berge. — Besteigung des Mrumnunji und Aussicht auf das Hochland von Teita. — Archipel von Bergen. — Herr Wray. — Aufstand. — Die Wateita. — Toilette einer Schönen, Hochzeitsgebräuche, Friedhöfe. — Das „Hongo“-System am Bura. — Wilde Bananen. — Diebereien der Wateita. — Fauna von Teita. — Ankunft in Taweta.

Nachdem es mir weder gelungen war, meine Ausreisser wieder einzufangen noch Träger von der Küste anzuwerben, um die schuftige Masse, welche meine Karavane bildete, mit einem gewissen Sauerteig zu versetzen, rüstete ich mich am 6. März zur unmittelbaren Abreise. Kapitän Luxmore von der „London“ lieh uns auf Bitten von Oberst Miles gütigst Ihrer Majestät Dampfschlepper (oder -kübel) Nr. 11, der sonst auch bekannt ist unter dem Namen „Suez“, um uns nach Mombas zu bringen. Oberst Miles, welcher von Anfang an in herzlichster Weise seinen ganzen Einfluss aufgeboten hatte, die Pläne der Gesellschaft zu fördern, entschloss sich auch, dem Monsun und seinem fürchterlichen Seegang Trotz zu bieten, um sich zu vergewissern, dass bis zu meiner Abreise sich alles glatt abwickele.

Als ich von meiner gütigen Wirthin Abschied genommen

und meine Schritte zum Strande gelenkt hatte, wurde ich in recht artiger Weise an die guten Wünsche der Zurückbleibenden erinnert, als ich verschiedene alte Schuhe in meine forteilenden Fusstapfen treten sah — ein curioser Gebrauch der Alten Welt, den ich in so reiner orientalischer Umgebung wahrlich nicht wiederzufinden erwartete, der aber wenigstens den Schmerz des Abschieds milderte.


Im vorigen Kapitel hatte ich Gelegenheit, in unbemessenen Ausdrücken die afrikanische Dau als die Verkörperung aller Niedertracht und Unbequemlichkeit herunter zu machen. Ich dachte wol nicht daran, dass ich je versucht werden würde, sie gegenüber Ihrer Majestät Dampfschlepper Nr. 11 in günstiges Licht zu stellen. Aber soviel ist gewiss, dass dieses Pröbchen der vielgerühmten Flotte Ihrer Majestät sich nicht angenehm benahm, obgleich es die erhabene Person des Generalconsuls und politischen Agenten für Ostafrika fuhr, welcher, wie ich hinzusetzen möchte, alles andere als das Schauspiel eines Würdenträgers darbot, bevor wir das Ziel unserer Reise erreichten. Die Gelegenheit war so wüst und der Schlepper so klein und mit so mächtigen Maschinen versehen, dass wir buchstäblich durch jede entgegenkommende See hindurchfuhren. Fast jeder Mann an Bord, den dienstthuenden Offizier und verschiedene Matrosen nicht ausgenommen, wurde krank von der schrecklichen Bewegung. Ich versuchte natürlich in meiner üblichen Taubmannmanier mein Möglichstes, es „schrecklich lustig“ zu finden, wenn ich zu Zeiten über die Regeling hinaushing oder aus den Wellen auftauchte, welche immer wieder sich über das Boot brachen. Ich versuchte auch Trost darin zu finden, dass ich als völlig purgierter Mensch und mit bestens geordneter Leber meine Reise beginnen würde, doch konnten solche philosophische Betrachtungen mein eifriges Verlangen, Mombas zu

erreichen, nicht abschwächen. Unserm Oberst Miles, welcher weniger als ich an die freie Luft gewöhnt war, blätterte die Haut buchstäblich vom Gesicht ab; er gewährte einen wehmüthigen Anblick, wie er triefend und krank da sass und die schwere Nacht hindurch dem Sturm ins Antlitz schaute. Was mich betrifft, so hatte ich nicht die Gabe mich zu sehen, wie andere mich sahen, und will darum nicht darüber phantasieren.

Unsere Trübsal dauerte jedoch nur etwa 24 Stunden, da wir am 7. den Hafen von Mombas erreichten. Wir wurden sofort mit der wohlbekanntenen Gastfreundschaft von Herrn Lane empfangen, welcher mittlerweile sich von der Aufregung erholt hatte, in welcher er sich bei meinem ersten Besuche befand. Kaum war ich in seinem Hause untergebracht, als ich ohne Zeitverlust mich überzeugte, dass Martin und die Leute alle wohllauf seien, worauf ich fortging, um in der Mission einige Träger zur Vervollständigung meiner Ausrüstung anzuwerben. Dabei genoss ich die bereitwillige Unterstützung der Herren Lane und Taylor. Pfarrer Binns, welcher bei meinem ersten Besuch oben in Ndara gewesen war, um dort eine Missionsstation einzurichten, war zurückgekehrt und in der Lage, mir werthvolle Mittheilungen über den Zustand des Weges bis dahin zu machen.

Durch die Vermittelung des Herrn Wakefield sicherte ich mir die Dienste eines Führers und Dolmetschers — des wichtigsten Helfers in solcher Expedition — Namens Muhinna. Dieser Herr war ein Elfenbeinhändler im Oberlande gewesen, und hatte den Landstrich der Massai 20—30 mal durchreist. Er war mit allen Wegen gründlich bekannt und konnte die Sprache fließend sprechen, nebst verschiedenen andern Dialekten, besonders den von Ukambani, mit welchem er vorzüglich vertraut war. Mit diesen wichtigen Eigenschaften

war vielleicht kein Mensch in Mombas besser geeignet für den Posten als er. Obendrein stand er in dem Rufe, einer der vertrauenswürdigsten Menschen zu sein. Wie er seine Pflichten erfüllte, wird im Verlaufe der Erzählung gebührend klar werden. Ohne solche Leute bei mir zu haben, wäre es mir unmöglich gewesen, nur sechs Tagemärsche von der Küste mich zu entfernen, so absolut unbekannt waren meine Leute mit dieser Gegend und so verschieden von den weiter südlich herrschenden Sitten waren die hier üblichen Gebräuche. Ich hatte deshalb, wie es mir schien, allen Grund mir Glück zu wünschen.



Drei Tage nach meiner Ankunft schickte ich alle meine Leute und Waaren zur Quelle des Flüsschens hinauf, die erstern zu Lande, die letztern in den Booten der Mission. Nachdem ich mich überzeugt hatte, dass der letzte Gegenstand abgeschickt war, wurde ich von Oberst Miles, Lieutenant Target von der „Suez“ und den Missionaren zum Strande hinunter begleitet. Da gab es noch manchen warmen Händedruck, viele gute Wünsche wurden laut und dann Lebewohl! Als ich in Wakabel's Boot trat, ertönte lautes Hurrah, auch von den Matrosen an Bord des Schleppers, während wir vor einer guten Brise davongegelten. Um die Ecke fahrend schwenkten wir noch ein letztes mal die Hüte, und so reiste ich mit meiner Begleitung in bester Ordnung von Mombas ab, „um eine neue Welt zu entdecken“. Nach Ankunft am Landungsort wurde sich alles in schiffsmässiger Ordnung und fuhr zurück nach Mombas, um dort die Nacht zuzubringen.

Da der folgende Tag ein Sonntag war, so blieben wir liegen. Ich benutzte den Tag zu einem angenehmen Spaziergang nach Rabai hinauf, um Frau Shaw zu besuchen, die liebenswürdige Frau des dortigen Agenten, welcher damals nach Ndara gereist war, um nach Herrn Wray zu sehen, welcher erkrankt war und des Beistandes bedurfte. Der Weg führte

an einem steilen Abhange nach den Rabaihügeln hinauf, wo von den Missionaren ein breiter Fusspfad angelegt war, welcher sehr gute Durchschnitte des untenliegenden Gesteins blosslegte. Am Fusse der Hügel besteht der Fels aus Schieferthon mit zahlreichen Nieren von Eisenstein, die sich in concentrischen Schichten ablagerten. Der Schieferthon geht weiter oben in sehr dunkelblauen Kalkstein über, der, unrein aber fest, in seinen verwitterten Brüchen manche Abdrücke von versteinerten Seethieren aufweist. Sandstein folgt auf den Kalkstein, je höher wir kommen, und dieser wird gröber und gröber, je mehr wir uns dem obersten Theile des Durchschnits nähern.

Von dem Kamme der Hügelkette erblicken wir eine reizend mannichfaltige Landschaft, bedeckt mit wogenden Gruppen von Kokosnussbäumen, dunkelgrünen Massen von Gebüsch, leichtgefärbten Graslichtungen und mit Spuren von Anbau wohin man sieht, da die Dörfer und Gebäude der Mission überall zwischen den Mangobäumen hindurchsicheren. Wir genossen einen prächtigen Ausblick auf die fernen Durumaberge im Westen, und ostwärts lag unter uns der vielverzweigte silberne Fluss, wie er die dichten Mangrovesümpfe durchbrach und die Insel von Mombas bildete. Im Norden sieht man die drei Berge, welche „die Krone von Mombas“ genannt werden, und darüber hinaus erstreckt sich das Meer, aus welchem sich deutlich der weisse Streifen der Brandung abhob, deren dumpfes Rollen man deutlich von unserm günstigen Beobachtungsorte hören konnte.

Nachdem ich des Anblicks mich genügend erfreut hatte und wieder zu Athem gekommen war, setzte ich meinen Weg nach dem Gebäude der Mission fort. Ich kam während des von Jones, dem Lehrer der Eingeborenen, geleiteten Gottesdienstes an. Um die Andacht nicht zu stören, setzte

ich mich hinter die Versammlung und war nicht wenig erstaunt über das Aussehen der wohlgefüllten Kirche, die strenge Aufmerksamkeit der Zuhörer (welche alle den Sonntagsstaat von Rabai angezogen hatten) und die fließende Sprache des Predigers. Der von letzterem geleitete und von Frau Shaw



Wanjika - Dorf.

auf einem Harmonium begleitete Gesang war angenehm und wohlthuend, wie der Negergesang gewöhnlich ist. Nach dem Schlusse des Gottesdienstes wurde ich von Frau Shaw freundlich begrüßt und nach ihrem Hause geführt, welches ursprünglich von Rebmann erbaut und bewohnt gewesen war. Es ist jetzt eine reizende kleine Villa, bedeckt von Schling-

pflanzen, mit einer prächtigen Aussicht über ein durch die Hügel eingeschnittenes Thal.

Am andern Tage musste ich nach Mombas zurückkehren, da Muhinna anfang, aufsätzig zu werden und die übliche Suaheli-Wortbrüchigkeit zu zeigen. Mein Wiedererscheinen in Frere-Town nahm die ganze Wirkung meines eben statt-



Das Missionshaus zu Rabai.

gefundenen eindrucksvollen Abschieds hinweg. Nachdem ich Muhinna gehörig in Schrecken gesetzt hatte, kam es wieder zu einer Verständigung und am folgenden Tage landeten Menschen und Waaren heil und gut zu Rabai, welches als der eigentliche Abgangspunkt angesehen wurde. Noch ein Tag verfloss hier damit, alles in diensttüchtigen Stand zu setzen und einige Leute von Jomwu und Rabai anzuwerben.

Einige angenehme Spaziergänge führten mich zu den Wanjika, welche die umliegende Landschaft bewohnen; die um Rabai wohnenden sind durch die Berührung mit den Missionaren zu sehr verändert, um noch als richtige Proben ihres Stammes gelten zu können. Die Häuser dieses Stammes sind von allen bisher von mir angetroffenen verschieden, da



Wanjika-Frauen Korn stossend.

sie länglich sind und einem kleinen Heuhaufen gleichen, ohne Mauern und mit dem üblichen Thürchen am Ende. Die Leute selber sind keineswegs gross und kräftig; im Gegentheil, sie sehen so mager und vom Wetter mitgenommen aus, als ob sie schwere Kämpfe mit Menschen und der Natur um ihr Leben zu bestehen haben. Die Kleidung der Männer besteht aus einem einfachen Lendentuch. Ihre hauptsäch-

lichsten Angriffs- und Vertheidigungswaffen sind ausser Pfeil und Bogen das Simeh oder Schwert, welches in dieser besondern Gegend spatelartige Form hat, indem es gegen das Ende am breitesten ist und nach dem Griff zu allmählich schmaler wird. Die Weiber tragen als Kleid eine Art Hochländerrock und als Schmuck eine Art Strümpfe, die ganz aus Perlen bestehen und knapp um die Beine schliessen, nebst einer Anzahl loser Stränge um den Hals und noch mehr Perlen um die Arme. Da ich fast keine persönliche Bekanntschaft mit den Wanjika habe, so will ich ihre Beschreibung nicht weiter ausdehnen; wenn aber ein Leser mehr über diesen nicht uninteressanten Stamm zu erfahren wünscht, so möge er die Werke von Krapf und New nachschlagen, welche Jahre bei ihm zubrachten und deshalb als Autoritäten über ihn berichten können. —

Da endlich der Tag gekommen war, an welchem wir der Cultur Lebewohl sagen und in die wilden Wüsteneien jenseits derselben eindringen sollten, so wollen wir am Vorabend des Feldzuges einen Rückblick anstellen und über das Personal der Expedition kurze Umschau halten.

Dem Range nach steht natürlich mein Karavanenassistent James Martin obenan, gewöhnlich kurzweg Martin genannt. Verhältnissmässig kurz von Gliederbau, aber mit starkem Körper, hat er den etwas unschönen Gang des Matrosen. Schwarze Augen und Haare und eine bräunliche Hautfarbe dazu verrathen, dass er der Mittelmeerrasse angehört.

Dann kommt Muhinna, von dessen Ehrlichkeit es abhängt, ob mein Versuch, das Massai-Land zu durchwandern, Erfolg haben wird. Ein listiger, nicht gerade für ihn einnehmender Gesichtsausdruck verkündet nichts Gutes, doch habe ich bis hierher keinen Fehl an ihm entdecken können.

Nach Muhinna kommen Muinji-Sera, gedrungen, in den



MUSTERUNG DER EXPEDITION.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

besten Jahren; Makatubu, schlank, wohlgebaut und muskulös; Katschetsche, der „Geheimpolizist“, von weniger als Durchschnittsgrösse, etwas hinterlistigem Blick, wie einer der „auf Wegen wandelt, die dunkel, und Pläne sinnt, die eitel sind“.

Im Kielwasser dieser Würdenträger kommt Brahim (der „Stier“), so treu wie eine Bulldogge und fast ebenso widrig aussehend. Den Beschluss dieser Anführer macht Msi Mahledi, der ruhige und bedächtige, mit einem Gesichtsschnitt und einem Vollbart, der Zeugniss ablegt von dem in seinen Adern fliessenden arabischen Blut.

Nach den Führern folgt zunächst Bedue (der „Wanderer“), ein vollkommener Riese, kühn und stark, aber lästerlich faul. Er gilt als Anführer der Nächstfolgenden, nämlich der 10 Askari oder Soldaten. So heissen die 10 besten aus der Karavane Auserwählten, und ihre Pflichten bestehen darin, als Wächter, Polizisten, Jäger und allgemeine Beistände der Anführer aufzutreten. Auf meiner ersten Expedition hatte ich keine bei mir; aber bei dieser Gelegenheit wäre es ohne sie nicht gegangen, so unablässige Wachsamkeit war erforderlich, um das Ausreissen zu verhindern und das Lager während der Nacht zu bewachen, nicht zu gedenken der ungewöhnlich vielen Arbeit bei Ankunft im Lager, welche man nicht wohl den Trägern aufbürden konnte.

Unter diesen verdient Erwähnung mein Koch Mark Wellington, ein Bursche vom Stamme der Nassick, von guter Gesinnung und ehrlich, aber so fürchterlich langsam und dumm, dass er mir mehr Speisen verdarb, als ich mich jetzt noch zu erinnern vermag. Nicht selten habe ich ihn vom Feuer weggejagt und mein Essen selber gekocht.

Songoro, mein Leibbursche, kommt zunächst im Range nach ihm, aber meine Feder ist zu schwach, seine bewundernswürdigen Eigenschaften zu schildern. Er war

die Vollkommenheit selber, wie ein oberländischer Bedienter.

Endlich kommt nach den Askari die gemeine Truppe, die Träger, — eine unbeschreibliche Bande! Ich möchte deshalb über sie hinweggehen und nur erwähnen, dass sie 113 Köpfe zählten und wie nachstehend beladen waren: 29 trugen Perlen; 34 Eisen-, Messing- und Kupferdraht; 14 Tuche; 15 persönliche Vorräthe; 9 Kleider, Stiefel, Bücher u. s. w.; 5 Munition; 6 wissenschaftliche Instrumente, photographische Apparate u. s. w.; 10 Zelte und Zeltgeräth, Kochgeschirr u. s. w. Fügt man noch 2 Jungen, 1 Gewehrträger und 1 Eseljungen bei, so hat man die vollständige Liste meiner Karavane.

Da keine Lebensmittel längs der Strasse zu haben waren, bevor Ndara in Teita erreicht würde, so musste eine Anzahl Leute zum Tragen von Vorräthen angeworben werden. Ich war so glücklich, mir ungefähr 30 Wateita zu sichern, welche zur Küste herunterkamen in der Hoffnung, mit einer nach dem Oberlande bestimmten Karavane zusammenzutreffen. Diese Leute trugen Reis in Lasten von nicht mehr als 40 Pfd. Gewicht und zwar auf dem Rücken mit einem Strick um die Stirn, nicht aber nach Art der Suaheli. So pflegen alle Stämme auf der Handelsstrasse nach Massai zu tragen mit Ausnahme der Wakawirondo. Die Suaheli und die Stämme an der Strasse nach Unjamwesi tragen ihre Lasten entweder auf dem Kopfe oder auf der Schulter — aber nie auf dem Rücken. Die Manjema, im Westen des Tanganjika, folgen dagegen wieder letzterem Gebrauche.

Unser Krankenträgercorps bestand aus zwei schönen weissen Eseln von Maskat und einem schwarzen gemischter Rasse, das Ganze unter dem Oberbefehl eines sehr winzigen Knirps von Jungen, Namens Mabruki. In schwärmerischen und ro-

mantischen Stimmungen und wenn ich das Symbol der Expedition scherzhafterweise kennzeichnen wollte, pflegte ich die weissen Esel wohl „Nil desperandum“ und „Excelsior“ zu nennen; für das prosaische Bedürfniss des Marsches hiessen die drei aber gewöhnlich Jack, Dick und Billy.

Aus diesen Elementen bestand also die Expedition der Königlichen Geographischen Gesellschaft nach einer der gefährlichsten und unbekanntesten Gegenden Afrikas, als sie am 15. März 1883 in versengender Mittagshitze vor dem Missionshause des Signals zum Aufbruch harrete.

Das Zeichen wurde gegeben. Ein ungestümer Anlauf und Gezerre nach der Spitze der Karavane, die üblichen Ermunterungsworte „Vorwärts“, eine Salve von Lebewohlrufen, und mit der Flagge voran zog die lange Reihe von Menschen durch das Rabaidorf, liess die mit Kokospalmen gekrönten Höhen hinter sich, sowie die grünen Kämmen mit ihren ernstesten schildwachähnlichen Fächerpalmen und die angebauten äusseren Hänge, und dann ging es in die Njika oder die „Wildniss“ hinter ihnen hinaus. Als der letzte Mann vorüber war, schüttelte ich meiner lieben Wirthin die Hand, lüftete meinen Hut und wandte mich der untergehenden Sonne zu.

Ein viertelstündiger Marsch brachte uns über die Grenzen der Gärten hinaus und mit überraschender Schroffheit folgte ihnen eine Scene der Einsamkeit und Unfruchtbarkeit, wo das dürre gelbe Gras unter unsern Füßen zu Pulver zertreten wurde und bald kein Grün in der ganzen Landschaft zu sehen war, ausser jenen Freunden des ausgedörrten Bodens, den Mimosen und Akazien, Zwergfächerpalmen und den cactusartigen Baumeuphorbien. Nach weitem andert-halb Stunden passirten wir den funkelnden rothen Sand des Küstengebirges und betraten einen weniger blendenden aber

fruchtbarern Strich, der sich durch grössere Feuchtigkeit auszeichnete und prächtige Weideplätze darbot. Hier und da standen dichte Massen immergrüner Bäume mit Guirlanden oder Netzen von Schlingpflanzen, vermischt mit zahlreichen grünen Grasplätzen und von einem reichen Flor schöner Orchideen geschmückt. Eine Gruppe Pallah (*Hirschziegenantilope*, *Cervicapra melampus*) brachte weiteres Leben in die Landschaft und trug dazu bei, ein höchst liebliches Gemälde herzustellen.

Andere nicht so angenehme Ereignisse drängten sich jedoch jetzt meiner Aufmerksamkeit auf. Wir standen in der Jahreszeit, welche dem Regen unmittelbar vorangeht. Die fast senkrecht über uns stehende Sonne sandte ihre Strahlen mit durchbohrender Gewalt durch die atmosphärische Hülle, welche, mit Feuchtigkeit bis zum Uebermass beladen, durch ihre drückende Hitze uns stöhnen und schwitzen liess, von dem bekannten unangenehmen Gefühl der prickelnden Hitze gar nicht zu reden. Mit drückender Schwere befahl die Hitze die Träger zumal nach ihrem müssigen und ausschweifenden Leben an der Küste. Sie brachten mich fast zur Verzweiflung, wenn sie alle paar Schritte ihre Lasten ab- und sich daneben warfen, und nach Wasser schreiend augenscheinlich probirten, wieweit sie mir damit imponiren konnten. Aber ich kannte meine Pappenheimer. Vorerst musste ich meine Aufregung verbergen und lieber sie mit Gründen zu überzeugen suchen. Ich war noch nicht in der Lage nachzugeben und musste zugleich fürchten, dass mir die Leute wegliefen. Und so versuchte ich mit sanften Worten ihnen gütlich zuzureden, unterhandelte mit den faulen oder vielmehr entnervten Schelmen und trieb sie an, wenn sie noch vor dem Abend ihr Lager erreichen wollten. Ich hatte ja schon viele Träger von Sansibar gesehen; aber nie eine solche Auslese von Schwäche und Hinfälligkeit, wie auf diesem ersten Marschtag von

Rabai. Es stimmte meinen Enthusiasmus viel tiefer herab als alles bisjetzt Vorgekommene.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir einen Ort, Kwale genannt, wo wir für diese Nacht unser Lager aufschlugen. Dieser District wird von den Wakamba bewohnt, welche ihre Dörfer mitten in einem Dschungelsumpf angelegt haben, wo die Massai ihnen nichts anhaben können. Sie besitzen viele Rinder, Schafe und Ziegen, welche die kriegerischen Stämme der Massai mächtig anziehen. Sie leben indessen nicht ausschliesslich von Vieh wie die letztern, sondern treiben in gleichem Grade auch Ackerbau. Wir erfuhren hier nicht gerade zu unserm Behagen, dass die Massai sich kürzlich in der Nähe hatten blicken lassen und gar nicht weit entfernt sein sollten. Die Wakamba waren deshalb beständig auf Abwehr bedacht und wagten sich nicht über ihre Anpflanzungen hinaus.

Mit der ersten Nacht im Lager begannen meine Sorgen. Ich wusste ja nur zu gut, dass eine sehr beträchtliche Anzahl meiner Leute mitgegangen war in keiner andern Absicht, als die dreimonatlichen Gagen einzustecken und dann bei erster Gelegenheit davonzulaufen. Die Mehrzahl hütete sich, dies weder in Sansibar noch in Mombas zu versuchen — obgleich es zehn Leuten am erstern und einem am letztern Orte gelang, sich zu verstecken —, weil sie Gefahr liefen wieder eingefangen zu werden. Ihr Plan war, ein oder zwei Märsche ins Innere mitzumachen, bis es fast unmöglich würde sie festzuhalten. Da ich dies vorhersah, so trug ich Sorge, das Lager an einem offenen, von Busch und Dschungeln freien Platze aufzuschlagen, damit niemand es verlassen könne ohne gesehen zu werden. Bluttriefende Befehle wurden vor den Ohren der Leute an die Nachtwachen erlassen, ohne weitere Warnung jeden niederzuschliessen, der sich ausserhalb

des Lagers blicken liesse. Den Anführern wurde aufgegeben, abwechselnd die Runde zu machen, ob alles in gehöriger Ordnung sei; und um sicher zu gehen, dass die Befehle ausgeführt würden, mussten sie jede zwei Stunden mich oder Martin aufsuchen und berichten wie es stände.

Die Nacht verfloss jedoch ohne Zwischenfall, und am folgenden Morgen setzten wir unsern Weg fort, indem wir so vorsichtig waren, in Zwischenräumen durch die ganze Länge der Karavane die Anführer und die Askari zu vertheilen, welche niemand erlaubten, den Pfad ohne Noth zu verlassen, und dann bei ihm blieben, falls ein Bedürfniss ihn zwang auszutreten. Jeder, welcher stehen blieb um auszuruhen, wurde bewacht, bis er weiter marschirte. Hier darf ich wol noch einmal daran erinnern, dass, so schlecht meine Leute auch waren, ich doch nie im Traum daran gedacht hätte, alle diese Vorsichtsmassregeln zu treffen, wenn nicht die Leute sich selber schon aufs äusserste vor dem Gedanken gefürchtet hätten, in das Land der Massai einzudringen, weil eben dort so häufig Unglücksfälle sich ereignet hatten. Diese alles beherrschende Nervosität war eine beständige Quelle der Angst für mich, bis ich so weit war, dass meine Leute sich in einer Gegend befanden, in welcher sie nicht mehr wagten davonzulaufen.

Unser zweiter Tagemarsch führte uns in durchweg west-nordwestlicher Richtung durch ein reiches Land, welches aber, je weiter wir kamen, desto unfruchtbarer und dorniger wurde. Wir marschirten durch zwei Wakambadörfer, deren Einwohner ihr Vieh durch die Räubereien der Massai verloren hatten. Wir passirten eine Stelle, wo eine grosse Schlacht zwischen letztern und den Wanjika stattgefunden hatte, wobei diese nach blutigem Kampfe die Massai geschlagen, selber aber, obwol siegreich, 300 Mann verloren hatten. Eine be-

trächtliche Strecke weit war der Boden buchstäblich mit Schädeln bedeckt. Wir campirten bei einem elenden Wakambadorfe, Namens Makuti. Im Nachtbefehl erinnerte Katschetsche die Leute daran, dass sie ihre Weiber zurückgelassen hätten und es nothwendig sei, ihre Flinten als die besten Schlafgenossen in der Wildniss anzusehen und so gut nach ihnen auszuschaun, als wären sie ihre Weiber. In meinem Auftrage empfahl er ihnen, sich dicht zusammen zu halten und immer bereit zu sein, weil zahlreiche Banden von Massai herumschwärmten, denen nichts lieber wäre, als Nachzügler todtzustechen.

Trotz aller Vorsichtsmassregeln gelang es in dieser Nacht doch zwei Leuten zu entweichen, und weil es völlig nutzlos gewesen wäre, den Versuch zu machen sie wiederzufinden, so mussten wir ohne sie aufbrechen, verdoppelten aber unsere Vorsicht und liessen Geschichten von Massai hinter uns verlauten, welche mehr wirkten als Säcke voll Drohungen.

Das Land, in welches wir jetzt gelangten, heisst Duruma. Es wird von einem Seitenstamme der Wanjika bewohnt, welcher hier ein elendes Leben dahinschleppt, immer den Tod vor Augen, sei es durch die fürchterliche Geisel des Hungers oder, was ihnen noch schrecklicher erscheint, durch den Špeer der Massai. Hart ist wahrlich das Los dieser Unglücklichen, welche sich vom Morgen bis zum Abendthau quälen, die dichten Dschungeln wegzuräumen und ihr Korn zu säen, leider nur zu oft, ohne Ernte zu gewinnen, aus Mangel an Wasser.

Der Busch des Duruma-Landes ist ein vollkommenes Wunderwerk pflanzlicher Ungeheuerlichkeiten; Gebüsch, in welchen grosse Dornen die Stelle angenehmen Laubwerks einnehmen; einige Arten Euphorbien, Aloë mit ihren abwehrenden dicken, stacheligen Stellvertretern von Blättern;

Sagobäume und eine grosse Mannichfaltigkeit von Pflanzen, mit deren Platz in der Flora ich völlig unbekannt bin. Die Bäume und Gebüsche zeichnen sich besonders aus durch den Besitz der geringsten Menge grünen Laubes, der verträglich ist mit der grössten Zahl knorriger hässlicher Zweige, welche auf diesem dürren Kampfplatze vegetabilischen Lebens den Kampf ums Dasein zu führen scheinen. Dennoch spriessen seltsam genug prächtige Sagobäume mit ihren vornehmen palmenartigen Blätterkronen nach allen Richtungen empor, mühen sich ab mehr Ellenbogenraum als selbst ihre furchtbarern Nebenbuhler zu erlangen, und kommen nicht selten dahin, ihre Blätter vor dem Eindringen benachbarter Zweige zu bewahren. Dieses merkwürdige Dschungeldickicht wird noch viel undurchdringlicher durch grosse anscheinend laublose Schlingpflanzen, welche sich längs des Bodens mit ihren an ungeheuere Schlangen erinnernden Riesenarmen hinwinden, Bäume und Büsche in eiserner Umarmung umklammern, und mit ihrem Flechtwerk eine verworrene Masse herstellen, die so schwierig zu beschreiben als wegzuräumen ist. Doch hat das Ganze auch seinen Nutzen. Inmitten einer solchen Dschungel können die Waduruma den Massai ein Schnippchen schlagen. Es gibt keinen gangbaren Weg hinein als durch eine enge gewundene Gasse, in welche kein Wilder, der sein Leben lieb hat, sich nur einen Augenblick wagen würde. Ohne solchen natürlichen Schutz würde Duruma jetzt eine völlig unbewohnte Wüste sein.

Der vierte Marschtag brachte uns aus Duruma heraus in die unbewohnte Wüste jenseits desselben, welche sich bis Teita erstreckt. Das Land beginnt sich beträchtlich zu heben und wir kommen von dem schwarzgefärbten steifen Lehm auf mehr sandigen röthlichgrauen Boden, weil wir den Schieferthon mit grobem kiesigen Sandstein vertauschen.

Daher auch die Aufeinanderfolge von Gestrüpp- und Buschflächen, welche mit offenern, niedrigen Waldstrecken abwechseln. Ueberall kommt der Sandstein mehr zum Vorschein, bis der Ungurunga von Taro — oder wie er auch heisst, der Siwa (Teich) Ariangulo — erreicht ist.

Das Gestein in dieser Gegend hat manche bemerkenswerthe Eigenheiten. Es ist ungewöhnlich grob, grau von Farbe und zeigt fast keine Spur von Lagerung. Durch je zwei rechtwinkelig zueinanderstehende Spalten ist es in ungleichere Blöcke von 3—4 qm Oberfläche zertheilt. Das Wasser dringt in diese Fugen, Pflanzenstoffe verfaulen in ihnen und scheinen eine chemische Wirkung auf die Wände auszuüben, indem sie sie erweichen und wegfressen, bis die anfangs einfachen Theilungslinien in tiefe Schrammen von einem halben bis dreiviertel Meter Tiefe übergehen und dabei so regelmässig und egal aussehen, dass man an einen künstlichen Ursprung glauben möchte. In diesen Spalten sammeln sich die Regenwasser der feuchten Jahreszeit und bilden natürliche Wasserbecken, welche fast die einzigen Brunnen für das ganze Duruma-Land abgeben. Ohne sie würde es einer beladenen Karavane völlig unmöglich werden, Teita zu erreichen.

Aber nicht blos in diesen Spalten allein bildet die Natur Wasserbecken ungewöhnlicher Art. Die Sandsteine scheinen eine ganz besondere Neigung zu besitzen, in topfartige Löcher aller Grössen zu verwittern, die genau den Löchern gleichen, welche Bergströme in festen Felsen verursachen, wenn Kreisel oder kleine Wirbel Steine veranlassen herumzuwirbeln und durch die beständige auswaschende Wirkung Löcher in dem festen Gesteine buchstäblich ausbohren. In den vorliegenden Fällen dürfen wir indessen diese Erklärung für den Ursprung der runden Löcher nicht anwenden, wenn wir uns

nicht zugleich denken, dass wir hier den ursprünglichen, von Zeit und Elementen nicht veränderten Meeresboden vor uns haben. Meine eigene Meinung geht dahin, dass sie durch die vereinigte Thätigkeit der Natur und der Menschen entstanden sind; die erstere hat chemisch, die letztere mechanisch gewirkt. Die Natur bildete kleine Felsenhöhlungen aus, in denen sich Wasser ansammelte und Pflanzenwuchs hervorlockte. Verfaulend lieferten die Pflanzen Säuren, mit denen das Wasser auf den Fels einwirkte, indem es die Grundbestandtheile lockerte und das verbindende Material, muthmasslich Kalk, auflöste. Der Mensch, auf der Suche nach dem kostbaren Nass in diesen dürren Gegenden, entdeckte die Löcher und da er sie voll losen Sand fand, so schöpfte er ihn natürlich aus. So ging der Process Jahr um Jahr weiter, das Wasser fuhr fort den Sand abzulösen und durstige Menschen räumten ihn weg, um frische Oberflächen herzustellen, bis Löcher von oft einem halben, ja dreiviertel Meter Durchmesser und von allen Tiefen bis zu zwei und einem halben Meter entstanden. In der Regel sind sie völlig kreisförmig und strecken sich ganz senkrecht hinunter. Sie heissen in der technischen Ausdrucksweise der Eingeborenen Ungurungas.

In Taro erfreuten wir uns zum ersten mal seit vier Tagen des köstlichen Genusses eines Bades in gutem Wasser. Bis dahin hatten wir nur Wasser angetroffen, welches durch recht viel „Körper“ und „Bouquet“ sich auszeichnete, zu dessen Genuss alle Qualen des Durstes erforderlich waren, selbst nachdem man es tüchtig gekocht und durch Gras und Leinwand filtrirt hatte — denn unsere Taschenfilter halfen uns durchaus nichts in diesem flüssigen Schlamm, der wie Strassenspülwasser oder Sepiatinte aussah. Obgleich wir diesen Aufguss tranken, so erschien die Idee, darin die Füße

zu waschen, doch mehr als ein schlechter Witz. Wir nahmen es deshalb innerlich ein und schwitzten es aus, und die Ausdünstung war reichlich genug, um unter Beihülfe unserer Handtücher uns vor dem Schicksal zu bewahren, völlig mit einer Kruste überzogen zu werden.

Von Taro aus lag ein schwieriger wasserloser Marsch vor uns, der die ganze Stärke und Spannkraft meiner Leute ebenso sehr als meine Geduld und meinen Einfluss herausforderte, um sie hinüber zu bringen. Mit Tagesgrauen aufbrechend durchwanderten wir eine wellenförmige Landschaft, welche wunderbar fruchtbar zu sein schien und mit einem offenen Wald bedeckt war, unter dessen Schutz eine reiche Rasendecke von zartem Grase gedieh. Nach fünfstündigem Marsch durch diesen angenehmen Strich kamen wir zu unserer Freude unerwartet zu einem mit schmutzigem Wasser gefüllten kleinen Erdloch. So wenig einladend die Flüssigkeit auch erschien, so war sie doch eine wahre Gottesgabe für einige unserer Leute, welche mit der charakteristischen Sorglosigkeit eines Negers bereits alles Wasser aufgetrunken hatten, das sie für zwei fürchterliche Märsche mitgenommen hatten. Es langte gerade, jedem einen Mund voll zu geben, und nachdem es bis zum Bodensatz oder bis zum Schlamm geleert war — es war eigentlich alles Schlamm —, setzten wir unsern Marsch fort.

Von dieser Stelle griff eine plötzliche Veränderung in der Geologie und Botanik des Landes Platz. Bis dahin hatte die geologische Unterlage bestanden aus Schieferthon, weichem Sandstein und demselben groben, kiesigen festen Material, welches die Kohlenregion von Ostafrika repräsentirt und sich in einem schmalen Streifen ununterbrochen vom Aequator bis zum Cap ausdehnt. Dies machte jetzt metamorphischen Gesteinen Platz, welche sich so massenhaft auf dem afri-

kanischen Festland finden. Schiefer und Gneis, Grauwacke und Hornblende wurden jetzt die vorwiegenden Gesteine, und weil diese zahlreiche Mineralien enthalten und reich an Eisen sind, so zeigte sich der durch ihre Zersetzung gebildete Boden von blendend rother Farbe, die den Augen Schmerzen erregt und auffallenden Mangel an fruchtbaren Bestandtheilen aufweist.

Diese Veränderung im Gestein und im Boden wird von einem auffälligen Unterschiede in dem äussern Aussehen der Landschaft begleitet. Die angenehme Abwechslung von Hügelrücken und Thälern macht einer entschieden todten ebenen Fläche Platz, die ausgedorrt und wasserleer erscheint, als ob kein Tropfen lebenspendenden Regens den eisen-erfüllten Boden erfrischte. Die dichten Dschungeln, die grasigen Lichtungen, der offene Wald verschwinden, und an ihre Stelle tritt sozusagen ein Wald von Skeleten. Geisterhaft und gespenstisch ist der Anblick dieser graugefärbten Bäume und Büsche, denn sie sind fast völlig entblösst von jedem zarten wogenden Zweig oder zitterndem Laub. Kein geschmeidiger Ast oder gefälliges Laubwerk antwortet auf den erfrischenden Druck der durchziehenden Briesse. Steif und unnachgiebig strecken sie ihre straffen Arme und furchtbaren Stacheln aus, als wollten sie der Dürre und dem Sturme Trotz bieten. Um die düstere Wirkung der Landschaft noch zu erhöhen, sind nach allen Richtungen hin abgestorbene Bäume zu sehen, welche ihre zersplitterten Formen zwischen die lebenden erheben, weil sie unfähig sind, im Kampf ums Dasein sich aus eigener Kraft aufrecht zu erhalten.

Kaum ein grüner Flecken hebt die niederdrückende Landschaft, und obgleich jetzt die Regenzeit da war, so war nur hier und da ein Grastüpfel zu entdecken. Ein düsteres Schweigen herrschte überall, nicht unterbrochen von dem

Zirpen eines Insekts oder dem Gesange eines Vogels. Kein Grashalm rauschte, kein belaubter Zweig seufzte oder klatschte vom aufschlagenden Regen. Der bis dahin frisch vom Ocean herüberstreichende Wind erhob sich nur zu klagendem Pfeifen oder dumpfem Knirschen voller Traurigkeit, als ob er sagen wollte „hier ist alles Tod und Verlassenheit“.

Durch diese schreckliche Wildniss führte jetzt unser Weg. Der Träger, schon müde vom langen Marsch und ausgedörrt durch Mangel an Wasser, drängt vorwärts, seufzend und keuchend unter der brennenden Sonne, deren Einfluss das blendend rothe Erdreich noch verschlimmert, indem es die Strahlen zurückwirft, als kämen sie aus dem Munde eines Ofens. Vergebens sieht er sich um nach einer Stelle mit erfrischendem Schatten. Verstockt wirft er seine Last hin, legt den Kopf zwischen beide Hände, klappt sich zusammen über beide Knie oder streckt sich der Länge nach auf den Boden hin, und verlangt nicht selten etwas mehr als moralischen Zuspruch, um wieder munter zu werden. Noch einmal versucht er sein Bestes und taumelt vorwärts mit seinen schwachen und von der ungewohnten Anstrengung zitternden Gliedern, beugt sich hier unter einem nackten überhängenden Zweig hin, wobei er Fetzen seiner dürftigen Bekleidung zurücklässt, oder hässliche Schrammen mit sich nimmt, aus denen das Blut die Beine hersickersert und tröpfelt, bis die Blutstropfen sich mit den Schweissbächen vermischen — solcher Art ist der erste Marsch in dem eigentlichen „Njika“ des östlichen Afrika.

Um 6 Uhr schlugen wir ein Lager auf für den Abend, warteten auf den Aufgang des Mondes und liessen die erschöpften Leute sich ausruhen. Dann ging ich, in der Hoffnung eine Wasserpfütze zu finden, mit Brahim durch das Gestrüpp. Nach vielem Umherwandern, während wir über

eine Stunde lang vergeblich nach dem kostbaren Element suchten, wollten wir nach dem Lager zurückkehren, weil die Dunkelheit zunahm. Es zeigte sich aber bald, dass die Rückkehr keine so leichte Sache war. Zum ersten mal in meinem Leben musste ich mir gestehen, dass ich mich verirrt hatte. Brahim und ich waren zudem verschiedener Meinung über die einzuschlagende Richtung. Zuletzt wanderten wir ziellos dahin. Wir feuerten unsere Gewehre ab, erhielten aber keine Antwort. Ein Gefühl der Angst ergriff uns beide und wir kamen bald dahin, in jedem Gebüsch einen Löwen zu wittern. Wir hatten erfahren, dass die gefürchteten Thiere häufig hier zu sehen seien, und bald verkündete uns entferntes Brüllen, dass der König der Thiere sich diese Nacht etwas Zerstreuung suchen wolle. Man kann sich nicht leicht ein unbehaglicheres Gefühl vorstellen, als das, sich in einem Walde, wie ich ihn eben beschrieben habe, verlaufen zu haben. Das Knistern und Krachen der Aeste, die Unbestimmtheit, mit der man alles vor sich sieht, und das Bewusstsein, dass starke gefährliche Thiere hier umherstreifen, alles erregt die Phantasie und setzt die Stärke unserer Nerven mächtig auf die Probe. Zuletzt wurde ich jämmerlich müde. Meine Füße waren mit bösen Blasen bedeckt, meine Kleider beinahe in Fetzen zerrissen und meine Haut schmerzhaft zerkratzt, indem wir in der Finsterniss uns durch Dornen und Dickicht hindurchdrängten. Verzweifelt gab ich es auf und beschloss mich niederzuwerfen, komme was da wolle, obgleich ich von Schweiss triefte und die Nacht sich kühl anliess. In diesem Augenblick traf ein Klang unser Ohr, welcher uns mit neuem Leben erfüllte und aufrichtete. „Bunduki! Bunduki!“ (Ein Schuss!) rief Brahim. Gleichgiltig gegen alle Folgen feuerte ich meine letzte Patrone ab und stand nun ohne Wehr in der gefährlichen Oede. Darum kümmerten

wir uns jedoch nicht. Unser Schuss war gehört und ein Schuss zur Antwort setzte uns in Stand, genau die Richtung nach unserer Hülfe zu bestimmen. Die Blasen an den Füßen, die Ermüdung der Glieder vergessend, und ohne uns um Dornen und zerrissene Kleider zu kümmern, eilten wir quer durch alle Hindernisse, bis wir über Makatubu und andere strachelten, welche uns suchen kamen. Um Mitternacht erst waren wir im Lager. Ich war auf diese Weise 18 Stunden auf den Beinen gewesen und zwar mit sehr wenig Wasser und ohne feste Speise.

Infolge dieses Zwischenfalls wurde unser beabsichtigter Nachtmarsch erst um 4 Uhr morgens angetreten; ich war aber so lahm infolge meiner Blasen an den Füßen, dass ich zum ersten mal in meinem afrikanischen Reiseleben einen Esel besteigen musste.

Kaum mag ich die schreckliche Arbeit beschreiben, welche es uns kostete, die Karavane bis zum nächsten Wasserplatze zu Maungu in Teita vorwärts zu bringen. Die Leute hatten alles Wasser aufgebraucht und noch lag der schlimmste Theil des Weges vor ihnen. Bis Mittag that ich mein Bestes, um sie in Tritt zu halten, als ich aber bemerkte, dass die Sache ernst wurde und die Leute überall in solcher Menge zusammenbrachen, dass die Askari und die Anführer vollauf zu thun hatten, selber Lasten zu tragen, so beschloss ich geradeaus zu marschiren und Wasser zu suchen. Ich wählte also einige Anführer und Wateita-Leute aus und wir bemächtigten uns so vieler Kalabassen als möglich und eilten fort. Um 2 Uhr nachmittags erreichten wir den sattelförmigen Berg von Maungu, auf dessen oberste Spitze die Leute klettern mussten, bis sie Wasser bekommen konnten. Als es gefunden war, wurden sie sogleich zurückgeschickt, um die am meisten Erschöpften zu erquicken. Um 4 Uhr begannen die vordersten

Anführer heranzutaumeln, vollständig ermattet wie sie waren. Die letzten kamen erst mit Sonnenuntergang. Ein schweres Gewitter mit Regen gab den jämmerlichen armen Burschen den Rest; sie sassen da, halbtodt vor Kälte, zusammengekauert und zitternd, als ob sie das Fieber hätten. Ich dankte hauptsächlich darum meinem Schöpfer, weil ich daran dachte, dass wir den schlimmsten Theil der Wildniss hinter uns hatten. Die Massai befanden sich jetzt sowol vor als hinter uns — eine Thatsache, welche mich von aller Furcht vor dem Davonlaufen befreite. Von dem Passe des Maungu hatten wir einen vollen Blick auf das malerische Gebirge von Ndara vor uns, und über dasselbe hinaus konnten wir sogar die noch viel stolzern Buraberger entdecken.

Maungu ist ein Glied in der Kette getrennter Berge oder Spitzen, welche Nord-Süd streichen und deren südlicher Ausläufer der Kisigau ist — ein Pic, welcher wol der eindrucksvollste und grossartigste in dieser ganzen Gegend genannt zu werden verdient. Ein grosses Ungurunga oder natürliches Wasserbecken im Felsen befindet sich hier oben auf dem Maungu, welches nie austrocknet und früher den Bedürfnissen verschiedener Dörfer der Wateita diente, welche den Berg bewohnten, als Krapf auf dem Wege nach Ukambani ihn zuerst erstieg. Jetzt gibt es keine Bewohner hier herum.

Wir verliessen Maungu, nachdem wir mehrere Stunden durch heftigen Regen im Lager zurückgehalten worden waren, und marschirten dann durch die dornenvolle Ebene, welche uns von dem Ndara-Gebirge trennte. Die Leute waren durch die vorangegangenen beiden harten Märsche schwer ermüdet und kamen nur langsam vorwärts, obgleich wir uns jetzt mit der Erholungsstation gerade vor uns mehr Zeit und Geduld gönnen und sie marschiren lassen konnten wie es ihnen beliebte. Nach fünfstündigem Marsche tauchten wir plötzlich

aus den stachlichten Dschungeln auf und betraten eine Reihe prächtiger Anpflanzungen, welche sich um den Fuss des ganzen Berges erstrecken und, wenn die Aussaat am Aufkeimen ist, mit einem entzückend hellen Grün gegen die schwarzen Massen des Berges abstechen. Wir trafen hier Wateita-Frauen in beträchtlicher Zahl und marschirten hinauf zum Lager, inmitten des Knalls der Flinten und der lauten Verwunderung der eingeborenen Fräulein und verheiratheten Frauen, welche mich an frühere Scenen ähnlicher Art erinnerten, wie sie nebenher liefen mit neugierigem Stieren und jubelndem Gelächter, und die Hängebrüste gegen ihre Busen klappten wie halbleere leicht befestigte Lederbeutel. Bald hatten wir die bebauten Felder hinter uns und befanden uns binnen kurzer Frist im Lager unter einem schattigen Maulbeer-Feigenbaum und tranken in tiefen Zügen von dem klaren Wasser, welches in einer kühlen Rille die rissigen Seiten des Ndara hinunterplätscherte und polterte, und uns durch seine lustige Musik einlud, uns den Luxus eines Bades zu erlauben. Unglücklicherweise mussten wir unser brennendes Verlangen, uns sogleich auszuziehen, zügeln, nicht aus Rücksicht auf die Gefühle der Wateita, sondern weil wir uns selber genirten, da wir uns noch nicht genug mit dem Gedanken hatten vertraut machen dürfen, uns in puris naturalibus zu zeigen. Als die Abend Schatten herankamen, gingen die Eingeborenen zu ihren Wohnungen auf dem Berge, und jetzt ergötzten wir uns nach Herzenslust unter den plätschernden Wasserfällen, an der köstlichen kühlen Bergluft, welche uns trocken fächelte, und der prächtigen Aussicht vor uns, als der Mond sich über den Berggipfel erhob und seinen Silberschein über das Land warf, hier die Spitzen der Felsen sanft beleuchtend, dort über die thaubeladenen Blattflächen der Bäume glitzernd.

Damit die Leute sich nach den ermüdenden Märschen

durch Njika erholen sollten, schlugen wir am folgenden Tage unser Lager nicht ab. Ich selber war jedoch zu unruhig, um nichts zu thun, und entschloss mich deshalb, die Spitze des Berges zu ersteigen und darauf Herrn Wray zu besuchen, den kürzlich hier stationirten Agenten der christlichen Missionsgesellschaft. Es Martin überlassend, die Karavane um den Berg nach der entgegengesetzten Seite zu führen, begann ich am andern Tage, begleitet von Brahim und zwei Wateita als Führern, den Berg zu besteigen. Die ungewöhnlich steile Fronte des Ndara stellte die Kraft meiner Glieder und Lungen auf eine harte Probe, während wir über die Klippen und grossen Gneisblöcke hinaufkletterten, welche an den Abhängen des Berges nur einen sehr unsichern Halt gewähren. Wir fanden, dass an jedem zugänglichen Fleck der zerrissenen Berglehnen, und wo nur Wasser heruntersickerte, Zuckerrohr und Bananen angepflanzt waren. Ueberall sah man das Wasser vermittelt künstlicher Kanäle nach den weniger begünstigten Stellen fliessen oder in dünnen Wasserleitungen von Bananenstämmen längs der Felsen und anderer Stellen laufen, wo ein Kanal nicht hatte eingeschnitten werden können. Als wir uns 300 m über der Ebene befanden, kamen wir in die bewohnte Zone, und fanden den ganzen obern Theil des Berges dicht bevölkert, mit Ausnahme des eigentlichen Gipfels, der zu kalt und feucht und daher ungemüthlich ist. Die Schambas oder Anpflanzungen sind alle am Fusse des Berges, mit Ausnahme der Gärten für Cassave, süsse Kartoffeln, Zuckerrohr und Bananen. Die Bestellung der Felder ist Arbeit der Weiber, welche in den passenden Jahreszeiten täglich hinunter gehen. Diesem Umstande ist ohne Zweifel die schöne Entwicklung ihrer Gliedmassen und ihr durchweg gesundes Aussehen zuzuschreiben im Gegensatz zu den Männern, welche schmal und wenig muskulös aussehen. Ihre

Hütten hatten die Gestalt von Bienenkörben mit sehr niedrigen Wänden. Das Tageslicht ist vollständig ausgeschlossen, weil eine Wand im Innern des Hauses eine beträchtliche Strecke in der Form einer Spirale herumläuft und so einen engen Durchgang von der Thür aus bildet, welcher die Schlafstelle vor der directen Einströmung der Luft bewahrt. Als einzige Lichtquelle im Innern der Hütte dient ein Tag und



Tetta-Hütte.

Nacht unterhaltenes Feuer. In dem durch die Wand abgetheilten Theil der Hütte ist das Brennholz aufgestapelt, welches von unten den Berg hinaufgetragen werden muss. An den Dachsparren über uns hängen die Kalabassen — für deren Anbau die Wateita berühmt sind — und die Wintervorräthe. Die Hühner, Ziegen und Schafe suchen sich eine Ecke, wo sie sich verkriechen und mit ihren Herren zusammen-

thun, und tragen so dazu bei, das Innere wohnlicher und traulicher zu machen, wie der Geschmack des Eingeborenen es liebt.

Nach dreistündigem angestrengten Klettern erreichten wir die Spitze des Berges, welcher Mrumunji genannt wird, und während ich eine Höhenmessung mittelst der Siedhitze des Wassers unternahm und mich verschnaufte, suchte ich die topographischen Grundzüge der ausgedehnten vor mir liegenden Landschaft zu studiren. Die Aussicht lohnte vollauf die Mühe des Steigens — wann sollte denn auch ein Berg den Abenteurer nicht belohnen? Ich sah mich auf einem langen schmalen Rücken wie auf dem Dach eines Hauses, welches fast Nord-Süd sich erstreckte. Der östliche Abhang bietet wenig Unregelmässigkeiten dar und erhebt sich in grosser Schroffheit bis zu einer Höhe von 1540 m. Nach Westen ist der Berg in seiner obern Hälfte tief und unregelmässig eingeknickt und bildet dort eine niedrige Felskante, längs welcher ein kleiner Bach fliesst, bis er die Kante erreicht und nun in einer Reihe von Fällen sich nach unten stürzt. Zahlreiche Dörfer der Wateita finden hier Schutz vor der Gewalt der Monsune und sicher grasen ihre kleinen Heerden auf den obern Weiden. Ueppige Streifen von Zuckerrohr, schwarzgrüne Felder von süssen Kartoffeln, und Gruppen von Bananen schaffen angenehme Abwechslung. Am Rande dieser Fläche, nahe der Felskante, war das Missionshaus in einer kleinen Baumgruppe zu erkennen. Den Blick weiter hinaus aus der unmittelbaren Nähe wendend, enthüllte sich uns ein grossartiges Bild. Nach Norden über das Ende der Ndarakette erschien eine Reihe kleiner getrennter Spitzen, die sich in weite Ferne nach Ukambani erstreckten. Nach Nordosten zog sich eine unbegrenzte grüne Ebene bis zum Ocean hin und verlor sich im fernen Nebel. Deutlich konnte man in ihr die Linie des Flusses Voi an der krummen Linie

von dunkelm Grün erkennen, wo die von den Wassern des Flusses genährten Bäume in grösserer Ueppigkeit wuchsen. Ostwärts erblickte man den sattelförmigen Rücken des Maungu, auf dessen Reihenfolge von niedrigen Hügeln und kleinen Spitzen das Auge nach Südosten geleitet wird, wo aus Schichtwolken die grosse symmetrische Masse des Kadiaro (Kisigau) wie ein abgestutzter Kegel hervorleuchtete. In weiter Ferne nach Süd und Südwest hin erschienen die Usambara-, die Pare- und Ugono-Berge. Und westwärts hebt sich die prächtige Bura-Kette heraus mit ihren zerklüfteten Umrissen und den massigen Bergriesen Kibomu, Sungululu und Mbololo. Am südlichen Abhange sah man den Lauf des Matete-Stromes und zwischen dem Mbololo und Sungululu tauchte der Voi auf, durchströmte die zwischenliegende Ebene, floss um das Nordende des Ndara herum und setzte dann seinen Weg zum Ocean fort. Das ganze Aussehen des Hochlandes von Teita ähnelt gar sehr einem Archipel von Inseln, welche in grosser Steilheit aus einem grau-grünen Meer sich erheben, da die grosse öde von mir beschriebene Ebene sie von allen Seiten umgibt. Die wenigen niedrigen Spitzen und Rücken, welche hie und da auftauchen, sind verhältnissmässig so unbedeutend, dass sie nur Untiefen und aufragenden Klippen gleichen.

Nachdem meine Höhenbeobachtungen beendet waren, und es mir auf der schutzlosen Höhe zu kalt wurde, stieg ich hinab nach Mtera, und hatte bald das Vergnügen Herrn Wray zu begrüssen, dem die ehrenvolle Aufgabe zugefallen ist, den Weg zu diesem Theil der afrikanischen Wildniss zu ebnen. Von dem Hause sahen wir fast senkrecht zum Fuss des Berges hinunter in eine Tiefe von über 600 m. Hier brachte ich die Nacht zu, und zwar in der Weise des civilisirten Lebens; es war köstlich kühl in dieser luftigen Höhe.

Mit Tagesanbruch war ich auf und genoss eines herrlichen Blicks auf das in immer veränderten Formen von den Seiten des Bura herunterrollende Gewölk, während die aufgehende Sonne den Gipfel in warme Glut tauchte und jede Unregelmässigkeit der Abhänge des Berges beleuchtete. Gleich nach dem Frühstück sah ich meine Karavane stromaufwärts marschiren und sich im Grunde lagern; ich selber machte mich sofort dahin auf.

Am nächsten Morgen besuchte mich Herr Wray und genoss zum ersten male in seiner kurzen afrikanischen Erfahrung das Vergnügen eines Aufruhrs. Die Veranlassung dazu war so recht aus dem afrikanischen Leben gegriffen. Die Wateita, welche wir an der Küste erworben hatten, um unsere Vorräthe an Lebensmitteln gegen eine gewisse Menge Tücher zu tragen, weigerten sich tags vorher, die angebotene Sorte zu nehmen und verlangten eine bessere Qualität. Dies schlug ich ihnen ab, und als sie nun am andern Tage merkten, dass ich nicht geneigt sei nachzugeben, so begannen sie und ihre Freunde sich durch Schreien und Lärmen in einen Zustand toller Raserei zu versetzen. Zuletzt zog ein Mann, der sich nicht mehr zu zügeln verstand und wahrscheinlich gar nicht wusste, was er that, sein Schwert und begann einherzustolzieren, als wollte er sich aufmachen, um wie besessen umherzurasen. Wie er so herumwirbelte stach er plötzlich durch das Zelt, in welchem die Waaren lagen, und hätte beinahe einem Menschen den Garaus gemacht. Das wirkte wie ein auf einem Pulverfass gestrichenes Zündhölzchen. In einem Nu erhoben meine Leute einen Warnungsruf und griffen zu ihren Flinten. Die Wateita erhoben ihr Kriegsgeschrei, zogen auch ihre Schwerter oder spannten die Bogen, verzogen sich aber bedächtig nach dem äussersten Lagerrande, um sich hinter Steinen und Bäumen zu decken, schrien dabei wie

toll und forderten uns heraus. Die Weiber dagegen, welche haufenweise sich eingestellt hatten, um Lebensmittel zu verkaufen, flohen kreischend ins Gebirge. Das unten erhobene Kriegsgeschrei breitete sich aus durch den Wald und über die Bergeshänge und stieg immer höher, bis die Wolken in überirdischen Tönen zu antworten schienen. Einige Minuten lang war die Lage kritisch, sodass der an solche Szenen nicht gewöhnte Herr Wray sich klugerweise in mein Zelt zurückzog. Der leiseste Zufall, das Losgehen einer Flinte z. B., konnte uns plötzlich in ein Gefecht verwickeln, was freilich für mich eine ziemlich ungefährliche Sache gewesen wäre, Herrn Wray indessen in eine höchst unangenehme Lage versetzen konnte. Ein solcher Ausgang musste auf alle Fälle vermieden werden, und so warf ich mich unbewaffnet zwischen die beiden gleich aufgeregten Parteien, befahl meinen Leuten nach ihren Zelten sich zurückzuziehen, wandte mich dann an die Wateita und gab ihnen zu verstehen, dass wir Frieden wollten, aber auch, wie sie sähen, zum Kriege gerüstet seien. Wenn sie derselben Ansicht wären, so sollten sie mit dem höllischen Spektakel aufhören und einige ihrer ältern Leute hersenden, mit denen wir den Streit wohl schlichten würden. Dies hatte die gewünschte Wirkung und durch gegenseitige Zugeständnisse wurde schliesslich die Streitfrage beseitigt, zur grossen Freude des Herrn Wray, welcher leicht erklärlich die Wichtigkeit dieser Demonstration etwas übertrieb. Die Wateita dachten ja gar nicht an einen wirklichen Kampf; sie wollten blos uns etwas vorprahlen, ob wir uns vielleicht dadurch einschüchtern liessen. Immerhin konnte eine solche Demonstration leicht zu einer ernsten Schlägerei führen und ich bezweifle gar nicht, dass, wenn sich die Geschichte in meiner Abwesenheit zugetragen hätte, niemand meine Leute daran gehindert haben würde, dreinzuschliessen.

Nachdem dieser kleine Aufruhr glücklich gedämpft und der Streit zu höchst freundlichem Einvernehmen geschlichtet war, kamen die Weiber ins Lager zurück, in welchem es dann sehr lebendig und geschäftig herging, da die Männer stürmisch mit den jungen Mädchen kokettirten, oder laut über den Preis der Esswaaren feilschten und schrien. Ich gab mir viel Mühe, einige Photographien der Eingeborenen zu erlangen, und zu dem Ende ihr Zutrauen zu gewinnen. Ich liess meine verführerischsten Mittel auf sie einwirken und zeigte ihnen die schönsten Perlenschnüre als Lockspeise. Mit süssen Schmeichelreden, unterstützt durch einige Kniffe in und sanftes Streicheln ums Kinn, glaubte ich endlich sie zu einer Sitzung gewonnen zu haben; aber im Moment, als ich die Platte einstellen wollte, flohen sie erschreckt in den Schutz des Waldes. Und als ich ihnen Photographien zeigte und ihnen zu erklären versuchte, um was es sich handle, machte ich die Sache nur noch schlimmer. Sie bildeten sich ein, ich sei ein Zauberer, welcher Besitz von ihren Seelen ergreifen wolle, und dass sie, nachdem dies geschehen, ganz und gar meiner Gnade und Barmherzigkeit verfallen seien. Zuletzt wollten sie gar keine Photographie mehr sehen, und die Männer fingen an die Weiber wegzujagen. Einige Negative wurden mir verdorben und zuletzt gab ich alle Versuche auf, da ich meine Freundlichkeit und meine Perlen offenbar für nichts verschwendete.

Dagegen möchte ich eine kurze Beschreibung dieser Wateita unternehmen. Die Männer verdienen, wie in allen Ländern, nur wenig Worte. Sie sind von geringerer als Durchschnittsgrösse, mager und unansehnlich, wenn auch zähe wie Draht und grossen Entbehrungen gewachsen. Die fehlende Entwicklung ihrer Muskeln verräth einen Mangel an Kraft. Ihre Züge bilden gewissermassen den Uebergang von der niedrigen Entwicklung der Negerphysiognomie zu den Ge-

sichern solcher Stämme, wie die Galla oder Somali. Die Kinnbacken stehen etwas vor und der Schädel ist schmal. Ihre Kleidung besteht aus einem dürrtigen Tuch, welches von den einen beliebig um die Hüften geschlagen wird, bei andern von der Schulter hängend im Winde weht. Ein wenig Schmuck von Messing, kleinen selbstgemachten Ketten und Perlen ist



Ein Mteita von Ndara.

an Hals und Armen zu bemerken. Als Waffen dienen Messer, lange spatelartige Schwerter und Bogen und Pfeile. Alles ist schlecht gemacht und verräth einen Mangel an Stolz auf ihre Rüstung. An die steilen zerklüfteten Berge gewöhnt, legen sie dem Speer geringen Nutzen bei. Sie verlassen sich deshalb mehr auf den Bogen und den hinter schützendem

Felsen entsandten Pfeil. Die mit einem schweren Speer bewaffneten und an die Ebene gewöhnten Massai haben gegen die Wateita wenig Aussicht auf Erfolg in deren eigenen Wohnorten.

Jetzt aber möchte ich den freundlichen Leser, der hinlänglich neugierig und nicht zu blöde ist, ersuchen, mich zu der Toilette einer Modedame der Wateita zu begleiten. Wenn er auch zuerst etwas ängstlich und verwirrt sein sollte und ein sittiges Erröthen die Farbe seiner Wangen erhöht, so wird doch bald die dunkle Farbe der chocoladenfarbenen Dame, die übliche farbige Hautschränke zwischen uns und ihr, ihn aufrichten und er wird sich demgemäss ganz „à son aise“ fühlen. Was das Fräulein selber anbetrifft, so hat sie keinerlei Bewusstsein von etwas Unschicklichem, sie lächelt lustig, kokettirt mit dir und erröthet durchaus nicht, weil sie eben in ihrer Toilette keine Geheimnisse zu verbergen hat. Sie benutzt keine Hülfsmittel der Kleidung, bedarf keiner Polster und ist damit zufrieden, wie die Natur sie geschaffen hat. Nachdem wir die niedrige kreisrunde Hütte betreten und uns auf irgendein Geräth, welches als Stuhl dienen kann, gesetzt haben, entdecken wir zuletzt bei dem schwachen Schein des Feuers, durch die erstickende Hitze und den stechenden Rauch, unsere schöne Freundin, welche sich anschickt uns zu zeigen, wie man in Afrika „echtes Gold raffinirt und Lilien weiss malt“. Nachdem unsere Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt und wir es uns etwas bequemer gemacht haben, sehen wir, dass sie recht klein von Statur ist und ein ungewöhnlich rundes Gesicht mit etwas vortretendem Gesichtswinkel hat. Die Figur ist für eine Negerin ganz leidlich, wenn ihr auch jene hübsche Rundung um die Taille abgeht, welche wir mit unserm Ideal weiblicher Schönheit verbinden. Ihr Gliederbau ist ins Grosse entwickelt und sie ist so flink und weich wie eine Schlange. Der Gesichtsausdruck

ist angenehm und der Blick ihrer glänzenden Augen und das Lächeln ihrer Lippen lieblich und kokett.

Diese „Punkte“ notiren wir uns mit einem Blick und freuen uns nicht wenig, alsbald zu vernehmen, dass die Darstellerin ihre „wirkliche Kleidung“ schon an-, eigentlich gar nicht abgelegt hat. Darunter versteht sie nämlich ihren Ueberzug von Lampenruss und Castoröl, welches einen Duft verbreitet, den die Höflichkeit mich zwingt angenehm zu nennen, der aber, wie ich dem Leser „nebenbei“ bemerken möchte, einfach abscheulich riecht. Um die Eroberungen des Tages zu vollenden, legt sie indessen neu auf, und scheint nun bei dem halben Licht des Feuers wie eine frisch aus der Schale kriechende Schnecke, welche sich zu einem abendlichen Spaziergang rüstet. Der Leser wolle hier sich merken, dass dieser Ueberzug von Fett und Schmutz der einzige Schutz des Mteita gegen die ausnehmende Hitze des Tages und die Kühle der Nächte ist. Er verhindert zu starkes Schwitzen und hält die Kälte ab. Ich muss noch bemerken, dass, bevor sie ihren Besuch empfing, die Dame ein kleines Fellstück in der Grösse eines Damentaschentuches angelegt hat, welches mit Perlen buchstäblich bedeckt ist. Hinten scheint sie die Zipfel eines Missionarfracks in Gebrauch genommen zu haben. Sie hat sie ein wenig verlängert und auch in verschiedenen Mustern mit Perlen bestickt, und jetzt flattern und klappern sie in luftigster Weise um ihre Beine herum. Einige jedoch verändern die Mode und statt an den beiden „Schwalbenschwänzen“ haben sie ihre Freude an der hintern Hälfte eines schottischen Hochländer-Kilt. Da wir unsern Gleichmuth wieder gewonnen und der Wohlanständigkeit genügt ist, so sind wir sofort bei der Hand, wo wir irgendwie helfend eingreifen können. Das Kopfhaar ist ringsum von den Schläfen wegrasirt, bis nur ein kreisrunder Fleck von 7—10 cm

Durchmesser oben auf dem Kopf stehen geblieben ist. Mit grosser Mühe ist es dort in Stränge geflochten bis es aussieht wie ein Fegewisch. Auf jeden Strang besonders sind Perlen von verschiedener Farbe eingeflochten. Um den geschorenen Theil des Kopfes ist ein 5 cm breites Perlenband gewunden und von ihm hängen drei lange lose Stränge über die Ohren bis zu den Schultern herunter. Die Ohren, deren äusserer Theil ringsum durchbohrt ist, sind mit schweren



Wateita-Frauen.

Glasringen beladen, sodass sie, ausser Stande diese Last zu tragen, zu unförmlichen Klumpen sich überlegen. Eine Untersuchung der Augenlider enthüllt die Thatsache, dass die Wimpern sorgfältig entfernt worden sind. Ein leichter Stoss hie und da mit der Feile gibt den krokodilartigen Zähnen eine schärfere Spitze und der Kopf ist fertig. Von einem nahen Pflock werden ungefähr 30 grosse Perlenstränge heruntergenommen und über die rechte Schulter und unter den linken Arm gelegt, sodass sie bis zur Taille niederhängen

und zwischen den Brüsten durchgehen, welche beiläufig fest und wohlgestaltet sind. Eine gleiche Zahl hängt von der andern Schulter herab. Ausserdem werden um den Hals und über die Brust herunter etwa 150 bis 200 Perlenschnüre gehängt. Ein mächtiger, aus einer dichten Masse von Perlen bestehender, 7 bis 10 cm breiter Kragen wird über dies alles um den Hals gelegt, sodass das Kinn geradezu hoch getragen werden muss und die ganze Vertiefung unter ihm ausgefüllt wird. Dann kommt die Taille an die Reihe und wir bewundern und staunen über die dabei entfaltete körperliche Kraft und über den zur ersten Mode benöthigten Aufwand, da wir die Dame 200 bis 300 weitere Perlenschnüre nebst ungezählten Perlengürteln und Bändern anlegen und sie in jener Körpergegend unterbringen sehen, welche die empfindsame Jugend anderer Länder mit ihren Armen zu umfassen liebt. Wir athmen wieder auf, da wir bemerken, dass über die Hauptmasse der Perlen nunmehr verfügt ist und nur noch Arme und Beine solcher eng umschliessenden Banden harren. Nachdem sie es in dieser Art fertig gebracht hat, an ihrem Körper etwa 20 bis 30 Pfund Gewicht unterzubringen, dreht sie sich rund herum, den Tribut der Bewunderung, der klar auf unserem Gesicht ausgedrückt war, zu empfangen und dann plumpst sie nieder, um sich von dieser ernsten Arbeit des Ankleidens auszuruhen. Da wir keinen Grund haben unsern Besuch zu verlängern, so legen wir unsere Geschenke zu ihren Füßen nieder und „kwaheri“ uns selbst hinaus, von Schweiss triefend und gelb von Rauch wie Kieler Sprotten.

Nachdem die „Privataudienz“ vorüber ist, füllt unsere gefällige Freundin ihren Korb mit Mais und geht hinaus ins Lager, um die Zeichen der Bewunderung des Publikums entgegenzunehmen und die dem weiblichen Herzen so wohl-

thuende Freude zu geniessen, um den Preis ihrer Waaren zu feilschen.

Bei den Sitten und Gebräuchen der Wateita brauchen wir nicht besonders zu verweilen, weil sie sich in keinem wesentlichen Punkt von denen unterscheiden, welche uns von allen Reisenden in Ostafrika geschildert sind; vielleicht wären die



Ein Mteita-Mädchen.

Heirathen auszunehmen, welche eine frühere Weise sich ein Weib mittelst Raubes zu verschaffen verrathen — eine Sitte, welche ich bislang bei keinem von mir besuchten Volksstamme beobachtet habe. Wenn ein Mteita heirathen will, so bringt er die Vorverhandlungen mit dem Vater nach Negerbrauch in Ordnung, das heisst er kauft sich die Braut für drei oder vier Kühe. Nachdem diese wichtige Sache abgemacht ist, läuft das Mädchen weg und verbirgt sich bei entfernten Verwandten, bis ihr Bräutigam das Versteck findet und sie einfängt. Er sucht sich dann einige Freunde, welche sie zu ihrer künftigen Wohnung zurücktragen, indem zwei Mann sie bei den Beinen, zwei bei den Armen in Höhe ihrer Schultern tragen, wobei viel gesungen und getanzt wird. Die vier Mann,

welche das Mädchen tragen, sollen auf ganz eigene Art belohnt werden. Nach Ankunft im Hause wird das neuvermählte Paar drei Tage lang ohne Nahrung eingeschlossen, und am Schlusse derselben wird die Braut über und über eingölt und mit Perlen und anderem Schmuck beladen. Dann wird sie nach der väterlichen Wohnung zurückgeleitet inmitten einer Schar tanzender und singender Mädchen. Nach einigem

Aufenthalt kehrt sie zurück und die ganze Geschichte ist vorüber.

Zwischen den Geschlechtern waltet das grosse Misverhältniss ob, dass das weibliche entschieden zahlreicher ist, und doch sind viele junge Leute nicht im Stande zu heirathen, weil es ihnen am Besten, nämlich an der nöthigen Zahl Kühe fehlt, ein Umstand, der nicht selten zu Heirathen unter Geschwistern führt, obgleich solches Verfahren starkem Tadel unterliegt.

In einigen ihrer religiösen Gebräuche mögen sie sich ausserdem noch von den weiter südlich wohnenden Negern unterscheiden. Auf den Teitabergen, wo der Anbau und das grosse Bedürfniss nach Feuerungsmaterial zusammen dazu beigetragen haben, fast jeden Busch oder Baum wegzuräumen, findet man hie und da einzelne Haine unberührt, welche den Manen der Vorfahren geweiht zu sein scheinen und wahrscheinlich die Reste der früheren Verehrung der Geister der Natur vorstellen. Hier werden die Todten begraben; und in die Stille des dichten Busches und das stimmungsvolle Dunkel der bunten Schatten zieht sich der Mteita zurück, um entweder zu den Geistern der verstorbenen Verwandten oder zum obersten Wesen zu beten. Damit dürften die hervorstechendsten Charakterzüge der Wateita geschildert sein.

Nachdem ich Herrn Wray Lebewohl gesagt und die Leute sich etwas erholt hatten, setzten wir unsern Weg westwärts fort. Nach einem sehr langen und ermüdenden Marsch über eine niedrige Hügelkette und auf einem Fusspfade, der mehr einem aufragenden Tunnel als einem offenen Wege gleich, erreichten wir den Fluss Matate in der Nähe des südlichen Endes der Bura-Kette im District Jawia, so benannt nach dem regierenden Aeltesten — da die Häuptlingsregierung

keine anerkannte Form der Herrschaft unter den Wateita ist. Wir lagerten uns zwischen sehr reichen Anpflanzungen und ergötzten uns damit, grüne Maiskolben zu naschen.

Am folgenden Tage umgingen wir auf einem steilen und zerrissenen Fusspfade längs des Bergabhanges das Bura-Gebirge. Hier lernten wir das „Hongo“- (oder wie sie hier sagen, das „Fingo“-)System, schwarzes Weggeld zu erpressen, in seiner höchsten langweiligen Entwicklung kennen. Der regierende Aelteste eines jeden von uns passirten Dorfes forderte diesen Tribut mit soviel Frechheit- und Unverschämtheit, dass einmal mein Zorn wach wurde, und ich auf den Quälgeist in solcher Weise zutrat, dass er vor Schrecken seinen Halt verlor und wenig fehlte, dass er im Herunterrollen vom Berge zu Mus zerquetscht wurde.

Die Felsen, welche wir passirten, bestanden meist aus Schiefer mit einigen dicken Einlagerungen von herrlich weissem krystallinischen Kalkstein, dessen Schichten nach Norden unter einem Winkel von etwa 15° geneigt sind. Es ist zu beachten, dass der Lagerungswinkel des Gesteins nicht mit der grössern Axe der Bergkette übereinstimmt.

Nach einem ermüdenden Marsch erreichten wir endlich ein schönes kleines Thal, welches sich tief in das Gebirge ganz bis an den Fuss des mächtigen Domes des Kilima Kibomu erstreckte. Hier wurden zwei Tage zugebracht mit dem Sammeln von Nahrungsmitteln für den Marsch nach Taweta, quer durch die Wüstenebene, aus welcher, wie schon erwähnt ist, die Teitaberger sich wie ein Archipel von Inseln erheben. Ein Versuch, den Gipfel des Kibomu zu ersteigen, wurde durch die Dummheit unseres Führers vereitelt, welcher uns einen falschen Weg führte und mich schliesslich an den Fuss eines steilen Abhanges 300 m unter der Spitze brachte. Hier sah ich zum ersten mal die Bananen wild und höchst üppig in

den reichen, feuchten Wasserläufen und zwar in einer Höhe von 1800 m wachsen. Auch fanden wir eine prächtige Ansammlung von baumartigen und andern Farrn, Bärlapps, Orchideen, Heidekräutern und andern Pflanzen der gemässigten Himmelsstriche. Die Bäume sahen zauberisch und ehrwürdig aus in ihrem reichen Schmuck grauer flatternder Flechten, welche ihre Zweige bedeckten.

Nachdem ich die nöthigen Lebensmittel gesammelt und „Brüderschaft“ mit den vornehmsten Aeltesten der Gegend geschlossen hatte, rüsteten wir uns zur Abreise. Kurz zuvor entgingen wir jedoch nur knapp einem Blutbade. In dem Wirrwarr der bevorstehenden Abreise benutzten die Wateita das Durcheinander, stahlen zwei Flinten mitten aus dem Lager und machten sich damit fort in den Busch. Bevor ich erfuhr, was geschehen war, hörte ich, pang, pang, mehrere Flintenschüsse, Lasten wurden niedergeworfen, und im Handumdrehen standen wir unmittelbar vor einem Gefecht. Glücklicherweise war niemand verletzt und so legte ich die Sache rasch bei, obgleich es alles in allem gar nicht übel gewesen wäre, wenn einer der Diebe eine Kugel erhalten hätte, da ihre Neigung zu plündern allgemein bekannt ist. Da die Wateita aber durch den Kriegsruf einmal aufgeregter waren und zu Hunderten den Berg hinabstürzten, so mussten wir höchst vorsichtig vorwärts marschiren, jeden Augenblick des Zischens eines Pfeils oder eines Angriffs auf einen mehr oder weniger ungeschützten Theil der Marschlinie gewärtig. Wir sahen jedoch zu blutdürstig aus und waren zu gut bewaffnet, erreichten deshalb unangefochten das Lager von Mikomeni.

Dieser Ort erscheint in den Karten als der Name einer Gegend; das ist jedoch ein Irrthum, da es lediglich der Suaheli-Name für Lager ist und in Wirklichkeit den Standort der Mikomen-Bäume bedeutet. Eine Sklavenkaravane von

Djagga floh auf die Kunde von unserer Ankunft voll Schrecken in das Dschungeldickicht, um ein Zusammentreffen mit uns zu vermeiden.

Wir wollten am andern Morgen früh um 2 Uhr aufbrechen, um einen Dauermarsch über die vor uns liegende wasserleere Fläche zu machen; während der Nacht sammelten sich aber die Wateita in solchen Mengen um uns, und versuchten so oft zu stehlen, dass wir alle Pläne zum frühen Aufbruch aufgaben. Sicherlich planten sie Uebles und wollten uns gewiss angreifen oder im Augenblick unseres Aufbruchs irgendeinen plötzlichen Schrecken hervorrufen.

Während des Marsches am folgenden Tage schoss ich zwei Hartebeeste (Kuhantilopen), eine Giraffe und ein Zebra. Ich war recht stolz auf diese Jagdbeute und meine Leute unendlich glücklich, als sie sich voll Fleisch stopften, beim Lagerfeuer nach sehr schwerem Marsche ausruhend.

Wir nahmen unsern Marsch um 3 Uhr früh wieder auf und drängten uns durch die kühle Morgenluft. Wir wurden dann und wann durch Heerden von Zebras überrascht, die über unsern Weg dahersprengten und ihren seltsamen halbpfeifenden halb-kläffenden Laut gaben, und nicht selten blieben wir in dem Halbdunkel erschreckt stehen bei dem Wiederhall des Gebrülls von Löwen, die ihr „Dankgebet“ nach der Mahlzeit sprachen. Endlich ging die Sonne auf und in schrecklicher Hitze quälten wir uns vorwärts, entschlossen Taweta heute noch zu erreichen. Doch erst gegen 6 Uhr abends verliess die Hauptarmee der Karavane die schreckliche Wüste und die Glühhitze von Njika, und fand dankbar hingenommenen Schutz und kühles Wasser in den schattigen Tiefen eines der entzückendsten Waldstriche von ganz Ostafrika.

DRITTES KAPITEL.

ZWEI WOCHEN IN EINER WALDFESTE.

Erquickliche Veränderung. — Im schattigen Walde von Taweta. — Arbeiten der Leute. — Betrügereien, Strafen und Besserung. — Ausflüge. — Prachtige Vegetation ringsum. — Bad im Walde und die braunen Nymphen. — Waldfestung. — Kirchhof. — Die junge Frau. — Vorbedingung zum Heirathen. — Geographie und Anthropologie von Taweta. — Bedeutung für die Karavanen. — Der „Olymp“ von Taweta. — Der Jipe-See. — Tänze. — Zauber gegen die Massaischwäche der Karavane. — Mandara. — Dr. Fischer. — Ausflug zum Kilima-Ndjaru und dem Dschala-See.

Es ist nicht möglich, das wonnige Gefühl der Erlösung in Worte zu fassen, mit welchem wir aus der sengenden Hitze und den öden Wüsteneien des Njika-Landes plötzlich in die schattigen Labyrinth und lauschigen Boskets des kleinen afrikanischen Arkadien von Taweta an jenem denkwürdigen Abend des 31. März einzogen. Es war uns, als seien wir von einem Fegefeuer ins Paradies übergegangen; waren doch die letzten Probetage so recht geeignet, uns unser Glück aufs äusserste würdigen zu lassen. Wir suchten unsern Weg durch eine äussere Schranke von dichtem undurchdringlichen Wald und buschigem Unterholz einen engen gewundenen Tunnel entlang, drängten uns durch dessen schmalen Einlass und standen plötzlich in einem Zauberkreise. Hier erst liessen wir unsere Flinten erschallen, deren Wiederhall immer von neuem durch den Wald dröhnte und den Eingeborenen in nicht miszuverstehender Sprache ankündigte, dass eine müde Karavane in ihren District eingetreten sei und ihre

Gastfreundschaft anrufe. Als wir durch reiche Bananewälder vorwärts drangen, hörten wir zur Antwort das Pang der Flinten, welche uns ihr lärmendes Willkommen zuriefen, und bald schienen die Bäume selber ihre Salaams in die Welt zu rufen, da von allen Seiten her ein beständiges Feuer unterhalten wurde. Wir befanden uns mitten in einem wirklichen Netze uns umfassender Bächlein und künstlicher Kanäle, und löschten mit innigstem Behagen unsern Durst in dem klaren kalten Wasser. Dann wurden allmählich die Eingeborenen sichtbar, und bestätigten ihr feuriges Willkommen mit harmonischerem „Jambo, Jambos“. Ihnen folgten aufgeregtere und bestimmter fragende Suahelihändler, welche meine Hand unter dem Grusse „Sabalkheer“ ergriffen und küssten, und gleichzeitig ein Lauffeuer von Fragen eröffneten infolge ihres Erstaunens über die völlig unerwartete Erscheinung der Karavane eines weissen Mannes, von welcher sie bisher nichts gehört hatten. So geleitet unter dem erneuten Donner der Gewehre, welche in den laubigen Tiefen des Waldes wie Kanonen klangen, betraten wir wunderbar reiche Anpflanzungen und tauchten zuletzt in einer Lichtung auf, welche wir als das Hauptquartier der Suahelikaufleute erkannten, deren Chef ein gewisser Dugumbi, ein bekannter „Mkuginsi“ und „Mganga“ war. Hier stand eine Anzahl Häuser gleich denen an der Küste, und da es inzwischen dunkel geworden war, so lagerten wir für die Nacht hier im echten Durcheinander. Die Leute, todtmüde von dem erschöpfenden Marsche, waren froh, ihre Ladung irgendwo hinwerfen zu können und verstreuten sich selber irgendwie aus Sicht, ohne sich um ihren leeren Magen zu bekümmern. Vermittelst vielen Schreiens und Scheltens schlugen wir indessen doch vorläufig unsere Zelte auf, stauten die Waaren darin sicher beiseite, und bevor wir schliesslich für die Nacht

hineinkrochen, waren genügende Lebensmittel zur Stillung des nagenden Hungers angesammelt.

Der nächste Tag war ein Ruhetag. Um von dem Lärm und Geschrei und den mancherlei wenig lieblichen Anblicken und Gerüchen des gemeinschaftlichen Lagers frei zu kommen, verlegte ich mein Zelt etwas weiter weg und vergrub mich in einen reizenden Waldwinkel, Martin die Beaufsichtigung der Leute überlassend.



Lager meiner Leute in Taweta.

Ich hatte nun eine Arbeit von nicht geringer Grösse vor mir, welche bisjetzt aufgeschoben worden war. Mein ganzer Vorrath von Perlen musste neu aufgereiht werden zu regelmässigen Längen, wie sie im Massai-Lande gebräuchlich sind. Ausser in dieser Form wurden sie nicht angenommen, und es gab durchaus keine Gelegenheit, diese Arbeit auf dem Marsche vorzunehmen. Bevor ich also Taweta verlassen konnte, mussten 60000 solcher Stränge angefertigt werden.

Das war noch nicht alles. Tuche nahmen die Massai nur in der Gestalt fertiger Kriegsanzüge, d. h. der sogenannten „Naibere“, an. Diese bestehen aus knapp 2 m Baumwollentoff, längs dessen Mitte ein Streifen karmoisinrothen oder bunten Tuchs genäht wird, dessen Quersäden an den Enden ausgerupft werden, damit eine Franse entsteht. Von diesen „Naiberes“ mussten dreihundert gemacht werden. Noch viele andere Zurichtungen waren ausserdem zu beschaffen. So wurde es mir zu meinem grossen Verdruss klar, dass mir ein langer Aufenthalt bevorstand.

Nachdem die Tribut- oder „Hongo“-Frage mit den Aeltesten und den jungen Leuten geordnet war, und auch Dugumbi und der oberste Anführer der Karavane, die eben aus dem Massai-Lande, nach einem Verluste von 100 Mann durch Krankheiten, nach Taweta zurückgekehrt war, ein Begrüssungsgeschenk empfangen hatten, begab ich mich am zweiten Tage ernsthaft an das dringliche Werk der Vorbereitungen. Die mit der Nadel Vertrauten mussten Kriegskleider anfertigen, der Rest Perlen aufreihen. Einige mussten Blätter der Mwalepalme (*Raphia*) herbeiholen; andere mussten aus den Fasern Stränge anfertigen, und die übrigen reichten dann die Perlen auf. Um die Leute zu controliren, wurden die Perlen jedem zugewogen, und alle Anführer als Wächter angestellt, um Diebstahl soviel als möglich auszuschliessen. Auf jede Unterschlagung wurden fürchterliche Strafen gesetzt, den Ehrlichen und Fleissigen aber Belohnungen versprochen, und dann setzte ich mit einem Donnerwetter gegen die voraussichtlichen Diebe und mit ermuthigender Freundlichkeit gegen die bessern Klassen alle an die Arbeit. Als später Feierabend gemacht und die Arbeiten zur Prüfung mir vorgelegt wurden, gerieth ich in helle Verzweiflung. Ich hatte einige leise Hoffnungen gehegt, dass die moralische Wiedergeburt, seit wir die Küste

verlassen hatten, um einen Schritt vorwärts gerückt sei. Hierin hatte ich mich bitter getäuscht. Nicht ein Mann brachte zurück, was er empfangen hatte. Von vier ausgeheilten Traglasten fehlte eine fast gänzlich. Was sollte ich unter diesen Umständen thun? Ich konnte doch nicht die ganze Karavane durchprügeln, und doch musste etwas geschehen, wenn ich das Stehlen verhindern zu können die Hoffnung mir erhalten wollte. Zuletzt wählte ich zwei Mann aus jeder Kambi (Messe) aus, und liess ihnen durch Brahim einige gesunde Stockschläge geben. Auch wurden ihre Rationen für den Tag einbehalten. Nach einem ekelhaften Rülpsen ringsumher endete die Tagesarbeit mit lauten Be-theuerungen der Unschuld und Drohungen mit Desertion seitens der Leute. Obwol ich äusserliche Ruhe, selbst Lächeln zur Schau trug, so kochte ich doch vor Zorn und Aerger. Ich war obendrein entschlossen, um keinen Preis klein beizugeben, da der Respect vor meiner Autorität nimmermehr als offene Frage behandelt werden durfte.

An demselben Abend nahm ich die Flinten der Leute in Gewahrsam und stellte eine starke Wache mit den üblichen bluttriefenden Befehlen davor auf. Mit vielen äussern Umständen lud ich meine schwere Reservefinte, und bere-dete, sodass einige Leute es hören konnten, mit Martin einen gemeinschaftlichen abwechselnden Sicherheitsdienst während der Nachtzeit.

Am andern Tage nahm die Sache einen weit bessern Verlauf; ich sah, dass ich Herr der Sachlage geblieben war, obgleich ich einräumen muss, dass von ungefähr 30 Traglasten Perlen zwei während des Aufreihens gestohlen sind, trotz aller Vorsicht und häufigen Prügelns.

Was die Prügel anbelangt, so hoffe ich, dass der Leser nicht denken wird, ich verstehe darunter die Art Prügel,

welche über der Literatur der Antisklaverei-Gesellschaften brütende Personen darunter begreifen. In keinem Falle wurde der Schuldige von mir aufgebunden, und die Strafe ging selten über ein paar Stockschläge auf den Rücken hinaus. Es thut mir leid, dass selbst dies nothwendig wurde; aber bittere Erfahrung hat mich belehrt, dass körperliche Züchtigung durchaus nicht zu umgehen ist, wenn der Reisende seiner Karavane Herr bleiben und von seinen Leuten nicht als ein Milchgesicht und Feigling verachtet werden will, der nicht zu äussersten Mitteln zu schreiten wagt. Ich glaube nicht, dass ein afrikanischer Reisender seine Leute besser als ich unter Commando hatte, und doch schmeichle ich mir, von meinen Leuten ebenso gefürchtet als geliebt worden zu sein. Auf meiner ersten Expedition mit der besten Zahl von Trägern, welche je die Küste verliess, ruinirte ich meine Aussichten fast vollständig und wurde eine Zeit lang von meinen Leuten verhöhnt, weil ich es mit moralischer Ueberredung versuchte. In der Karavane, deren Oberbefehl ich jetzt hatte, und auf deren moralische und körperliche Eigenheiten ich hinlänglich hingewiesen habe, erlangte ich bestimmenden Einfluss, sowol durch den verständigen Gebrauch des Stockes, wie auch durch die unveränderliche Schnelligkeit in der Ausführung der Strafe, während meine Bemühungen, die Leute gründlich kennen zu lernen, von dem Erfolge gekrönt wurden, dass ich ihren guten Willen und ihre Achtung gewann. Dies hatte zur Folge, dass der Stock immer seltener gebraucht wurde, bis ich ihn fast für überflüssig hielt, und die Befehle mit einer Schnelligkeit ausgeführt wurden, wie man es selten ausser bei einer Armee antrifft.

Das Leben in Taweta bestand jedoch nicht ganz aus Mühsal und Arbeit. Es war vielmehr in vieler Hinsicht das

gerade Gegentheil davon. Unterhaltende Streifereien in der Kühle der Abende wechselten in angenehmer Weise ab mit Morgenbesuchen der Eingeborenen und mit Sitzungen, in welchen ich gleich dem „Zauberer aus dem Norden“ höchste Bewunderung mit meiner galvanischen Batterie erregte, bald einen Schrei der äussersten Bestürzung, bald helles Gelächter hervorlockte, je nachdem die Leute selber die Opfer der Operation waren oder die Zuschauer der Qualen anderer. An Lebensmitteln war kein Mangel: Fische, Geflügel, Eier, Hammel- oder Ziegenfleisch, Tomaten, süsse Kartoffeln, Yams, Maniok oder Cassava, grüner Mais, Zuckerrohr, goldige Bananen und Gemüse verschiedener Art füllten unsern Tisch mit angenehmer Abwechslung und einer so üppigen Fülle, wie ich sie nirgendwo sonst in Afrika erlebt habe. Man hätte unser Leben hier — für Afrika — als ein muster-gültiges bezeichnen können, wären nicht die ewigen Umstände mit den Leuten gewesen, die keineswegs eine angenehme Zugabe zu unserm Vergnügen bildeten.

Nachdem wir damit unsere nächste Umgebung hinlänglich geschildert und die Vorbereitungsarbeiten hübsch in Gang gesetzt haben, auch die Leute mit einem gewissen Geiste der Unterordnung und einem höhern moralischen Tone nach ihrer eigenen Ueberzeugung erfüllt sind, können wir das ständige brummige Gesicht, mit welchem wir die Uebelthäter gebändigt haben, ablegen, unsere Sonntagsmiene aufsetzen und uns zu einer Rundreise durch den Wald und die Vorstädte von Taweta anschicken. Wollen meine Leser als eine auserwählte Gesellschaft mich begleiten!

Es ist ein Aprilmorgen und wir sind mit dem Morgen-grauen draussen. Bevor die Sonne über den Horizont aufsteigt, haben wir unser Frühstück mit kapitälem Appetit vertilgt. Die Gewehre werden zur Hand genommen; die

ganze nothwendige Ausrüstung an Messern, Riemen, Körben u. s. w. an und um den Leib geschnallt oder geschlungen, und mit dem zugehörigen Gefolge von „Jungen“ begeben wir uns auf den Marsch. Wir gehen durch das Lager, überzeugen uns, dass die Leute bei der Arbeit sind, geben den Aufsehern Verhaltensmassregeln für den Tag, lassen den Schmutz und die Unsauberkeit des Suahelidorfes hinter uns und vertiefen uns in eines jener idealen lauschigen Labyrinth, mit welchen die volksthümliche Einbildung die äquatorialen Gegenden zu beleben liebt, die aber von dem marschmüden afrikanischen Reisenden so selten erblickt werden.

Wie wir lustig den laubenartigen Gang entlang eilen, sind wir bald in Verwunderung verloren über die erstaunlichen Massen des Pflanzenwuchses, der uns überall in die Augen fällt. Die Natur spielt hier mit der Erzeugung grossartiger Bäume, welche häufig 25—30 m hoch astlos emporwachsen, bevor sie ein prächtiges schattiges Laubdach entfalten. Dann verschlingen sich die Zweige mit denen der umstehenden Bäume, bis nur noch schwaches buntfarbiges Licht durchdringt, welches wie unzählige Irrlichter umhertanzt und zittert. Obgleich die Bäume bis zu jener Höhe ohne Aeste sind, so hat es doch nicht den Anschein, als ob wir in einem Walde von Stämmen allein wanderten, wie zwischen den Masten eines gefüllten Hafens. Ganz im Gegentheil! Von jedem günstigen Punkte schwingen sich biegsame, mit Laub bedeckte Schlingpflanzen von Baum zu Baum oder hängen in zierlichen dunkelgrünen Geflechten am kräftigen Stamme herunter. Schöne Palmen — die Raphia und die Hyphaene oder wilde Dattelpalme — blühende Gesträucher, eine Unzahl Farrn und dann wieder blühende Pflanzen erfüllen die Zwischenräume, bis das Auge an dem üppigen Wachsthum und der tollen Verschwendung ganz irre wird. Affen bringen

Leben in das Ganze und locken durch ihre lebhaften Bewegungen und ihr unaufhörliches Kläffen die Aufmerksamkeit auf sich. Scharen von Hornvögeln fliegen von Baum zu Baum und kreischen einem die Ohren voll mit ihrem unmelodischen Geschrei. Eichhörnchen verbergen sich bald hinter einem Stamm oder klettern mit erstaunlicher Geschwindigkeit hinauf, bald halten sie an in verwunderungsvollem Staunen, je nachdem der Schrecken oder die Neugierde die Oberhand hat, und machen sich dadurch vor allem andern bemerklich. Zahlreiche Fussspuren warnen vor der im dichten Gebüsch verborgenen Hyäne, die dort wartet, bis die Schatten ihr erlauben, ihre geiergleichen Rundgänge anzutreten. Vom Walde her hören wir auch das liebliche Geplätscher des Wassers im steinigen Bett und vorwärts eilend treten wir zuletzt heraus, um uns an den Ufern des schneeegesättigten Lumi wiederzufinden, der am Fusse des Kimawensikegels des Kilima-Ndjaru entspringt und nach einem unterirdischen Laufe von den zerrissenen wolkengenährten Zinnen seinen Weg südlich zum Jipe-See nimmt, und sich unter der Erde vertheilend, den herrlichen Wald von Taweta ernährt und ihm fruchtbare Feuchtigkeit das ganze Jahr hindurch zuführt. Seine mit Frauenhaarfarn und Kriechpflanzen bedeckten Ufer, sowie die edeln hochgewölbten Bäume laden zur Ruhe und Erholung ein. Sein leises Murmeln findet ein Echo in unsern Seelen, und bei seinen berückenden Reizen werden wir Lotosesser und steigen aus unserer prosaischen Welt hinauf, um in Gedanken ein idyllisches Traumland der Ruhe aufzusuchen und in den Wohlgerüchen eines goldenen Zeitalters zu schwelgen.

Verführt durch die köstliche Kühle und krystallklare Reinheit des Wassers entschliessen wir uns, seine flüssigen Tiefen zu versuchen. Wir sind gerade dabei, an einem herr-

lichen Bade uns zu erfreuen, als das Rauschen von Zweigen unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt und wir aufblickend entdecken, dass wir einigen schwarzen verwunderten Augen als Zielscheibe dienen. Unser ärgerliches „Nani wewe?“ (wer seid ihr?) verjagt die tawetanischen Fräulein. Zum Tode erschrocken, dass sie entdeckt sind, fliegen sie wie Rehe in den Wald, während wir lustig unsere Spiele wieder beginnen und Betrachtungen darüber anstellen, ob wol ein eingeborener Sänger in kunstlosen Reimen davon singen wird, wie die nussbraunen Mädchen an den schönen Ufern des Lumi spazierend von dem Anblick des Msungu gefesselt wurden, der das lebendige Wasser über seine glänzend weisse Haut spielen liess.

Neu gestärkt und laut scherzend über unser letztes Abenteuer, nehmen wir unsere Wanderung wieder auf und finden stets frische und veränderte Szenen, die unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken. Hier führt ein Zickzackpfad zu einer Festung der Eingeborenen, die in ungewöhnlichen Massen von Grün versteckt ist, völlig unzugänglich ausser auf sehr engem Pfade und durch ein noch engeres stark gebautes Thor. Da können die Eingeborenen den Massai Trotz bieten, welche zu verschiedenen malen sich bemüht haben in den Wald einzudringen, obgleich wenige lebend wieder herausgekommen sind, um davon zu erzählen. Die Festung besteht aus zwei oder drei bienenkorbähnlichen Hütten, die mit Bananenblättern gedeckt sind. Als wir hineinblicken, werden unsere Nasen plötzlich von einem durchdringenden Geruch erfüllt. Hineintretend entdecken wir die Ursache in einigen dort aufgestellten Kühen. Es sind schöne fette Thiere, die nie herauskommen, sondern dort mit geschnittenem Futter ernährt werden. Hinter den Kühen stehen einige Pfähle, über welche ein gegerbtes Ochsenfell gebreitet ist.

Dies dient als Bett für die Dame vom Hause und ihren Mann, wenn er Lust hat dort zu schlafen — denn da er verschiedene andere Hütten und Weiber hat, jede mit ihren eigenen Kühen, so hat er keinen festen Wohnort, obgleich er seinem Lieblingsweibe natürlich die meiste Aufmerksamkeit schenkt.

Drinne findet sich wenig Bemerkenswerthes, ausser etwa der üblichen Sammlung von Kochgeschirren, Wasser- und Biertöpfen, Kalabassen für Milch, kleinen ausgehöhlten hölzernen Cylindern für Honig, und Körbe für die verschiedenen Kornarten. In allen Winkeln sind Perlen, Tücher u. s. w. umhergestreut. Das Kochen geschieht draussen, wo sich auch eine Schar Zicklein, Ziegen und die gesetztern Schafe herumtummeln. Hähne richten sich wohnlich oben auf dem Hause ein, während die weniger wagehalsige Henne mit ihren piependen Küchlein auf niedrigerem Niveau gluckst.

Nach einem lustigen Geplauder mit den Bewohnern bücken wir uns hinaus, unsere Forschungsreise fortzusetzen. Kaum haben wir unsern Spaziergang wieder aufgenommen, als unsere Aufmerksamkeit auf einen seltsamen Gegenstand gelenkt wird. Wir finden nämlich unterwegs eine Probe eines seltsamen Gebrauchs bei Begräbnissen der Einwohner von Taweta. Nach dem Tode wird der Körper in sitzender Haltung beigesetzt, den linken Arm auf dem Knie ruhend und den Kopf auf die rechte Hand gestützt, wobei von den Frauen die entgegengesetzte Hand wie von den Männern gebraucht wird. Wenn sie lange genug so gelegen haben, um zu Skeleten zu werden, werden die Schädel des Mannes und seines Lieblingsweibes herausgenommen und in tiefe ovale Töpfe gestellt. Diese werden am Fusse von Drachenbäumen in der Mitte seiner Besetzung auf die Seite hingelegt, wo sie als gute Geister über die Wohlfahrt der Heerden

Wache halten und sie behüten. Einen widrigern geisterhaften Anblick kann man sich nicht denken, als ein Blick auf diese grinsenden Schädel inmitten der schwarzen Töpfe. Warum Drachenbäume dazu ausersehen werden, weiss ich nicht, vielleicht weil sie leicht sich bewurzeln und rasch aufwachsen, und weil sie immer grün bleiben und nicht zu viel Raum einnehmen oder zu sehr in die Breite wachsen.

Von diesem seltsamen Anblick wird unsere Aufmerksamkeit jetzt abgelenkt durch den Schall klingelnder Glocken und einen klirrenden Ton, wie von losen gegeneinanderschlagenden eisernen Ringen. Wenn wir um uns sehen, um die Ursache zu entdecken, bemerken wir ein ältliches Frauenzimmer mit ernstem strengen Blick, das in gemessenem Schritt und mit einer Gerte in der Hand, wie um den bösen Buben Achtung einzufliessen, langsam aus einem Bananewäldchen auftaucht. Hinter dieser alten Dame (deren absoluter Mangel an körperlichem Reiz nicht durch Reichthum in Kleidung oder Schmuck ersetzt wurde) geht im Passschritt ein plumpes Dämchen in den zarten Zwanzigern. Um den Kopf trägt sie einen Lederstreifen, geschmückt mit Kaurimuscheln. Von ihm hängt ein vollständiger Schleier von eisernen Ketten herunter, welcher das Gesicht fast vollständig verhüllt und über die Brust herunterfällt. Um Hals und Hüfte sind eine Menge Perlen- und Eisenketten vertheilt, fast wie bei den Teitadamen. Ein gegerbtes Fell bildet ihre Kleidung, während Arme und Beine mit Eisen- und Messingdraht von der Dicke der Telegraphendrähte beladen sind. Eine Anzahl um ihren Körper vertheilter Glocken und zahlreiche eiserne Ringe um ihre Knöchel verkünden ihre Annäherung auf ziemliche Entfernung. Wir grüssen die grimme Alte mit gebührendem Respect, lächeln verständnissinnig zu ihrem Beruf und lassen beide vorübergehen,

und in die beiderseitigen Fusstapfen treten, langsam als wenn sie auf Dornen gingen. Sie fragen: „was bedeutet dieser Mummenschanz?“ „Hat Spanien sein System weiblicher Spionage auf Afrika übertragen?“ Keineswegs! Das Geheimniss dieses Mysteriums ist einfach dies: die junge Dame hat sich kürzlich verheirathet und ist jetzt — wie ich unter Erröthen bekennen muss — in interessanten Umständen. Stolz brüstet sie sich jetzt in allem zu solcher Lage passenden Ruhm, und freut sich ohne Zweifel, ihre angenehmen Erwartungen aller Welt oder wenigstens einer gehassten Nebenbuhlerin durch die Glockenmusik kundzugeben. Sie wird in dieser Zeit gepflegt und genährt wie ein Huhn für den Markt. Sie darf sich in keiner Weise anstrengen, und wenn sie ausgehen muss, um die Glückwünsche ihrer Freundinnen entgegen zu nehmen, so muss sie von einer gesetzten Duenna begleitet werden, welche vor ihr hergehend über ihr Wohlergehen wacht und verhütet, dass sie erschreckt oder sonst belästigt wird. Bei diesen Gelegenheiten wird sie mit allem verfügbaren Schmuck behangen, speciell mit dem eisernen Schleier und den Glocken, welche als unterscheidende Merkmale gelten. Das Erscheinen eines zweiten Kindes wird nicht in gleicher Weise verkündet; davon wird geringe Notiz genommen.

Ich darf hier erwähnen, dass Heirathen unter den Wataweta eine Sache von so und so viel Rindern ist. Wenn ein junger Mann sich in den Kopf setzt, ein Mädchen zu heirathen, so bespricht er die Angelegenheit mit dem Vater und versteht sich dazu, eine gewisse Menge Stück Rindvieh ihm zu geben. Kann er die verlangte Anzahl auf einmal geben, so wird die Hochzeit ohne Verzug vollzogen. Dieser Fall tritt jedoch selten ein. Sobald er indessen das erste Stück Vieh abgeliefert hat, wird das Mädchen ihm „ange-

siegelt“ und darf von jetzt an nicht mehr das Haus verlassen bis nach Dunkelwerden, und keinen Mann ansehen, nicht einmal ihren Verlobten. Ist derselbe arm, so zieht sich die Ablieferung des letzten Ochsen häufig bis über mehrere Jahre hinaus. Nach der Hochzeit herrscht die erstaunlichste Sittenfreiheit vor. Eheliche Treue ist unbekannt und wird sicherlich von keiner Seite erwartet; das Ganze ist eigentlich nichts anderes als eine Colonie freier Liebhaber.

Unsern Spaziergang wieder aufnehmend, wandern wir durch entzückende Lichtungen und reiche, durch künstliche Kanäle bewässerte Anpflanzungen, und wenn wir an einer freien Stelle rund um uns schauen können, gelangen wir zu dem Schlusse dass, ob es auch ein äusserst lächerliches Unterfangen für den Menschen ist Lilien zu bemalen, er doch der Natur zu Hülfe kommen darf, Lilien von ihrer vortheilhaftesten Seite zu zeigen und so mittelbar ihre Schönheit zu erhöhen. Hier sehen wir einzelne Bäume sich zu stattlicher Grösse erheben und ihre schönen Verhältnisse zeigen; dort eine liebliche Gruppe derselben auf grünem weichen Rasen dankbar angenommenen Schatten ohne nachheriges Unwohlsein anbieten. Reiche Ernten von goldenem Mais und grüner Hirse wiegen sich in dem darüberhinwehenden Winde, während grosse Bündel hellglänzender Bananen an den weichen zellenerfüllten Stämmen niederhängen. Der ganze Ort ist ein Kaleidoscop von unendlicher Schönheit in seiner Scenenverwandlung und wundervollen Verbindung des „Strengen mit dem Zarten“, der Form und der Farbe. Es fehlen ihm höchstens noch einige augenfälligere Tinten, ein grösserer Reichthum an unsteten in allen Regenbogenfarben schillernden Schmetterlingen und Wasserjungfern, einige glänzender gefärbte Vögel und einige Ungeheuerlichkeiten

von Käfern, um das Bild zu einem idealen und vollkommenen zu machen.

Damit das Schauspiel nicht meine ganze Phantasie gefangen nehme, und meine Gedanken das Gepräge orientalischer Schwärmerei annehmen, oder gar die Sprache so übertrieben werde, wie die üppige Vegetation, die wir soeben geschaut haben, möchte ich meine Leser einladen, mir unter den Schatten des Berathungsbaumes der Eingeborenen zu folgen, während ich meine Gedanken über Taweta und seine Bewohner zu ordnen suche.

Leihen Sie mir Ihre Phantasie und Ihr Ohr, während ich auf eine benachbarte Bergspitze oder günstigen Aussichtspunkt klettere, um unsere Umgebung aus der Vogelperspective anzuschauen. Sie bemerken, dass Taweta — das unverwundbare und undurchdringliche — aus einer leichten Bodensenkung an der südöstlichen Ecke des grossen schneebedeckten Kilima-Ndjaro besteht und zwar, wie unsere barometrischen Messungen darthun, in einer Meereshöhe von etwa 730 m liegt. Diese Niederung ist mit dichtem Wald bedeckt, wie wir soeben gesehen haben, und bildet eine Fläche von etwa $1\frac{1}{2}$ km Breite und 11 km Länge von Nord nach Süd. Eigentlich hat sie mehr die Gestalt eines Delta, dessen Spitze nach Norden liegt, und dessen Grundlinie sich bis zum Jipe-See hinzieht. Der Uebergang von der auffälligsten tropischen Ueppigkeit zu äusserster Dürre und Unfruchtbarkeit vollzieht sich mit erstaunlicher Schroffheit. Keine allmähliche Veränderung — nach wenig Schritten sieht man die Scene sich plötzlich ändern. Die Erklärung ist nicht schwer. Der Wald bedeckt einen fast ebenen Strich reichen angeschwemmten Bodens, welcher durch den stets wasserführenden Lumi, der durch seine Mitte nach dem See im Süden fliesst, in einer frühern schluchtartigen Boden-

senkung angeschlemmt ist. Der Lumi beschränkt sich aber nicht auf die Grenzen seiner Ufer. Er breitet sich im Gegentheil auch unter der Oberfläche in vielen unterirdischen Wasserrinnen aus und hält so den Boden fortwährend feucht, und zwar in so ausgedehntem Maasse, dass man fast an jedem Punkte in 30—60 cm Tiefe Wasser finden kann — daher die ausserordentliche Fruchtbarkeit. Wo der Boden ansteigt, dringt das Wasser natürlich nicht bis zur Oberfläche, und weil im Jahr nur wenig Regen fällt, können dort nur Pflanzen fortkommen, welche mit dem trockensten Boden vorlieb nehmen. Der Lumi bildet auch die Scheidungslinie zwischen zwei sehr verschiedenen geologischen Formationen: den vulkanischen Laven vom Kilima-Ndjaro und dem Schiefer und Gneis des metamorphischen Gebietes.

Das Volk ist eine Mischlingsrasse aus den Bantustämmen des mittlern und südlichen Afrika mit den Hamitischen Stämmen vom Nil und Nordafrika; die Bantustämme werden repräsentirt durch die mit den Wadjaga und Wateita nahe verwandten Wataweta, die Hamitischen Stämme durch jenen Theil des grossen Massai volkes (welchen die Suaheli Wakuafi nennen), der nach einer Reihe von Unglücksfällen aus seiner ursprünglichen Heimat in den Ebenen um Teita, Jipe und Usambara verjagt und über das Land versprengt wurde. Später werde ich noch Veranlassung nehmen, die Geschichte dieses Stammes des Nähern zu schildern. Es genügt hier anzuführen, dass einige wenige Massai (Wakuafi), nach dem Verlust ihres Viehs und vom Hungertode bedroht, ihre tiefeingewurzelten Vorurtheile gegen die niedrige Arbeit des Ackerbaues sowie ihre verschiedenen liebgewonnenen Gebräuche und Ueberlieferungen ablegten und das Los der Wataweta theilten. Jetzt sind sie schon derartig in ihren Vorstellungen, Gebräuchen u. s. w. mit ihnen verschmolzen, dass

es schwer geworden ist, die zwei verschiedenen Rassen zu erkennen.

Die Wakuafi zeichnen sich aus durch einen feinern Körperbau (welcher wirklich oft die Bewunderung eines Bildhauers verdient), einen überlegenen Gesichtsausdruck, hervortretende Backenknochen und eine Hinneigung zu dem schiefen aufwärts zeigenden Schnitt der Augen der Mongolen. Die jungen Leute kleiden sich nach der Weise ihrer Vorfahren, die ältern haben sich mehr dem Geschmack der Küstenbewohner genähert. Eine besondere Art der Beschneidung haben sie von den Massai beibehalten. In den meisten andern Beziehungen haben sie jedoch ihre Vorstellungen soweit geändert, dass sie mit denen der Wataweta reiner Abstammung harmoniren. Im Punkte der Ehrlichkeit hat vielleicht der bemerkenswertheste Wandel platzgegriffen. Aus den bekanntesten und kühnsten Dieben ganz Afrikas sind sie das gerade Gegentheil geworden, haben auch ohne Einbusse an ihrer ursprünglichen Tapferkeit ihre blutdürstigen Gedanken und ihre Liebe zum Kriege abgelegt. Obgleich nur eine Hand voll Leute, jedoch sicher in ihrer Waldfeste, haben sie doch den zahlreichen Horden der Massai Trotz geboten und eben jetzt dem verschmitzten Mandara, dem Kriegsführer der Djagga, auf die Finger geklopft, so lange er auch davon geträumt hatte, ihre Festung einzunehmen und damit die Karavanenstrasse in seine Gewalt zu bekommen. Ich kann aufrichtig bekennen, dass ich nirgends in dem ganzen von mir durchwanderten Theile von Afrika so angenehme und so männliche Eingeborene angetroffen habe. Wir schlossen sehr intime Freundschaft, die von keinem Zwischenfall getrübt wurde und eine meiner angenehmsten Erinnerungen bleibt.

In Bezug auf seine entzückenden Landschaften habe ich Taweta ein Arkadien genannt. Ich möchte jetzt auch die

Eingeborenen in dieses poetische Bild aufnehmen. Sie sind wahre Arkadier in ihren friedlichen Gewohnheiten, ihrer grossen Gastfreiheit, ihren männlichen angenehmen Sitten und ihrer überraschenden Ehrlichkeit.

Für die Händler von der Küste ist Taweta immer ein Ort von grosser Wichtigkeit gewesen. Gelegen auf der Schwelle des Massai-Landes, jedem Eintretenden vollständige Sicherheit bietend und des weitern sich empfehlend durch seinen Ueberfluss an Lebensmitteln und den Charakter seiner Bewohner, ist es von selber zu einem Rast- und Erholungsplatz für alle Karavane geworden, die in das Massai-Land ziehen oder von dort zurückkehren. Keine Karavane kann, sei es aus diesem oder jenem Grunde, ohne einen Aufenthalt von 14 Tagen bis zu mehreren Monaten durchpassiren, und da alle solche Besucher fast ganz von ihren zahlreichen Freunden unter den Eingeborenen leben, so verbringt man auf angenehme und billige Weise seine Zeit an einem Orte, wo die Zeit keinen Werth hat.

Das sind, liebe Leser, die Hauptzüge unserer Umgebungen und ihrer freien Insassen. Lassen Sie uns jetzt, nachdem Sie sich an diesen köstlichen Bananen satt gegessen und Zuckerrohr gekaut haben, bis Ihnen der süsse Saft zuwider geworden ist, unsern Weg zu dem nur noch einige Kilometer entfernten See Jipe wieder aufnehmen, den wir vor kurzem in der Entfernung blitzen sahen.

Als wir aus dem schattigen Walde emportauchten, blieben wir stehen, entzückt über einen lieblichen Anblick, welcher uns unerwartet zutheil wurde. Schon viele Tage befinden wir uns am Fusse des Kilima-Ndjaro und noch hat kein Schimmer von ihm unsere häufigen Versuche belohnt, seine wolkendurchbohrenden Spitzen zu sehen. Wir fingen beinahe schon an uns zu fragen, ob auch wir blos zu der Rebmann

zugeschriebenen „geistigen Erkennung“ verurtheilt sein sollten. Glücklicherweise sollte das unser Schicksal nicht sein. Der „Berg Olympus“ dieser Gegenden steht augenblicklich vor uns, unverhüllt in seinem ganzen Glanze, und hübsch umrahmt von dem uns umgebenden Walde. Da sehen wir den grossen Dom oder Krater des Kibo in seiner Schneehaube wie polirtes Silber in den Strahlen der Nachmittagssonne glänzen und funkeln, und dort auf seiner östlichen Seite erheben sich in packendem Gegensatz die zackigen Umriss des zerklüfteten Pic von Kimawensi. Welche Worte könnten diesen Anblick majestätischer Grösse und göttergleicher Ruhe annähernd schildern! Sprachlos voll ehrfurchtvoller Gefühle stehen wir da. Und die Gelegenheit ist kurz. Der Schleier ward nur für einige Augenblicke gehoben, und schon rollen und taumeln wieder ungeheuerer flockenweisse Haufenwolken gegen die Seitenwände des grossen Berges, bis nur noch die schwarze Zinne und der schillernde Dom sich vom azurblauen Himmel abheben und eindrucksvoller noch als vordem von der Mitte des Himmels herunterzuhängen scheinen. Zuletzt breitet sich eine Schichtwolke geheimnissvoll aus. In wenig Secunden ist die ganze Scene verschwunden „wie der fundamentlose *Aufbau eines Traums“, und wir überraschen uns selber, wie wir verwirrt auf den einförmigen grauen Schleier starren.

Mit einem Seufzer uns abwendend laufen wir in fliegender Hast zum Jipe-See, als ob nach solchem Anblick nichts der besondern Beachtung werth sei. Wir passiren eine schöne parkartige Landschaft, bahnen uns unsern Weg durch die äussere Grenze derselben und befinden uns bald in dem Röhricht am Nordende des Sees. Hier stossen wir auf Heerden von Wild und versorgen unsern Topf bald mit zwei Pallahs (Hirschziegenantilopen) und einem Wasserbock; einige

Leute bleiben zurück, um sie aufzubrechen, während wir andern uns bald am Ziele unseres Wegs befinden. Jipe ist eine seichte Wasserfläche am Fusse der Ugonoberge, welche sich steil zu einer malerischen Kette von grosser Wirkung erheben, so einfach auch ihre Umrisse sind und so flach der Gipfel auch ist. Die Höhe dieser Berge beträgt wenig über 2100 m, und die zahlreichen aufwirbelnden Rauchsäulen verrathen eine ähnliche Einwohnerschaft wie die Waiteita. Der See liegt in einer Höhe von 716 m. Er misst 16 km von Nord nach Süd und ist nur 5 km breit. Er ist ziemlich seicht und eigentlich nichts anderes als ein Sammelbecken des Lumi, gebildet durch den Wassergehalt des Bodens, und zweifellos entstanden durch eine Senkung des Bodens infolge der Auswürfe des damals noch als Vulkan thätigen Kilima-Ndjaro, wie man das in ähnlichen Lagen so häufig wahrnehmen kann. Er enthält einige Heerden Flusspferde, wenig Krokodile und eine Menge köstlicher Fische, welche ihren Weg auch den Lumi hinauf zu finden verstehen. An der Stelle, wo der Fluss den See erreicht, sieht man einen andern Abfluss für das überschüssige Wasser nach Westen austreten, welcher dasselbe zum Rufu oder Pangani führt.

Jetzt warnen uns aber die verlängerten Schatten, dass der Tag seinem Ende zueilt, und wenn wir uns nicht im Walde mitten zwischen heulenden Hyänen und brüllenden Löwen verspäten wollen, so heisst es mit Siebenmeilenstiefeln heimwärts zu marschiren. In einer Stunde sind wir wieder vor den Anpflanzungen der Eingeborenen. Wir bekommen noch einen Ausblick auf den Kilima-Ndjaro und verschiedene reizende Blicke auf die Windungen des Lumi.

Horch! Was bedeutet dieser volltönende helle Gesang, welcher aus den Tiefen des Waldes hervorquillt und seinen Wiederhall in immer stärkerem Maasse in den Bäumen findet?

Das ist die Musik, nach welcher die Eingeborenen dem Massaigebrauch folgend einen Tanz aufführen. Keine donnernde Trommel oder gellende landesübliche Klarinette wie anderswo gibt die taktmässigen Klänge und betont jede wechselnde Bewegung. Ein weniger lebhaftes, obgleich entschieden musikalischeres „Hu-uh! U-hu!“ eintönig wiederholt, füllt den Wald mit seinen rollenden Klängen. Ah, da sind sie! Da die Schar junger Männer und Mädchen in dem niedlichen Winkel! Was sind das für prächtig wohlgebaute Athleten, deren in Stränge geflochtenes Haar wie Fegeweische um den Kopf hängt, die kleinen Ziegenfelle über die Schulter geschlagen oder an den Seiten herunterhängend, und mit einer wunderbaren Lage von Fett und Lehm in verschwenderischer Fülle den Körper von Kopf zu Fuss bedeckend. Die Mädchen blos mit einem Gürtel um die Hüften und beladen mit Perlen, Lehm und Fett, bilden das pikante Element in der Gesellschaft. Sie bleiben bei unserer Annäherung einen Augenblick stehen, nehmen aber bald den Tanz mit frischer Kraft und ungeschwächtem Eifer wieder auf. Stauend bewundern wir die ausserordentliche und mühsame Art, in welcher die Eingeborenen sich ergötzen. Ein junger Mann tritt vor, einen Stab in der Hand. Seine Arme hängen gerade herunter. Zuerst hüpfet er vorwärts gleich einem Vogel, bis er in der Mitte angekommen eine Reihe von Sprüngen gerade aufwärts beginnt, ohne seine Beine zu krümmen oder die Arme zu bewegen. Immer und immer wieder gibt er seinem Kopfe einen Ruck nach vorwärts, bis sein langes schwarzes Haar sich über das Gesicht legt. Nachdem er ein Dutzend mal so gesprungen tritt er beiseite, und ein anderer nimmt seine Stelle ein, bis alle ihre Tanzschritte gemacht haben. Dann trotten sie in wilderer Bewegung und mannichfaltige Figuren beschreibend in die Runde und der

Tanz geht zu Ende, um später in genau derselben Weise wieder zu beginnen. Man versuche es nachzumachen was wir gesehen haben, und man wird finden, dass es keine leichte Aufgabe ist, nach Art der Wataweta zu tanzen.

Vorwärts eilend erreichten wir das Lager gerade als die Sonne unter dem Horizont verschwand. Wie ich mich nach meiner reservirten Ecke zurückziehe, sehe ich eine Anzahl ehrwürdiger Aeltesten dasitzen und stoisch auf meine Rückkehr warten. Ich rufe nach meinem Stuhl und einer Tasse erfrischenden Thees, mache es mir bequem und gebe zu verstehen, dass ich ganz Ohr bin. Nach einem kurzen einleitenden Gespräch untereinander, steht einer der vornehmsten Aeltesten auf und erläutert, einen Stock in der Hand, ihr Anliegen. Es hat die Jahreszeit begonnen, in welcher die Massai ihre üblichen Streifzüge auf Vieh nach den Küstengegenden beginnen. Ihre Strassen führen zu beiden Seiten am Walde vorbei, wo sie sich durch ihr beständiges Hin- und Hergehen verschiedene breite Fusswege ausgetreten haben, wie leicht zu erkennen ist. Diese Kriegergesellschaften bereiten den Wataweta viel Herzeleid durch ihre beständigen Versuche, ihre Waldfestungen zu erstürmen, obgleich die Vertheidiger bislang noch bei jedem Zusammenstoss den Sieg davongetragen haben. Jetzt bin ich gekommen und man erkennt ohne Mühe, dass ich ein grosser Mganga oder Medicinmann bin. Ich habe ihnen Wunderdinge gezeigt und Thaten verrichtet, welche nur mit übernatürlichen Kräften ausgeführt werden können, und infolge davon wollen sie mich um den Zauber oder die Medicin bitten, mit welcher sie den Massai den Eintritt in den Wald wehren können. Nachdem ich die Anrede des alten Herrn mit vielem Ernst angehört habe, während ich meinen Thee schlürfte, gebe ich ihm eine passende Antwort. Ich thue mein Möglichstes, ihm

klar zu machen, dass ich nicht mehr Gewalt habe als sie, um die Angriffe der Massai abzuwehren; da ich aber bemerke, dass dies ungläubig angehört wird und einen schlechten Eindruck zurücklässt, so erkläre ich ihnen zu Willen sein zu wollen, aber auf die von ihnen mitgebrachte Ziege verzichten zu müssen. Aber diese Weigerung gilt in ihren Augen für nichts anderes, als dass ich ihnen nicht helfen will. Ich hole also zu ihrer persönlichen Sicherstellung etwas Eno'sches Fruchtsalz¹, das sie während seiner Verdunstung furchtsam und zitternd kosten. Dann ziehen sie sich befriedigt zurück, weigern sich aber, die Ziege wieder mitzunehmen. Morgen werde ich die Sache zu Ende führen, indem ich unter vielen Ceremonien und Flintengeknatter die verschiedenen Thore photographiere.

So endet unser Streifzug durch den Wald von Taweta, und jetzt, wo die sich vertiefenden Schatten und köstlichen Reize der Dunkelheit sich um uns sammeln, wollen wir George Eliot die Erlebnisse dieses Tages in die gedrängten Verse fassen lassen:

Kräftig gedeihen dort alle Geschlechter in fröhlichem Nichtsthun,
Nimmer jagend nach Raub noch Streit, weil friedlich sie ruhen
Am klaren Quell und murmelnden Bach, die reichlich im Lande
Es gibt und Kürbis zu Schalen; denn nirgends im fruchtbaren Sande
Reift besser goldene Frucht an schwerbeladenen Zweigen;
Wie zu Kleidern und Dächern dort wachsen biegsame Weiden,
Stämmige Gräser und breite Blätter sich finden im Grunde.
Drum arbeiten sie mässig wie Mädchen, die da flechten die Runde
Mimischer Locken und oft ihr Haar patsirend erfassen,
Den weichen goldenen Strang durch die Finger sich gleiten zu lassen.

Das Tagewerk ist vollbracht. Die kurze Dämmerung ist wie ein Blick von Eden mit ihren reichen und wunderbar weichen Farben verloschen. Die Gras- und Laubbetten sind

¹ Ein als Verdauungsmittel gebrauchtes Brausepulver.

fertig, und nach der harten Tagesarbeit sucht Jeder Vergessenheit und die nöthige Ruhe und lässt die Feuer zusammensinken und ausgehen; bald verräth nichts die Anwesenheit von Menschen als die stille gespenstige Wache, welche die ringsumher gelagerten weissgekleideten Gestalten behütet und bewacht. Wir selbst haben uns in unsere lauschige Ecke zurückgezogen, nehmen eine Gedichtsammlung zur Hand und versuchen, die Scenen um uns über den schönen Gedanken eines Lieblingsschriftstellers zu vergessen. Aber diesen Abend kommt uns kein Vergessen dieser Art. Bald vernehmen wir „Klänge, welche ergötzen und nicht verletzen“, und wir geben uns, wie Caliban auf seiner Zauberinself, den süßen Einflüssen der Stunde hin. Durch die offene Thür sehen wir das Himmelsgewölbe von tausend Sternbildern glänzen, welche mit überraschender Helligkeit in der klaren umgebenden Luft sich zeigen. Der Wind seufzt durch den Wald und weckt die nächtlichen Zaubergeister. Doch dies sind nur die untern Stimmen in dem süßen Chor wunderbarer Klänge, welche bald mit erstaunlicher Fülle und Harmonie erschallen. Eine Flut feenhafter Töne von Myriaden von Heuschrecken durchdringt die Lüfte, als ob Titania mit ihrer lieblichen Schar grosse Heerschau um uns abhält, und dies alles vermischt sich so zauberisch schön mit der murmelnden Musik der Blätter und dem Rauschen des Lumi, dass man glauben möchte, ein Engel dirigire eine himmlische Musikerschar. In den Zwischenräumen der schwellenden Musik können wir nicht umhin, in den düstern Schlupfwinkeln des Waldes Tausende von Leuchtkäfern wie feenhafte Lichter meteorgleich und unaufhörlich von Busch zu Busch flattern zu sehen, während zahlreiche winzige Glühwürmer beständiger ihren weichen sanften Glanz ausstrahlen. Aber jetzt ertönt das schaurige Gelächter der Hyänen, wie sie ein

schmutziges Aas finden und geiergleich ihren Schlund füllen! Und dort — erhebt sich gross und Furcht einfössend mit widerhallendem Donnerlaut das Gebrüll des Löwen, des nächtlichen Besuchers unserer Nachbarschaft. Mit kaltem Schauer und Frösteln bis ins Mark hinein entdecken wir, dass der Reiz der Nacht verschwunden ist, und die Zeltthür schliessend kriechen wir ins Bett, das von der kalten Luft aus den eisigen Höhen des Kilima-Ndjaru angenehm gekühlt uns umfängt, die uns nicht allein gesunden Schlaf zuführt, sondern auch die lästigen Moskitos vertreibt. Am andern Morgen erwarten uns die prosaischen Arbeiten unseres Alltagslebens.

Meine Unterredung mit Dugumbi und andern Kaufleuten, von denen einige gerade mit einer grossen Karavane aus dem Massai-Lande zurückgekehrt waren (unter einem Verlust von 100 Mann durch Krankheit), gab mir ein zutreffendes Bild von den vor mir liegenden Schwierigkeiten. Zunächst ergab sich soviel, dass die Schwierigkeiten des Reisens in dieser Gegend himmelweit verschieden seien von denen im nördlichen Lande, und sie bestärkten mich ferner in meinem anfänglichen Glauben, dass meine Karavane viel zu klein sei. Ganz gewiss liessen diese Händler es sich nie einfallen, mit weniger als 300 Mann in das Land der Massai einzudringen, und sie nähmen stets sogar mehr, wenn sie sie nur bekommen könnten. Auch erfuhr ich, dass es keine leicht zu erkennenden Fusswege und nur wenige weit voneinander entfernte Wasserplätze gebe, die Bevölkerung nomadisch umherziehe, und ich deshalb eine Niederlage geradezu herausfordere, wenn ich nur einen Führer mitnähme, so ehrlich und vertrauenswürdig er auch sein möge. Ferner erzählte man mir, die Massai seien so gute Schwätzer als Fechter, und dass die nothwendigen geschäftlichen Verhandlungen mit ihnen verschiedene anderweitig gar nicht zu beschäftigende

Dolmetscher erheischten. Kurz, ich erhielt so manche unheildrohende Kunde, dass jemand, welcher nicht wie ich ein besonders schwärmerisches Gemüth hatte, wohl daran verzweifeln konnte, jemals die Schwelle zu überschreiten oder mindestens einige Tagemärsche jenseits derselben vorzudringen. Mithin bedurfte ich einer Reihenfolge glücklicher Zufälle, wenn ich hoffen wollte, jemals hindurch oder, wenn mir das gelang, wieder zurück zu kommen. Ich war jedoch nicht niedergeschlagen, denn obwol ich gute Gründe hatte, in einer so wagnissvollen Lage ängstlich zu sein, so hatte ich doch grosses Vertrauen auf meinen Glücksstern und beschloss, mein Los nach besten Kräften zu wenden.

Ich konnte keinen Ausweg entdecken, wie ich die Stärke meiner Karavane vergrößern sollte, weil mir von der Geographischen Gesellschaft ganz unzweideutig zu verstehen gegeben war, dass auf keinen Fall die bewilligte Summe erhöht werden würde — eine etwas seltsame Einschränkung, wie ich bekennen muss, da ich jetzt mich nicht als Herr meiner Bewegung ansehen konnte, nachdem ich einmal in das Land glücklich eingedrungen war. Ein Versuch, um drei weitere Traglasten Eisendraht meinen ziemlich dürftigen Vorrath von diesem wichtigen Tauschmittel zu vergrößern, ermuthigte mich zu keinen weitem Bemühungen nach dieser Richtung. Doch that ich einen wichtigen Schritt mit der Anwerbung eines neuen Führers und Dolmetschers Namens Sadi. Ich habe bereits auf diese Persönlichkeit hingewiesen, wie er der Karavanenführer und Begleiter von der Decken's gewesen sei und möglicherweise durch Feigheit und Verrath dessen Hoffnung vereitelt habe, in das Land der Massai vorzudringen. Er hatte dieselbe Stellung während New's erstem Besuche bei Mandara, und bei dessen zweitem Besuche machte er mit jenem abgefeymten Diebe gemeinsame Sache, den

Missionar auszuplündern. Seit jener Zeit war es ihm immer schlimmer ergangen. In einigen kleinen Handelsgeschäften war er unglücklich gewesen. Zuletzt war er bei den Hindu an der Küste tief in Schulden gerathen, hatte weder Credit noch eine Anstellung finden können und war nach Taweta geflohen, um nicht eingekerkert zu werden. Hier hatte er als Landesarmer gelebt und die Unterstützung der gastfreien Wataweta oder eines Kaufmanns genossen, der ihm etwas Zeug schenken mochte. Das war der Mann, den ich jetzt nach einer Reihe schwankender Verhandlungen zu 15 Dollars den Monat anwarb. Um ihm jedoch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen muss ich zugeben, dass er ein gebietendes und ehrwürdiges Aeussere hatte, eine nicht unwichtige Eigenschaft im Massai-Lande, sowie dass er unter allen Küstenleuten ohne Frage die gründlichste Kenntniss der Massai-Sprache besass. Selbst die Massai mussten einräumen, dass man sich mit ihm nicht einlassen dürfe, wenn eine Sache durchgesprochen wurde. Niemals sah ich einen Menschen mit einer solchen Rednergabe. Er würde eine geradezu unschätzbare Acquisition für die Irischen Unversöhnlichen im englischen Parlamente abgegeben haben. Wie ich mit diesem furchtbaren Herrn auskam, wird alsbald klar werden.

Während unsers Aufenthalts in Taweta eröffneten wir die ersten Unterhandlungen mit Mandara. Ein Bote kam an von jenem mächtigen Häuptling, der ein Rind und eine Ziege als Geschenk mitbrachte nebst Salaams und der Empfehlung, dass der Häuptling vor Begierde brenne meine persönliche Bekanntschaft zu machen — ich solle nur kommen, und was er für mich thun könne würde sofort geschehen. Da das Rind klein und ein Bulle war, so verweigerte ich die Annahme. Ich war überzeugt, dass Mandara ein anderes Thier geschickt hatte, denn es ist Sitte, einen

Bullen blos als „Fühler“ zu senden, wenn man Zweifel hegt, ob nicht der, welcher ein solches Geschenk annimmt, kriegerische Absichten hegt. Es ergab sich wie ich vermuthete, dass dies ein kleiner Scherz des Boten gewesen war, da in Wirklichkeit eine schöne fette Kuh abgesandt, aber gegen das andere Thier vertauscht war. Als die richtige Kuh gebracht war, wählte ich zum Gegengeschenk eine Flinte, ein Armee-Säbelbajonnet, ein Stück Baumwollenzeug, zwei bunte Tücher und zwei Flaschen Schiesspulver, und sandte ihm dies alles unter Ausdruck meines ausdrücklichen Bedauerns, dass meine zahlreichen Verpflichtungen mir nicht gestattet, mir das Vergnügen zu machen bei ihm vorzusprechen.

Gleich bei meiner Ankunft in Taweta hörte ich, dass nur zwei Tage vorher der deutsche Dr. Fischer von Pagani in Aruscha wa Dschini angekommen sei. Ohne den gezwungenen Aufenthalt, zu dem ich genöthigt war, wäre es nicht unmöglich gewesen, dass ich vor ihm oder wenigstens gleichzeitig mit ihm im Massai-Lande angekommen wäre. Die Nachrichten, welche ich jedoch hier und in Sansibar sowol von seinem Agenten als von seinen Führern erhielt, bestärkten mich in dem Glauben, dass unsere Pläne sich nicht kreuzten und hinlänglich Ellenbogenraum für uns beide vorhanden sein würde. Meine Absicht war, geradeswegs durch das Land über Ngurumani nach Kavirondo am Victoria-Njansa zu marschiren, während ich hörte, dass Fischer meine Route fast unter einem rechten Winkel kreuzen würde und, in nördlicher Richtung sich haltend, den Berg Kenia und darauf den Baringo-See zu erreichen strebe.

Um diese Zeit war meine Lage also folgende. Ich war an der Schwelle des Massai-Landes mit einer Karavane von nur ein Drittel der nothwendigen Stärke angekommen, und obendrein waren die Leute vom schwächsten und schuftigsten

Schlage. Die wichtigen Stellungen eines Führers und Dolmetschers nahmen bloß zwei Leute ein, die noch dazu nicht den besten Leumund hatten, während ich eigentlich nicht weniger als sechs mit den Pflichten dieser Stellung vertraute Diener hätte haben müssen. Sodann war mein Vorrath an der eigentlichen Tauschmünze, dem Eisendraht (den die Eingeborenen Senenge nennen), recht knapp. Dies rührte nicht etwa von meiner eigenen Vergesslichkeit, sondern von dem Umstande her, dass ich nicht mehr tragen konnte, weil so viele meiner Träger mit dem üblichen Reisegepäck eines europäischen Reisenden beladen waren. Unter solchen ungünstigen Umständen war ich berufen, eine der schwierigsten Unternehmungen durchzuführen und einem Stamme entgegenzutreten, dessen Name allein schon die Herzen aller, die ihn kannten, mit Furcht erfüllte, und in dessen Gebiet zahlreiche Handelskaravane vernichtet wurden, sodass kaum ein Jahr ohne dieses oder jenes Unglück verflossen war.

Ich darf jedoch gestehen, dass ich in keinem Augenblick vor der mir gestellten Aufgabe zurückschreckte. Ich überschlug die Kosten und übersah klaren Blickes die mit meinem Plane verbundenen Schwierigkeiten und Gefahren, aber ich konnte doch bloß darüber lachen und mich immer mehr in meinem Entschlusse befestigen, sie zu bemeistern. Vorübergehende Wolken konnten mich einhüllen, aber an meinem schliesslichen Erfolge habe ich auch nicht einmal gezweifelt.

Bevor ich dieses Kapitel schliesse, möchte ich noch erwähnen, dass ich ausser der Erforschung des Waldes von Taweta und des Besuchs am Jipe-See verschiedene Ausflüge nach dem Fusse des Kilima-Ndjaro unternahm, um die zahlreichen kleinen Neben-Kegel und Krater zu unter-

suchen, welche an dem Fusse des Hauptvulkans sich erheben, und zugleich dem reizenden und romantischen kleinen Kratersee von Djala einen Besuch zu machen. Diese und andere geologische Beobachtungen will ich indessen jetzt beiseitelassen und die Resultate aufsparen für ein dem Berichte über den Kilima-Ndjaro besonders gewidmetes Kapitel.



Wateita-Dorf in Ndara.

VIERTES KAPITEL.

ÜBER DIE SCHWELLE VON MASSAI-LAND.

Lächerliches Jagdabenteuer. — Wieder auf dem Marsche. — Besuch bei Mandara, dessen Person, Residenz und Land. — Moschi. — Panorama. — Besteigung des Kilima-Ndjaru nur halb vollendet. — Mandara's Gegenbesuch im Lager. — Die elektrische Batterie. — Verrechnet. — Unliebenswürdige Ansprüche. — Verirrt im Walde. — Reichthum an Wild. — Beunruhigende Nachrichten. — Der Sultan von Schira. — Erstes Zusammentreffen mit Massai. — Ein Redner. — Ueber die Schwelle. — Empfang von seiten der Krieger. — Die „Hongo“-Frage. — Wüste Scenen bei der Theilung. — Entscheidende Augenblicke. — Rückzug unvermeidlich. — Nächtliche Flucht. — Schmerzliche Begegnung mit Rhinoceros und Büffeln. — Wiederum in Taweta.

Zu meiner grossen Freude waren wir endlich marschfertig. Die meisten meiner Leute blickten sehnsüchtig rückwärts nach der Küste, und ich richtete mit gleicher Beflossenheit meinen Blick nach der untergehenden Sonne und dem Unbekannten. Die Perlenschnüre waren alle aufgereiht, die Kriegskleider fertig gemacht und Lebensmittel für den Wüstenmarsch um den Fuss des Kilima-Ndjaru gesammelt. Vorräthe und Menschen waren gemustert, und infolge davon drei Mann als völlig untauglich zurückgelassen. Auf dem Marsch nach Taweta waren zwei Mann in Bura geblieben, von denen einer nachträglich starb, und zwei waren davongelaufen. In Taweta starb einer der Jungen aus der Mission, an einer Krankheit, die sich meiner Kenntniss entzog; auf diese Art ward unsere Kolonne um acht Mann geschwächt.

Am Abend des 17. April war die letzte Nachschrift meinen

Briefen zugefügt und das schliessliche Lebewohl geschrieben. Nach einem beständigen Wachtgang um meine Leute während der ganzen Nacht, und einem kurzen Schlummer am Morgen sprang ich aus dem Bett und vertiefte mich mit fieberhafter Eile in den ganzen Lärm des Abbrechens eines Lagers. Da gab es dann das übliche Zerren um die leichten Lasten und den gewohnheitsmässigen hartnäckigen Widerstand gegen das Tragen der Kisten und die unangenehmen Gepäckstücke, was in mehr als einem Fall die Anwendung der Ruthe nöthig machte. Zuletzt kam alles ins Gleis, und an einem ruhigen, thauigen Morgen verliessen wir unter vielen Bethuerungen des Bedauerns Taweta. Wir drängten uns noch einmal durch das enge Thor, passirten nach dem laubenartigen Tunnel jenseits des Thors den düstern Wald und traten an seinem westlichen Rande wieder aus. Wir konnten blos den Lumi überschreiten und mussten dort das Lager wieder aufschlagen. Die Zeit erlaubte uns heute nicht weiter zu gehen; auch gab es hie und da die letzte Hand anzulegen und das konnte nur geschehen, nachdem wir ein Lager aufgeschlagen hatten.

Um mich ein wenig zu zerstreuen, strich ich die Ufer des Lumi hinauf, in der Hoffnung etwas für unsern Topf zu schiessen. Die Landschaft lag jedoch zu offen da und das Wild war zu unruhig. Ogleich ich ein Zwergböckchen, eine Heerde Hartebeests und ein Warzenschwein zu Gesicht bekam, gelang es mir doch nicht, Blut zu vergiessen. Ein etwas lächerlicher Zwischenfall regte uns jedoch einigermaßen auf. Ein grosses Thier im Busch sichtigend, welches ich in der zunehmenden Dunkelheit für ein Rhinoceros hielt, schlich ich mich vorsichtig unter gebührender Rücksicht auf den Wind an dasselbe heran. Unter vielem Kriechen und Ducken von Busch zu Busch, wobei es manche Schramme setzte, kam ich ganz in die Nähe meiner Beute. Meine Aufregung liess

mich rasch alle Gefahren vergessen und ich genoss meinen Triumph schon im voraus, als ein plötzlicher Laut: I—a! I—a! mit einer ganz ungewöhnlichen Wirkung von meinem vermutheten Rhinoceros her erschallte. Ich war närrisch vor Wuth und musste mir doch in meinem Innern gestehen, dass ich genau so dumm gewesen, wie das ehrwürdige Thier, welches meine Annäherung so mit gehobenen Flanken und aufgerichteten Ohren begrüßte, indem es seinen lächerlichen Eselsruf ausstieß. Niedergeschlagen kehrte ich zum Lager zurück und musste noch das gellende Gelächter meiner Leute anhören, als die Geschichte ruchbar wurde.

Ich hielt darauf einen Kriegsrath mit Martin und meinen Anführern über die gegen das Davonlaufen zu ergreifenden Mittel. Die sorgenvollste Nacht lag vor uns. Wer entschlossen war zu desertiren, musste es heute Nacht thun, weil, wenn sie Taweta erst 1 bis 2 Tagemärsche hinter sich hatten, dazu sich keine Gelegenheit mehr bieten würde. Während der Ruhetage im Walde hatten die Leute so viel fürchterliche Geschichten über die mörderischen Neigungen der Massai gehört, dass sie von Furcht elektrisch vollgeladen waren. Es bedurfte deshalb blos einer Verführung oder des Eintretens irgendeines kleinen Zufalls, um eine allgemeine Flucht zu veranlassen. Dank den von uns verbreiteten Gerüchten, dass die Massai auf einem Kriegszuge seien, der Beschlagnahme der Gewehre und unserer beständigen Wachsamkeit hatten wir bis hierher erst zwei Mann durch Desertion verloren. Wenn wir nur einige Tagemärsche zwischen uns und Taweta bringen konnten, so waren wir beruhigt. Bis dahin stützten wir uns auf ein gebrechliches Rohr, welches im Augenblick nachgeben und unsern unausbleiblichen Ruin zur Folge haben konnte. Wir wandten dieselben Vorsichtsmaßregeln an, wie damals als wir Rabai verliessen, und be-

fanden uns nach einer Nacht beständiger Wachtgänge am andern Morgen unterwegs mit dem Verlust von nur einem Mann, obschon eine allgemeine Widerspenstigkeit und Verdrossenheit von den Gedanken einer Menge Leute Zeugniß ablegte, welche ärgerlich fühlten, dass ich diesmal ihnen „einer zu viel“ gewesen sei.

Voll schwellender Hoffnungen und schwärmerischer Erwartungen trabte ich lustig voran durch das hohe mit dem Morgenthau beladene Gras, bis wir die eigentliche Strasse nach Djagga und um den südlichen Fuss des Kilima-Ndjaro nach Massai-Land erreichten.

Als wir uns dem Fusse des Berges näherten, gingen wir zwischen zwei Hügeln von metamorphischem Gestein durch, welche aus einer Reihe von Lagen vulkanischer Asche aufragten. Ziemlich direct westlich marschierend überschritten wir einen steinigen Landstreifen, welcher hie und da trachytische, leicht gefärbte aber dichte und feste Laven, untermischt mit Lagen zerstückelten vulkanischen Materials, aufwies.

Die Leute marschirten äusserst langsam vorwärts und stellten meine Geduld auf eine harte Probe. Sie brauchten beinahe 8 Stunden zu einer Strecke, welche leicht in 5 Stunden hätte abgemacht werden können. Zuletzt erreichten wir jedoch den Fluss Habali an einer Stelle, wo er einen schönen Wasserfall bildet. Dieser Wasserfall rührte her von dem Vorkommen eines leicht verwitternden vulkanischen Agglomerats, über welches eine harte und sehr dichte Lava gelagert war. Wir lagerten in der kleinen Schlucht, welche durch die leichter vergängliche Rückseite des Felsens gebildet wurde. Der so hoffnungsvoll begonnene Tag endete jedoch in Sorge und Noth. Die erstaunliche Mähr erreichte unser Ohr, dass eine grosse Kriegergesellschaft der Massai, wol 2000 Mann stark, gerade vor uns sich befinde. Diese beunruhigende Kunde verursachte

nicht geringen Schrecken. Es würde aller Erfahrung nach schon schlimm genug sein, mit ihnen in ihrem eigenen Lande in Berührung zu kommen, aber ihnen auf dem Kriegspfade, wo das Blut erhitzt war und sie sich keinen Zwang auferlegten, zu begegnen, war eine viel ernstere Sache. Wie sollten wir uns aus der Klemme ziehen? Rückzug war gleichbedeutend mit dem Fortlaufen der Leute. Vorwärts marschiren hiess fechten und gleich so vielen Hasen zerstreut werden, wenn es nicht noch schlimmer kam. Sonst blieb nur übrig, es auf Unterhandlung mit dem bekannten Anführer Mandara ankommen zu lassen. Dieser Ausweg hatte natürlich viel Missliches, aber er erschien unter drei Uebeln das kleinste, und so beschloss ich, ihn zu versuchen.

Es durfte keine Zeit verloren werden, das Lager aufzuschlagen. Eifrigst griff jedermann zur Axt und bald verriethen die schallenden Hiebe, das Rauschen der fallenden Bäume und die halblauten Zurufe der Leute, dass sie mit Aufwand aller Kräfte arbeiteten. In weniger als einer Stunde waren wir von einer starken Boma oder Dornenhecke umgeben, hinter welcher wir beliebig vielen Massai Trotz bieten konnten und (was ebenso viel werth war) über oder durch welche keiner meiner Leute in der nächtlichen Finsterniss entschlüpfen konnte.

Am andern Morgen schickte ich zur Vorsicht einige meiner Anführer als Vortrab voraus, damit sie uns zeitig warnten, wenn Massai gesehen würden, und wir uns in den Verhau zurückziehen könnten. Früh am Tage erreichten wir den Fluss Himu da, wo er durch eine tiefe Rinne fließt, welche er sich in groben vulkanischen Trümmern ausgegraben hat — manche von den beiseite geworfenen Blöcken waren mehrere hundert Centner schwer. Etwas weiterhin setzten wir über den Mto-Kilema, einen kleinen Fluss. Hier befinden sich

drei bemerkenswerthe kleine, parasitische, vulkanische Kegel. Um 10 Uhr 30 Min. erreichten wir den Fluss Kirua. Dort trafen wir unsere Vorposten, welche berichteten, dass sie bis jetzt keine Spuren der Massai wahrgenommen hätten. Wir drängten vorwärts durch eine offene vielfach durchbrochene Waldlandschaft bis zum Djorra, unserm vierten Fluss von heute, und schlugen an seinem Ufer um Mittag unser Lager auf. Nachdem ich die Boma (die Dornenhecke) in einiger Entfernung vom Fusswege rund um unser Lager hatte vollenden sehen, beschloss ich, Mandara zu besuchen, von dem ich soviel bald Günstiges, bald Ungünstiges erfahren hatte.

Ich nahm blos Muhinna und Brahim mit mir und wir marschirten mit leeren Händen ab. Nach einem heissen vierstündigen Marsch durch dichten Busch, in welchem wir uns verirrt, kamen wir an eine angebaute Stelle und fanden dort die richtige Strasse wieder. Als wir die Hütte eines Grobschmieds erreicht hatten, feuerten wir die üblichen drei Schüsse ab, welche einen Fremden von der Küste ankündigen, und warteten dann, bis der alte Häuptling bereit sei, uns zu empfangen. Nach kurzer Frist wurden wir gerufen. Wir gingen durch ein üppiges Bananenwäldchen und darauf über einen freien Platz, auf welchem mehrere Kühe grasten, und standen dann vor einer Gruppe hübsch aussehender vornehmer Wadjagga. Sie sassen unter einem Schuppen, eingehüllt in mächtige Längen okerfarbigen Baumwollensoffs. Da keiner bei meinem Eintritt sprach, noch sich erhob, um mir die Hand zu schütteln, so sprach ich einen allgemeinen Gruss aus und setzte mich dann auf einen Holzblock. Endlich fühlte ich das Bedürfniss, meinen kühlen Empfang etwas abzuschwächen und fragte deshalb wer Mandara sei. Ein kräftig gebauter Mann von fürstlicher Haltung wurde mir gezeigt. Ich sah in ein Gesicht, welches für einen Neger ziemlich verständig

und ausdrucksvoll genannt zu werden verdiente, mit einem Auge gleich dem eines Adlers, doch nur mit einem — da das andere die Sehkraft für immer eingebüsst hatte. Diese Eigenthümlichkeiten hatte ich mit einem Blick weg und begann dann meine Rede. Ich erzählte woher ich gekommen und wohin ich wolle; ich hob hervor, dass, weil ich genöthigt worden sei, den Handelsweg wegen der Massai zu verlassen, ich mein Lager an den Grenzen seines Landes aufzuschlagen wünsche, dass ich aber von seinen grossen Thaten als Krieger, von seinem fürstlichen Charakter und seiner Freude gehört habe, mit welcher er Fremde von der Küste empfangt, dass es mir nicht möglich geworden, so nahe an ihm vorbeizuziehen, ohne mir das Vergnügen zu machen, ihn zu sehen und zu begrüßen.

Mitten in dieser beredten Ansprache wurde ich etwas verblüfft darüber, dass sein Auge sich plötzlich auf meine Füsse richtete. Dann nahm sein Mund eine wohlbekannte Form an und ich erschrak, als ich einen bekannten Ton hörte, den kleine Knaben aus dem gemeinen Volk von sich geben, wenn sie unbegrenztes Erstaunen oder Unglauben äussern wollen. Kurz, Mandara stiess einen langgezogenen Pfiff aus. In der Meinung, er habe eine Schlange in ungewöhnlicher Nähe meines Fusses bemerkt, zog ich ihn rasch zurück und fing auch an dahin zu sehen. Da ich nichts Auffälliges wahrnahm, blickte ich wieder auf. Dann lachten wir beide — warum weiss ich nicht — und meiner Rede wurde ein Ende gemacht durch eine Reihe Fragen über meine Stiefel, welche den Ausbruch des Erstaunens bewirkt hatten. Ein Pfiff von jener Art war sein gewohntes ausdrucksvolles Zeichen für Verwunderung und Bewunderung. Unser Gespräch, welches einen ganz angenehmen Verlauf nahm, wurde von ihm mit beständigem Auswurf von Speichel begleitet, welchen er mit grosser Geschicklichkeit durch seine Zähne spritzte, und mit

fortwährendem Hinunterstürzen von Bier. Mandara's offenbare Intelligenz machte einen grossen Eindruck auf mich. Die Audienz hörte erst auf mit Sonnenuntergang, und darauf wurden wir allein gelassen, um die Nacht in dem Schuppen zuzubringen, wo wir reichlich mit allen Dingen versehen wurden, welche Moschi (das Land) hervorbringen konnte.

Mandara's Residenz besteht aus einer Menge kegelförmiger wohlgebauter Hütten, in denen seine funfzig und mehr Frauen hausen. Er selber wohnt in einem viereckigen, nach dem Suaheli-System gebauten Hause, welches mit Dung und Lehm gedeckt ist. Hier empfängt er seine bevorzugten Gäste und birgt seine Werthsachen. Diese Gebäude nebst einer Anzahl Schuppen für Ziegen und Schafe und Umzäunungen für Geflügel (welches die Wadjagga unter keinen Umständen essen), sind von einer dreifachen Pallisade von sehr starken Baumstämmen umgeben, ausserhalb welcher sich noch etwa acht noch grössere Hütten befinden, jede bewohnt von acht jungen Weibern, welche seinen verfügbaren Vorrath für den Sklavenmarkt bilden, aber auch zu Belohnungen an seine Krieger für geleistete Dienste dienen. Wenn der Mond hell scheint, der Häuptling guter Laune und frohen Herzens ist, so tanzen diese Dämchen auf dem thauigen Gras, erwecken das Echo der benachbarten Thäler mit ihrem hexenmässigen und ohrdurchdringenden Gekreisch und sehen in dem röthlichen Schein des Freudenfeuers gar gespensterhaft aus. Mandara verlässt sich jedoch nicht allein auf seine Pallisaden. Hundert Krieger halten nächtliche Wache und behüten die Festung, immer bereit das Kriegsgeschrei zu erheben und über alle Eindringlinge herzufallen.

Das Dorf liegt auf dem schmalen Rücken eines Bergzuges, welcher nach beiden Seiten von einem tiefen Thal begrenzt wird. Vom obern Theil desselben leiten sehr geschickt

angelegte Miniaturkanäle das Wasser eines kleinen Baches über den ganzen Bergrücken, und verbreiten so über ihn während des ganzen Jahres die fruchtbringende Feuchtigkeit. Einen reichern und mannichfaltigern Anblick genoss ich an keinem andern Punkte Afrikas. Die reiche Grasdecke wechselte ab und war gemischt mit Bananen-Wäldchen, Feldern mit Bohnen, Hirse, Mais, süssen Kartoffeln, Yams u. s. w. Hie und da standen, gleich Wachen, kleine Gruppen stämmiger Bäume. Die Ufer der Bewässerungskanäle waren mit zarten Frauenhaar-Farnn und ähnlich aussehenden Gewächsen reich besetzt. Träges Vieh lag um die Hütten herum oder weidete im kniehohen saftigen Grase; lustige muntere Ziegen hüpfen um die Kanalufer oder führten mit drohender Miene heitere Kampfspiele aus. Mit ungeheueren Fettschwänzen, die um die Beine watschelten, beladene Schafe sahen so lebensmüde aus, als ob sie sehnsuchtsvoll auf das Messer warteten. Moschi, wie es vor mir lag, hatte die reiche Fruchtbarkeit und das gefällige Aussehen von Taweta, aber den Vorzug eines schönen Wechsels von Berg und Thal vor diesem voraus. Nach Süden, Osten und Westen war die Aussicht unbeschränkt; nach Norden thürmte sich in gebietender, majestätischer, Ehrfurcht einflössender Mächtigkeit und stiller Ruhe die schneebedeckte Spitze des Kibo empor. Nach keiner Seite hatte man das Gefühl der Beschränkung, das Blut lief wärmer durch die Adern, angeregt durch die nervenstärkende Bergluft, bis man sich gedrungen fühlte, „prächtig“ zu rufen und den Berg himmelwärts zu erklimmen. In Moschi überkam einen nicht das Gefühl des köstlichen lotusessenden Nichtsthuns, wie in dem träumerischen poetischen Leben zu Taweta: und das trotz der zauberischen Naturmusik, welche der entfernte Wasserfall oder der träumerische „Sogg“ des Flusses tief unten im Thal machte, und vom kühlen

Winde auf flaumigen Fittichen zu unsern Ohren getragen wurde. Solcher Art war unsere unmittelbare Umgebung. Wir wollen indessen von unserm vortheilhaften Aussichtspunkt noch einen Blick in die Weite über das flache Land von Djagga werfen.

Nach Osten schweift das Auge über den Wald von Taweta und die gelbe sonnenverbrannte Ebene dahinter, bis der Blick an der Burakette und dem Pic von Kadiaro haftet, die sich über den Horizont erheben, wie gefährliche schwarze Felsen aus einem schlammigen Meere. Nach Südosten bemerken wir im Vordergrund die von zahlreichen rauschenden Bergbächen durchwühlten Hügel und Thäler zu unsern Füßen. Hier wölbt sich domartig ein „Galerie“-Wald über einem rauschenden Bach, dort erhebt sich ein buschgekrönter Hügelrücken. Bald blickt man auf eine schöne Lichtung, bald in eine parkartige Landschaft. Dazu denke man sich kräuselnde Rauchsäulen und buntgefärbte Gärten und man hat Djagga. Nach derselben Seite, doch über den Fuss des Berges hinaus, wird das Auge gefesselt von einem ausgedehnten reichen Walde und Röhricht mit Tüpfeln von seltsamen kleinen zuckerhutartigen Bergkegeln, welche Zeugniß ablegen, dass die Schmiede Vulkans da unten einstmals hier ihre feurigen Essen hatte. Die Aufmerksamkeit wird schliesslich durch den Blick auf den silberhell schimmernden Jipe-See gefesselt, welcher soeben an der Ugono-Bergkette vorbei sichtbar wird, und weit darüber hinaus in dämmernder Ferne erblickt ein scharfes Auge noch die Berge von Pare und Usambara. Nach Süden schweift der Blick über die wohlbewässerte Ebene des Kahe-Landes bis zu den interessanten Bergen von Sogonoi. Diese ganze Gegend, eine der reichsten in ganz Afrika, ist thatsächlich, mit Ausnahme einiger Walddickichte, unbewohnt, in Folge des Schreckens, den die Massai verbreiten. Nach

Westen ist die Aussicht malerischer und mannichfaltiger, denn dort schweift der Blick über Majame (einen Djagga-Staat), über die sonnigen Abhänge des Kilima-Ndjaro vom Gipfel bis zum Fuss, und über den ihn flankirenden schrundigen, schluchtenreichen Schira, dessen düstere schwarze Klippen und enge Schluchten gar sehr von dem lieblichen Anblick von Majame an seinem Fusse abstechen. Dahinter erheben sich die prächtigen wenn auch schlichten Umrisse des wunderbaren Vulkankegels Meru, welcher sich aus der ihn umgebenden Ebene bis nahezu 2700 m erhebt und dasteht in all der strengen und doch gefälligen Würde einer von den Cyklopen gebauten Pyramide. Von dem Ausblick nach Norden, welcher das herrliche Panorama abschliesst, will ich keine Beschreibung zu geben versuchen, weil mein Wortvorrath nicht ausreicht, um eine würdige Schilderung der Wirkung zu geben, welche der Anblick des Kibo und Kimawensi auf den Geist ausüben.

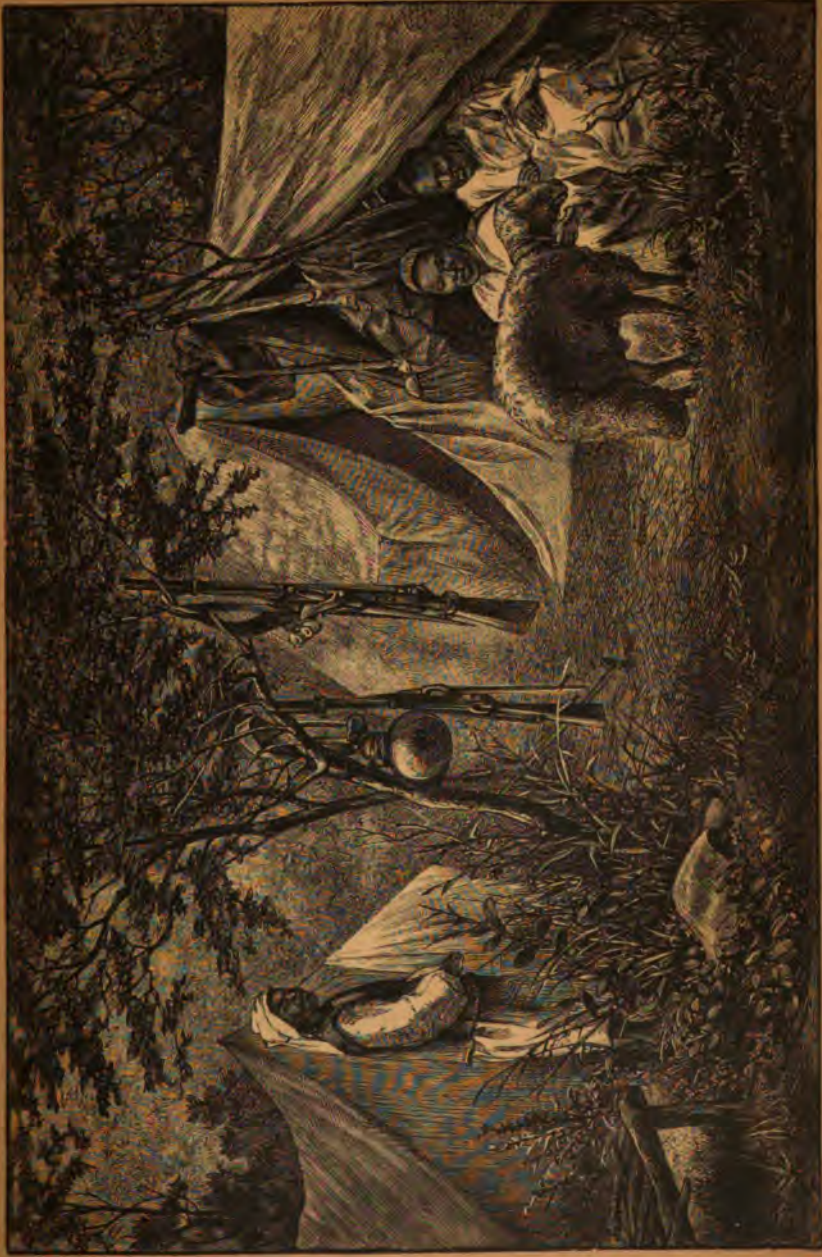
In der ruhigen Stille der Nacht jedoch, welche ich in meinem offenen Schuppen, warm eingehüllt in meine wollene Decke, durchwache, und in welcher ich bei dem milden Glanze und weichen Lichte des Vollmonds den Kibo klar und glänzend vor mir stehen sehe, erscheint es mir gar nicht auffällig, dass der ungebildete Wilde, der stets im harten Kampfe mit der Natur lebt und eine starke Neigung zur Anbetung der Naturgeister besitzt, in diesem majestätischen Berge etwas mehr als ein materielles Etwas erblickt und in ihm vielmehr den auserwählten Aufenthaltsort des höchsten Wesens sieht.

Am nächsten Morgen eilte ich hinunter zum Lager und war froh, alles in guter Ordnung vorzufinden. Wir zogen dann bis an die Grenze von Moschi, und nachdem wir uns noch einmal stark verschanzt hatten, beschloss ich, den neuen Aufenthalt zu einer Besteigung des Kilima-Ndjaro zu benutzen, wenigstens soweit ich in einem Tage kommen

konnte, um einige Pflanzen höherer Regionen zu sammeln, auf welche Botaniker zur Aufklärung gewisser Streitfragen über die Vertheilung der afrikanischen Pflanzen grossen Werth legen.¹ In Begleitung einiger meiner besten Leute marschirte ich Nachmittags nach Mandara's Dorf, wo wir wiederum gastlich bewirtheet und in einem der Kürbisschuppen untergebracht wurden, und wo vorsorglich ein prasselndes Feuer unterhalten ward, da die Nächte auf dem Berge kalt waren. Am andern Morgen kletterten wir unter Führung eines Mdjagga, der sich aber sehr unangenehm benahm, den Berg hinan, und erreichten in einigen Stunden die Grenze des angebauten Gebietes. Dann wateten wir durch einen kleinen Bäch, dessen Wasser vor mehreren Dämmen aufgestaut wurde, um es die engen Thäler entlang in höhere Lagen zu leiten und dann über die Abhänge heruntersickern zu lassen. Darauf vertieften wir uns in die Waldregion, die aber meistens aus höchst ärgerlichem Dickicht bestand, indem die Bäume fast nur dazu dienten, Schlingpflanzen zu stützen, und mit Moos, verschiedenen Arten von Farrn, Schmarotzerpflanzen und Orchideen bedeckt waren. Das Vorkommen von Brombeeren, Flügelfarn, männlichen und weiblichen Farrn, verschiedenen Streiffarn, Haarmoos, und Tüpfelfarn erinnerte geradewegs an Europa, nur dass alles hier so ungewöhnlich reichlich und üppig vorkam.

Um 9 Uhr hatten wir erst eine Höhe von etwas über 1500 m erreicht, da wir eine grosse Strecke sowol horizontal als vertical hatten zurücklegen müssen. Die Leute blieben fürchterlich zurück und waren jämmerlich ausgepumpt. Während einer Pause zum Ausruhen bemerkte ich, dass wir eine grosse Rippe oder Strebewand des Berges erreicht hatten,

¹ H. H. Johnston hat um dieselbe Zeit einige Monate hoch oben am Kilima-Ndjaru botanischer Studien halber gewohnt.



LAGERBILD BET MANDARA'S DORF.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

welche durch die tiefen Schluchten des Kirua auf der einen und des Uru auf der andern Seite gebildet wurde.

Von hier aus hatte man eine sehr günstige Aussicht über die Ebene von Djagga, welche die Grundlage des Berges abgibt. Nachdem wir alle unsere Leute bis auf drei wegen völliger Erschöpfung zurückgelassen hatten, gelang es uns von 9 bis 9 $\frac{1}{2}$ Uhr in einem neuen Anlauf bis zu einer kleinen offenen Stelle zu gelangen, auf welcher ein Kriegerzug der Wakwafi von Aruscha wa juu (Berg Meru) zusammen mit Mandara's Leuten auf ihrem Wege quer über die Bodensenkung zwischen dem Kibo und dem Kimawensi ein Lager aufgeschlagen hatten, um von hier Useri anzugreifen. Hier fanden wir baumartige Heiden und prächtige Baumfarnn. Von der grössern Feuchtigkeit und dem reichlichem Regen legt das häufige Vorkommen von langem grauhaarigen Moos klares Zeugniß ab, welches gespenstisch jeden Ast und Zweig umhüllt, in jedem Luftzuge hin- und herweht, und den Bäumen ein höchst ehrwürdiges Aussehen gibt. Die Bäume selber sind viel grösser und der Pflanzenwuchs üppiger. Wir hatten nunmehr die Region fast beständiger Bewölkung erreicht. Aus der Art wie die Seiten des Berges in dieser Höhe in tiefe Schluchten und Thäler zerrissen und zerspalten sind, lässt sich durch Vergleich mit dem in geringerer Höhe Wahrgenommenen mit absoluter Gewissheit folgern, dass wir uns jetzt auf einem viel ältern Theil des Berges befanden und dass das eigentliche Djagga im engern Sinne viel später durch die Ausbrüche zahlreicher kegelförmiger Nebenkrater gebildet worden ist, und zwar zu einer Zeit, als die Höhe des Hauptkraters zu sehr gewachsen war, als dass die unterirdischen Kräfte die geschmolzenen Laven und Aschen noch hätten zum Gipfel befördern können.

Vom Lager der Wakwafi stiegen wir wieder weiter, aber

es war ein schwieriges halsbrechendes Stück Arbeit, unsern Weg durch den Wald zu erzwingen. Bald kletterten wir über ungeheuere umgefallene Bäume, dann versanken wir bis über die Knöchel in sumpfige Löcher und blieben fast im Schlamm stecken. Zuletzt erreichten wir die Quellengewässer des Himu, den wir als einen schönen Fluss am Fusse des Berges passirt hatten. Meine drei letzten Begleiter gaben hier klein bei, und ich musste den mühsamen Aufstieg mit meinem Führer allein fortsetzen. Um 1 Uhr hatte ich eine Höhe von etwa 2700 m erreicht, nachdem ich 7 Stunden schwierigerer Kletterarbeit als je zuvor geleistet hatte, musste aber jetzt widerstrebend nachgeben und meinen Wunsch, bis über die Waldregion vorzudringen, als unausführbar anerkennen.

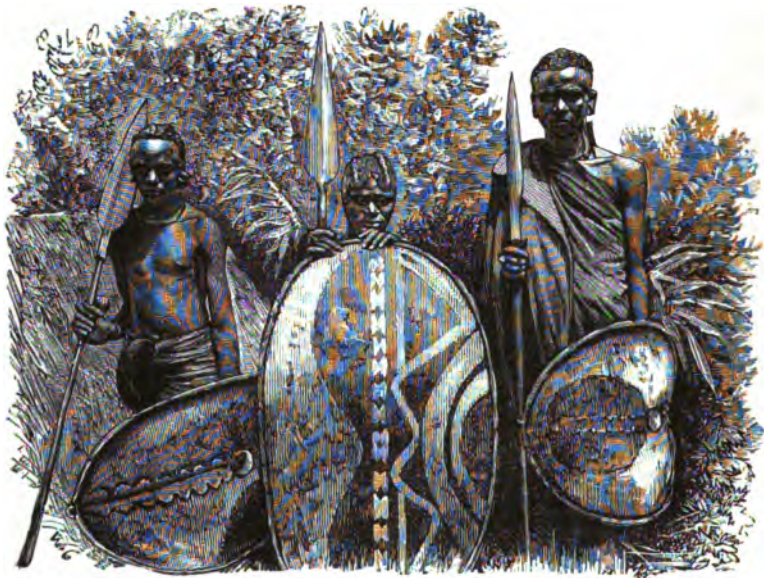
Da ich nicht darauf vorbereitet war, auf dem Berge zu übernachten, so hatte ich keine Zeit zu verlieren, wenn ich noch eine kleine Sammlung von Pflanzen meiner Umgebung zurückbringen wollte. Aber es gab nichts als *Gladiolus* und *Tritoma* nebst verschiedenen mit unserm Hahnenfuss, Ampferkraut u. s. w. verwandten Arten. Das Aussehen der Blumen verrieth gar wenig, dass ich mich in den Tropen befand, was sich freilich unschwer begreifen lässt, da der Wind eisig kalt (unter Null) vom Berge herunter wehte.

So eilig hatte ich es, dass ich weder mein Barometer aufstellen, noch die Höhe mit dem Hypsometer messen konnte. Ich musste mich deshalb mit der annähernden Ablesung meines Aneroids begnügen und im Laufschrift den Berg hinunterstürzen, um bald hier, bald dort meine zusammengebrochenen Begleiter aufzuraffen, welche jetzt auf dem Wege nach Mandara's Dorf allerdings flinker ausgriffen. Mit Sonnenuntergang erreichten wir das Dorf, um zu sehen, dass der Häuptling mit einer nicht genug anzuerkennenden Vorsorg-

lichkeit Eier, Ziegen, frische Milch, Bananen u. s. w. zu unserer Erholung herbeigeschafft hatte, unter welchen Esswaaren wir bald mit einem wirklich seltenen Genusse grossartige Verheerungen anrichteten, nachdem wir uns um das grosse Lagerfeuer versammelt hatten. Diese kleinen Ausflüge, welche mich den Zelten und den Widerwärtigkeiten des Karavanenlebens entführten, und mir nach meinem Geschmack zu leben gestatteten, waren immer höchst genussreich und romantisch. Wenn ich zu wählen hätte, die Umstände es erlaubten und Vergnügen das einzige Ziel meiner Reise wäre, so würde ich unbedingt nur wenige Begleiter mit mir nehmen und alles unnöthige Gepäck zurücklassen. Die beste Würze meines Mahls an jenem Abend war jedoch die Nachricht, dass die Massai ihr Lager abgebrochen hätten und uns aus dem Wege gegangen seien.

Mit einer Gedankenlosigkeit, für welche ich gar keine Entschuldigung beibringen kann, forderte ich am andern Morgen Mandara auf, zum Lager herunterzukommen und meine Flinten u. s. w. zu besehen, an denen er so viel Gefallen fand. Bis dahin hatte er mich um keinen einzigen Gegenstand gebeten, und ich war von seinem fürstlichen Benehmen, seinem scharfen Verstande und von andern ungewohnten Eigenschaften so entzückt, dass ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, ihm eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen. Er hatte nicht die Absicht gehabt herunterzukommen, nach einigem Nöthigen von meiner Seite willigte er jedoch ein. Ich ging also vorauf, um alles zu seinem Empfange vorzubereiten, und fand das Lager in guter Ordnung. Als die Wadjagga hörten, dass ihr Fürst kommen würde, machten sie sich eiligst aus dem Staube, als ob es seine Gewohnheit sei, allen, die ihm in den Weg kämen, den Kopf abzuschlagen — und in der That, es war seine grösste Freude,

die ganz ungeheuerliche Furcht seiner Unterthanen wahrzunehmen, über welche er die unumschränkste Gewalt ausübte. Nach seiner Ankunft zeigte ich ihm alle meine Gewehre, Instrumente u. s. w. Die galvanische Batterie versetzte ihn in krampfhaftes Erstaunen, bis sein Adlerauge von Lüsterheit erglänzte und er sich die Kehle trocken spuckte und pff, um



Mandara's Krieger

desto mehr Herzstärkungen in Gestalt reichlicher Gläser Pombe zu erlangen. Grosse Freude gewährte es ihm, seine Offiziere und Soldaten an die elektrische Batterie zu commandiren und einfältig ihre deutlich hervortretenden wenn auch unterdrückten Schmerzensmienen anzustieren, während sie alle Noth hatten, nicht laut aufzuschreien oder sich am Boden zu wälzen. Sie bestanden indessen die Probe wunderbar gut mit der ganzen Selbstbeherrschung, die Kriegsführern geziemt.

Mandara selber entzog sich jedoch dem Experiment, weil er fürchtete behext zu werden. Auch wollte er sich nicht photographiren lassen, wenn er auch seine Krieger zur Aufnahme befahl. Ebenso wurden von mir die Waffen der Massai aufgenommen, namentlich die grossen Speere mit schaufelartigen Spitzen, das Sime, die Streitkeule und der grosse elliptisch geformte Schild aus Büffelhaut, der mit einem heraldischen Wappenschmuck in bunten Farben verziert war. Alles bildete schöne Proben einheimischer Handwerkskunst, wie denn die Wadjagga von Moschi als Grobschmiede ihresgleichen in Afrika nicht haben.

Meine Erfahrungen über den Charakter der Eingeborenen hätten mir freilich vorhersagen sollen, dass ich durch diese Ausstellung lediglich Mandara's Habsucht rege machen würde, und bald war ich auch in der Lage, mit meinem Gaste rechnen zu müssen. Selbstverständlich war ich mir völlig klar darüber, dass, nachdem ich ihn eingeladen hatte, ich ihn unmöglich mit leeren Händen wieder fortschicken dürfe, und so machte ich ihm ein Geschenk, bestehend aus einem Snidergewehr, einem Revolver, 4 Flaschen Schiesspulver, einem Stück amerikanischen Baumwollenzugs, einem Stück blauen Tuchs und verschiedenen kleinen prächtig bunten Tüchern. In der Meinung, es ganz gut zu machen, rief ich ihn in mein Zelt und zeigte ihm mit grosser Zuversicht meine Geschenke. Ein verdächtiges Pfeifen, mit dem er seine Augen über meine Schätze gleiten liess, und eine verachtungsvolle Miene belehrte mich bald über meinen Irrthum. „Sind dies, fragte er zornig, vielleicht die Geschenke für die Askari meiner Begleitung? Ich denke doch wohl nicht daran, ihm ein Sansibarar Gewehr zu schenken, wie es die Träger führten?“ Nachdem er so seine Meinung kundgegeben, drehte er sich um und marschirte aus dem Zelte, während ich erstarrt über die Zurückweisung meiner Ge-

schenke stehen blieb. Zu meinen Leuten draussen sagte er: „Warum ich ihm alle meine schönen Sachen gezeigt habe, wenn ich ihm nicht etwas davon schenken wolle! Was kümmere er sich um Waaren aus dem Küstenlande! Davon habe er genug! Erkönne nureuropäische Artikel gebrauchen, die seinem Stande angemessen seien!“ Ich sandte Muhinna und Makatubu hinter ihm her mit einem Armee-Snidergewehr und noch mehr Tuch, aber, obgleich sie ohne diese Gegenstände zurückkehrten, so überbrachten sie doch nur verhüllte Drohungen, dass, wenn er keine Genugthuung bekäme, er uns auf eine Weise mitspielen würde, an der wir kein Gefallen haben sollten. Er hätte am Morgen einen fetten Stier mitgebracht, wir würden aber wohl daran thun, ihn nicht anzurühren.

Da sass ich ja ganz niedlich in der Tinte! Ich war mir völlig klar darüber, dass Mandara's Drohungen kein leerer Schall seien. Ohne Zweifel konnte er die Karavane in den dichten Wäldern von Kahe in Atome zersprengen, wenn wir ohne seine Erlaubniss und ohne Führer vorwärts marschirten. Um diese Zeit verfügte er über 1000 Wakwafi, welche als seine Verbündeten vom Berge Meru sich zu einem Angriff auf ein benachbartes Volk rüsteten; in Verbindung mit seinen eigenen Leuten konnte er an jeder Stelle dieser Gegend 2000 der kühnsten Krieger ins Feld stellen.

Im Bewusstsein des Ernstes meiner Lage legte ich am andern Morgen, wenn auch innerlich widerstrebend, meine eigene, zuverlässige, doppelläufige, glattgebohrte Flinte, welche ich auf meinen beiden frühern Reisen getragen hatte, nebst einem Compass, einem vollständigen Anzug von dickem geköperten Zeuge und einem Paar Schuhen mit noch einigen andern Gegenständen zusammen, wobei ich innerlich wünschte, dass ich ihn bereden könnte, die Schuhe wirklich anzuziehen. Meine Stimmung war freilich nicht die beste, dass ich auf

diese Weise wider meinen Willen zum Spender der mannichfaltigen Segnungen europäischer civilisirter Bekleidung und guter Bewaffnung gemacht wurde, aber ich machte mich doch auf nach Mandara's Dorf, kam glücklich dort an, und mit ihm auf gleich hohem Fuss unterhandelnd, war ich sehr erfreut, die Differenz gütlich beilegen zu können und in freundschaftlicher Weise von ihm zu scheiden, nachdem er mir seinen eigenen Speer und Sime (Schwert) nebst einigen andern Gegenständen geschenkt hatte, die alle glänzende Zeugnisse der Kunstfertigkeit der Wadjagga waren. Als wir Abschied nahmen, kamen einige seiner Kundschafter zurück, und feuerten zum Zeichen guten Erfolgs ihre Flinten von der entgegengesetzten Seite des Djora-Thales ab, worauf er wie ein entlassener Schulknabe herumsprang und tanzte, seinen Kriegsruf ausstieß und wie der leibhaftige Kriegsteufel aussah, indem er seine Kriegskeule in der Luft herumschwenkte. Mit Geschenken beladen, unter denen sich ein ungeheuer fettes Schaf mit einem Fettschwanz von ungewöhnlicher Grösse und mit mächtigen Wampen befand, kehrten wir zum Lager zurück und beschlossen morgen aufzubrechen, nachdem wir vier Tage über den Massai-Popanz verloren hatten.

Gegen Abend sandte Mandara drei Führer, und Muhinna befragte sein Orakel um das Schicksal, das uns bevorstand. Zu dem Ende nahm er 18 kleine Stücke, von etwa 2 Zoll Länge, und steckte sie nach einer besondern Reihenfolge ausserhalb des Lagers durch ein Stück Papier. Dann besprenkelte er sie mit Mehl, hielt einen Zauberspruch in der Sprache der Seguha darüber und legte einige Zweige über ihre Spitzen, damit sie nicht verweht würden. Wenn nach gewisser Zwischenzeit zwei Stöckchen sich vorwärts bewegt hätten, so sei die Strasse frei und nichts auf ihr zu befürchten; blieben sie wie er sie hingelegt, so habe das Orakel weder

Gutes noch Böses über die Strasse oder die Aussichten mitzutheilen; würden sie aber alle durcheinander verstreut, dann sei die Zukunft äusserst düster.

Am Morgen fanden wir, dass das Orakel neutral geblieben war, obgleich es in Strömen regnete und die Führer Vorausbezahlung verlangten. Um weder vom Regen noch von den Führern abgeschreckt zu werden, schlug ich kurzweg das Lager ab und eilte von dem verhassten Platze weg, erleichtert sowol in geistiger als in materieller Bedeutung des Worts — waren wir doch eine Last von Sorgen, sowie mehr als eine Tracht werthvoller Waaren los geworden.

Dies war der erste Marsch in strömendem Regen, den wir bisjetzt durchmachten. Er wurde noch lästiger durch das hohe Gras, durch welches wir uns unsern Weg mit Gewalt bahnen mussten. Eine Stunde nach dem Aufbruch setzten wir über einen kleinen Bach und vertieften uns dann in einen düstern Wald, den zahlreiche verrätherische Fanggruben für Wild, in welche mehrere meiner Leute gar böß hineinfielen, ganz gefährlich machten. Obgleich Muhinna's Orakel nichts Schlimmes geweissagt hatte, so kamen wir auf den zahlreichen irreleitenden Fusspfaden doch bald vom richtigen Wege ab und hasteten lustig auf den Uru von Djagga los, wenn unsere widerspenstigen Führer nicht inzwischen zur Vernunft zurückgekehrt wären, uns angehalten und, die Führung übernehmend, durch das Labyrinth dieses Waldes hinausgeleitet und dadurch einem bösen Irrthum vorgebeugt hätten. In der That wäre es uns gänzlich unmöglich geworden, ohne einen Führer durch den Wald zu gelangen, wie die Abenteuer Rebmann's deutlich beweisen, der auf der Flucht vor dem Fürsten von Majame, welcher ihn ausgeplündert hatte, in diesem selben Walde den Weg verlor und, beinahe verhungert, mehrere Tage umhergeirrt war.

Um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr erreichten wir den Fluss Kahe, da wo er durch die Vereinigung des aus dem nördlichen Moschi kommenden Rau und des am nördlichen Fusse des Berges entspringenden Uraru gebildet wird. Der Uebergang war ziemlich schwierig, und weil die Leute in dem nassen Wetter äusserst erbärmlich aussahen, so hatte ich Mitleid mit ihnen und gab Befehl, das Lager zu beziehen.

Am Abend ging ich auf die Jagd, sah aber nur eine Giraffe. In anderer Beziehung jedoch machte mir das Herumstreifen ausserordentlich viel Vergnügen. Ich habe niemals eine entzückendere parkartigere Landschaft gesehen. Es berührt ganz melancholisch, solche reiche Gegenden so völlig verlassen zu sehen, während Völkerstämme wie die Wateita auf ihren unfruchtbaren Bergen und die noch erbärmlicheren Waduruma sich fortwährend mit nur geringem Erfolge bemühen, ein kärgliches Leben weiterzufürten.

Am folgenden Tage setzten wir über den Fluss Karanga, da wo er durch die Vereinigung der drei Bäche Ukambari im Osten, Karanga in der Mitte und Umbo vom Westen her gebildet wird. Zehn Minuten später setzten wir über den von Kindi kommenden Schili-Bach, dann über den schönen breiten Fluss Seri und wenige Minuten weiterhin über den breitesten aller bisher passirten Flüsse, den Weriwari. Der Boden war überall buchstäblich zerpflegt von den Spuren ungeheurer Büffelheerden. Ein zweistündiger Marsch durch ein mehr mit Gebüsch bedecktes Bruchland (welches mit mächtigen Auswürflingen eines trachytischen Gesteins bedeckt war, das grossentheils aus zolllangen Krystallen glasigen Feldspaths oder Sanidin bestand, die porphyrtartig in die Gesteinsmasse eingewachsen waren) brachte uns zu einem rasch fliessenden Bergstrom von ansehnlicher Grösse, der sich durch grobes Agglomerat ein tiefes Bett gewühlt hatte.

Der Kikawo (dies war sein Name) wurde unter grossen, durch die Raschheit der Strömung und den steinigen Charakter des Flussbetts verursachten Schwierigkeiten passirt und dann ein Lager aufgeschlagen. Dort überfiel mich ein heftiges Fieber; nachdem ich abwechselnd kalt und trocken und dann wieder heiss geworden war und geschwitzt hatte, fühlte ich mich sehr angegriffen und ausser Stande Essen zu mir zu nehmen.

Am andern Tage war das Wahrzeichen der Landschaft die erstaunliche Masse von Wild, besonders von Büffeln, Pallahs (Hirschziegenantilopen) und einer anscheinend neuen Art von Hartebeests. Die letzteren brachten eine äusserst angenehme Abwechslung in die Scenerie, wenn sie bald lebhaft spielten oder an Grasplätzen weideten oder bei unserer Annäherung in mächtigen Sprüngen durch die Büsche verschwanden. Die Büffel bildeten ein etwas gefährliches Element für unsere Marschlinie, da sie in voller Aufregung dieselbe oft im Galop kreuzten. Aus ihrem tiefen Mittagschlaf in irgendeinem dichten Gebüsch aufgeschreckt, sprangen sie wild heraus ins Freie, unbekümmert wohin sie gingen. Mehr als einmal bäumten sie vor unsern Leuten auf, sodass diese erschreckt auseinanderstoben. Mein Fieber erlaubte mir nicht, die Flinte fest zu fassen, und ich ging ihnen deshalb vorsichtig aus dem Wege. Obendrein mussten wir gerade jetzt in allen unsern Massnahmen äusserst vorsichtig sein, weil wir jeden Augenblick auf einen andern Kriegerzug der Massai stossen konnten. Wir durften uns deshalb keine Gefahr ohne Noth auf den Hals ziehen, mussten aufmerksamen Ausguck halten und keine Nachzügler dulden. Beim Aufschlagen des Lagers war unsere erste Sorge, eine starke Boma herzustellen und auf jeden Zwischenfall gefasst zu sein.

Am Abend bekam ich einen heftigen Rückfall vom Fieber, und während der Nacht erhöhte ein lebhafter Chor von

Hyänen, dem ein Löwenconcert folgte, die Lieblichkeit meiner Lage.

Am 28. April erreichten wir die östliche Seitenwand des Kibo, die von dem District Schira gebildet wird, während auf dem südlichen Ausläufer desselben der bedeutende Staat Majame liegt. Aus der Art, wie diese mächtige Abdachung in tiefe düstere Schluchten durch die Nord-Süd laufenden Flüsse Karanga, Weriwari und Kikawo zerrissen ist, darf man schliessen, dass dies eine der ältern Partien des Berges ist.

An einer Stelle fanden wir einen Auswürfling, der gewiss seine 400 Centner wog. Das zusammengeballte Gestein dieser Gegend bestand weniger aus Sanidinblöcken, als vielmehr aus einem sehr dichten schwarzen basaltähnlichen Gestein, welches gewöhnlich glasige Oberflächen zeigte.

Wir setzten heute über zwei kleine Flüsse und lagerten am Ufer eines dritten, Namens Fuoko, nachdem wir 7 Stunden marschirt waren. Am andern Tage rückten wir in ein bekanntes Lager in der Nähe von Kibonoto ein. Hier machen alle nach und von Massai bestimmten Karavanen halt, um Lebensmittel einzukaufen, die hier reichlich und billig zu haben sind, während nach Ueberschreitung der Grenze Pflanzenkost nicht mehr, und Rinder, Schafe und Ziegen nur noch zu höchsten Preisen eingekauft werden können.

Boma und Hütten fanden wir fertig vor und waren deshalb bald in der Lage die Wadjagga von Schira zu empfangen, welche eiligst herbeikamen, um die Geschenkfrage zu ordnen, bevor sie die Erlaubniss zum Einkauf von Lebensmitteln ertheilten. Die anständige Art und Weise, wie die Angelegenheit besprochen wurde, überraschte mich sehr; nirgends trat jenes heftige Hadern wie zwischen Katzen und Hunden hervor, welches solche Verhandlungen mit den südlicher wohnenden Eingeborenen zu begleiten pflegt.

Zu meinem grossen Leidwesen erfuhr ich aber, dass ich nun doch auf Fischer's Reiseroute gerathen war. Gerade dieselbe Route, welche ich, in der Voraussetzung, dass er über Matumbato nach dem Kenia-Berge zu marschiren beabsichtige, für mich gewählt hatte, war von ihm eingeschlagen, und ich musste nun entweder hinter ihm her marschiren, oder die äusserst gewagte Richtung über Doenje Erok einschlagen. Doch war dies noch das kleinere Uebel im Vergleich mit den weitem Nachrichten, dass er erst vor wenig Tagen den Massai ein Gefecht geliefert hatte, bei welchem auf beiden Seiten Blut geflossen war, und dass infolge dessen das Land in tiefste Aufregung gerathen war.

Diese unheimlichen Nachrichten versetzten meine Leute in äusserste Bestürzung. Jedermann sah die Zukunft in düsterstem Lichte vor sich liegen. Die mir gestellte Aufgabe war unbarmherzig schwer. Wie sollte ich mit einer Begleitung von 150 Mann in das Land eindringen können, wenn Fischer mit mehr als 300 Mann und einer zweiten Karavane von 200 Köpfen schon hatte fechten müssen! Auf diese Frage konnte ich keine befriedigende Antwort geben. Nur über eins war ich mir vollständig klar. Obwol keineswegs zu einer abenteuerlichen Handlungsweise geneigt, so musste ich doch wenigstens den Versuch machen, die Grenze zu überschreiten, bevor ich mich auf den Rückweg begeben und mich für geschlagen erklären konnte.

Am Tage nach unserer Ankunft kam ein Suaheli Reisläufer als Bote vom Häuptling zu mir, um Freundschaft und Brüderschaft mit mir zu schliessen. Eine Ziege wurde herbeigeschafft, die ich bei einem Ohre fassen und dann erklären musste, wohin ich marschire, dass ich keine bösen Absichten hege, nicht in Udschawi (schwarzer Zauberei) mache und endlich versprache, dem Lande keinerlei Uebles zuzufügen.

Dann fasste der Gesandte des Sultans das andere Ohr und versprach, dass uns kein Leids angethan, Lebensmittel verkauft und gestohlene Gegenstände zurückgegeben werden sollten. Darauf wurde die Ziege getödtet, ein Hautstreifen von ihrer Stirn gelöst und zwei Schlitze in die Stirn gemacht. Den Streifen nahm der Suaheli jetzt in die Hand, steckte ihn durch den untern Schlitz fünfmal um meinen Finger herum und warf ihn dann über die Wirbelsäule. Dann fasste ich den Streifen, nahm ihn um meine Finger und that ein gleiches durch den obern Schlitz für den Suaheli. Als dies geschehen war, wurde der Streifen entzweigeschnitten, sodass die Enden um unsere Finger geschlungen blieben, und nun waren der Sultan von Schira und ich geschworene Brüder.

Im Vertrauen auf diese Ceremonie besuchte mich der Fürst am Nachmittage und erwies sich als ein langer fauler Geselle, der nicht ein Wort zu reden verstand. Unsere Zusammenkunft war deshalb nicht gerade unterhaltend. Wir sassen da, einander anstierend, bis ich die Geduld über dieser ermüdenden Feierlichkeit verlor und mich auf ein Mittel besann, ihn los zu werden. Es glückte mir dies mit einer Schachtel Brausepulver, unterstützt von einem Schlag der magnetischen Maschine als einer unfehlbaren Medicin, nach welcher in den östlichen Ländern noch häufiger Nachfrage ist als zu Hause.

Wir waren jetzt voller Erwartung, zu hören, welchen Empfang die Massai uns bereiten wollten, doch erst am Ende des dritten Tages verlautete etwas Sicheres darüber.

Einige Massai-Frauen, welche zu Kibonoto Lebensmittel von den Wadjagga eingekauft hatten, kamen bei ihrer Rückkehr in unser Lager. Sie betraten es in einem affectirten tanzartigen Schritte, unter eigenthümlichen Körperbewegungen, immerfort eine Begrüßungsformel singend. Jede

trug ein Bündel Gras zum Zeichen der friedlichen, wohlwollenden Gesinnung in der Hand. Beim Anblick Sadi's mit seinem ehrwürdigen Aeussern und gewinnenden Betragen hüpfen sie zu ihm heran, ergriffen seine Hand und sangen weiter, ihren Körper in seltsamer Bewegung hin- und herwiegend. Die Leute hatten sich versammelt, um dieses für sie neue und ungewohnte Schauspiel zu sehen und zu hören und brüllten förmlich vor Lachen über meine Verlegenheit, als die Weiber Beschlag auf mich legten, nachdem sie gehört hatten, dass ich in der Karavane die „erste Violine spiele“. Nach beendigtem Gesang erfuhren wir, dass nach vielem Ueberlegen und Streiten die Massai beschlossen hätten, morgen eine Gesandtschaft zur persönlichen Besprechung zu mir abzuschicken. Wir waren demnach andern Tags aufgeregt und ängstlich genug, zu erfahren, was unser Schicksal sein würde. Am Nachmittag stieg diese Erwartung aufs höchste, als wir aus dem geheimnissvollen umgebenden Wald einen schönen musikalischen Gesang erschallen hörten. Jedermann flüsterte seinem Nachbar zu: die Massai kommen. Das Gewehr in der einen, ein Grasbündel in der andern Hand zum Zeichen, dass wir auf den Kampf gerüstet seien, aber Frieden wünschten, rückten wir vor das Lager, unser Schicksal zu vernehmen. Bald hafteten unsere Augen auf den durch den Wald daher schreitenden gefürchteten Kriegern, welche so lange den Gegenstand meiner wachen Träume gebildet hatten, und wir mussten unwillkürlich ausrufen, „was für prächtige Jungen“, als wir eine Anzahl Vertreter der eigenthümlichsten aller Rassen Afrikas vor uns erblickten.

Nach einer sehr förmlichen, mit grosser Gesetztheit und aristokratischen Würde vollzogenen Begrüssung steckten sie ihre schaufelartigen Speere in den Boden, lehnten die Rindsfell-Schilder dagegen neben sich, und darauf nahmen die mit

Oel und Lehm beschmierten Krieger eine sitzende Stellung ein, indem sie ihre Knie zum Kinn heraufzogen und sich in ihre kleinen niedlichen Mäntel aus Ziegenfell hüllten. Wir setzten uns ihnen gegenüber mit den Flinten in der Hand. Ich sass natürlich meiner Würde angemessen auf einem Feldstuhl.

Nach einigen leise untereinander gesprochenen Worten erhob sich ein Sprecher, nahm gemächlich einen Speer in die Linke, um sich auf ihn zu stützen, und eine Keule als Rednerstab fassend trat er vor, um seine Botschaft mit der ganzen Bequemlichkeit eines Gewohnheitsredners uns zu verkünden. Unter tiefem Staunen beobachtete ich diesen Sohn der Wüste, wie er da vor mir stand und mit einem natürlichen Fluss und Anstand, einem gewissen Gefühl des Ernstes und der Wichtigkeit seiner Stellung und in einer würdevollen Haltung redete, die alles Lob verdiente. Unter vielen Umschweifen schilderte er die Geschichte von Fischer's Ankunft, das Gefecht, dessen Ursachen und Folgen, wobei er grosses Gewicht auf den Umstand legte, dass eine Frau getödtet wurde, was ein unerhörtes Ereigniss in den Annalen ihrer Kriege mit den Ladjombe oder Suaheli sei. Weiter erzählte er, wie die Nachricht von unserer Ankunft sie erreicht hätte und welche Aufregung dadurch hervorgerufen sei; dass eine Versammlung der verheiratheten Männer und der El-Moran oder Krieger berufen sei, um die Art unseres Empfanges zu berathen, und dass sie endlich nicht ohne Gegenrede zu dem Beschluss gekommen seien, uns in Frieden durchzumarschiren zu lassen, in Folge welcher Entscheidung er mit seinen Gefährten geschickt sei, uns willkommen zu heissen und nach ihren Kraals zu geleiten. Während dieser Ansprache war der Streitkolben nicht müßig, sondern diente mit vielem rednerischen Erfolge, seinen Ansichten Nachdruck zu geben.

Dann ergriff unsererseits Sadi auch eine Keule, liess die Hand auf seiner Flinte ruhen und trat vor, um zu antworten, und erzählte mit der ihm eigenen unübertrefflichen Kenntniss der Sprache und Redegewohnheiten der Massai und einer angeborenen Rednergabe nach meinen Andeutungen unsere Geschichte. Nach ihm sprachen noch zwei oder drei Massai mit derselben Wirkung wie ihr Vorredner — ohne dass sie jedoch sich auf einmal erhoben oder, wenn es geschah, dass sie nach ein paar Worten unter sich ausmachten, wem das Ohr der Versammlung gehören solle — und während der ganzen Zeit äusserten die Uebrigen nichts als unbestimmte Ausdrücke der Zustimmung oder des Misfallens.

Bis zum Schluss dieser förmlichen Anreden sass jeder da, ohne seine Gesichtszüge zu verändern, oder durch Wort oder Zeichen Kunde davon zu geben, dass der zweite weisse Mann, den sie im Leben sahen, vor ihnen sitze. Als diese nothwendigen Vorbereitungen aber beendet waren, milderten sich ihre ernsten Züge und sie gestatteten ihnen, so viel Neugierde zu verrathen, als sich mit ihrer Würde als Massai el-Moran (Krieger) vertrug.

Wir begaben uns jetzt in voller Eintracht zum Lager, in welchem sie jedoch trotz allen Vergnügens, welches sie an gewissen Dingen fanden, ihr aristokratisches Wesen beibehielten. Nichts von der störenden gemeinen Neugierde oder aufdringlichen Unverschämtheit, welche dem Reisenden das Leben unter andern eingeborenen Stämmen zur Last machen! Natürlich wurde ihnen ein Geschenk gegeben, auch blieben sie die ganze Nacht im Lager.

Am Abend hatten wir einen schönen Ausblick auf den Kilima-Ndjaru, der bald frei, bald verhüllt vor uns lag, je nachdem dicke Haufenwolken um das Haupt des Berges rollten und tollten. An dieser Seite des Berges streckt sich

der Schnee viel tiefer als an den übrigen Seiten herunter. Dies rührt wahrscheinlich daher, dass die vorherrschenden Winde von Osten kommen; durch ihre Wärme schmilzt der Schnee, dabei kühlen sie sich aber so sehr ab, dass ihre Schmelzkraft bedeutend verringert wird auf ihrem fernern Wege nach der Westseite.

In den obern Regionen scheinen viele schroffe Abstürze vorzukommen, nach zahlreichen schwarzen Stellen im Schnee zu schliessen, wo der Schnee anscheinend nicht haften bleibt. Die Schira-Flanke des Berges zeigt sich hier als eine entfernte, quer vor unsern Augen vorüberziehende Gebirgskette, welche sich nach Norden zu einer Höhe von etwa 4300 m erhebt.

Am 3. Mai waren wir im Stande mit dem Ueberschreiten der Grenze des gefährlichen Gebiets den ersten wichtigen Schritt vorwärts zu thun, mit Proviant für acht Tage versehen. Indem wir die Waldgegend um den Fuss des Kibonoto verliessen und in eine reiche wechselnde Landschaft eintraten, befanden wir uns plötzlich in einer Höhe von 1800 m auf einer grossen baumlosen Ebene, die mit einer dichten saftigen Grasnarbe bedeckt war, welche mit den Weiden gemässiger Klimate die grösste Aehnlichkeit hatte. Im unmittelbaren Vordergrund breitete sich die Landschaft in zarten wellenförmigen Flächen aus, über welche niedrige gerundete Höhenzüge, kleine Bergklumpen oder vulkanische Kegel aufragten, wie Bryant es so schön schildert:

In luftigen Wogen weithingestreckt,
 Als wäre des Oceans leiseste Schwellung
 Vollständig stillgestanden, und seinen Wogenkämmen
 Für immer alles Leben genommen.

Solcher Art ist das Land, wie aber sind seine Bewohner? Da kommen auf den Kilima-Ndjaru zu drei grosse Heerden von Büffeln in langsamem und gemächlichem Schritt gegangen,

um sich von den niedrigen Weidegründen in den Schutz des Waldes zu begeben und in seinen düstern Tiefen laut schnarrend ihren Mittagsschlaf abzuhalten. Weiterhin auf der Ebene setzen zahllose Scharen der harmlosen aber muthig aussehenden Hartebeests ihre Mahlzeit fort, während einzelne abgesprengte Mitglieder der Heerde mit erhobenem Schwanz und seltsamen ungeschlachten Bewegungen spielen und tollen. Darunter gemischt entdeckt man Rudel der lieblichsten Gattung Hochwild, nämlich des Zebra, dem Auge auffällig durch seine schöne gestreifte Haut, bald stattlichen Schrittes mit niedergebeugtem Kopf dahermarschierend, bald vor Uebermuth hoch hintenausschlagend oder mit offenem Munde ein Scheingefecht ausführend und plötzlich wie festgenagelt stillstehend, den Kopf erhoben und die Ohren aufgerichtet, um die Karavane vorübergehen zu sehen. Aber das ist noch nicht alles! Schaut her! Dort unten in jener grasreichen Niederung weiden verschiedene Exemplare grosser unförmlicher Rhinoceros, welche, stets zum Streit und Kampf gerüstet, grosse Hörner auf den Nasen tragen. Ueber jene Hügelkette verschwindet eine Truppe von Straussen, in eiliger Flucht sich der Gefahr entziehend, jede Verfolgung unthunlich machend und selbst dem Pürschjäger zu vorsichtig. Wie zahlreich sind die Scharen der Hartebeests, und wie zierlich springen die Pallahs hoch in die Luft, im gewagten Sprunge sich ihres Daseins erfreuend. Zwischen dem schlanken Rohr am Rande des Sumpfes sieht man den würdevollen Wasserbock zu zweien oder dreien gemächlich das thauige Gras fressen. Das beim Morgenschmaus gestörte Warzenschwein drückt sich weg mit hoch gehobenem Schwanz, gerade aus wie die Bienen, und trabt, hochkomisch anzusehen, im stetigen militärischen Schritt von dannen. Damit ist die Liste noch nicht erschöpft, denn es gibt noch viele Arten von Wild. Dreht

euch herum nach jedweder Richtung und ihr seht Thiere in erstaunlicher Anzahl und so selten gejagt, dass sie euch gleichgiltig anstarren und in Schussweite stehen bleiben.

Doch jetzt blicke weiter vorwärts, gütiger Leser! In der Nähe einer dunkeln Linie von Bäumen, welche deutlich den Lauf des Ngare n'Erobi (kalter Fluss) in der sonst baumlosen Niederung ringsum kennzeichnen, sieht man in der klaren Morgenluft wirbelnde Rauchsäulen aufsteigen, und von ihnen weg lange dunkle Linien, wie die schwarzen Heersäulen eines vorrückenden Feindes, auftauchen. Der Rauch verräth die Kraals der Massai und die vorrückenden Linien sind ihre sich zu den Weideplätzen begebenden Rinderheerden. Denkt man sich dazu eine lange Reihe von Leuten, welche im Gänsemarsch über diese Prairie einherziehen mit Kisten, Ballen, Bündeln von Eisendraht u. s. w. auf dem Kopf und angeführt von mir selbst, während Martin den Nachtrab abschliesst und ein durchdringend kalter Wind, wie der Frühjahrswind im Bergland uns eisig durchschauert, so hat man so ziemlich das Bild, welches sich uns an jenem denkwürdigen Aprilmorgen darbot. Nach dem Rahmen zum Bilde hat man nicht lange zu suchen, der Kreis der Gebirge ringsum genügt vollständig. Zur Rechten erhebt sich der Meru in seinen einfachen aber grossartigen Verhältnissen, gleichsam eine Säule des Eingangsthors zu den Massai bildend. Zur Linken steht die gleich hohe Säule des Kibo. Von ihnen aus streckt sich eine fast ununterbrochene Reihe von Bergen im Kreise herum, die sich im Norden zu den malerischen Massen des Doenje-Erok und Ndapduk erheben und schliesslich sich zu den weniger auffälligen Bergreihen des Guaso n'Ebor (weisses Wasser) in der Richtung nach Ngurumani und den eisigen Höhen von Geleï verlieren, hinter

welchen, von uns ungesehen, der noch thätige Vulkan Doenje-Engai liegt.

Eilen wir jetzt vorwärts, denn der Tag ist schicksalsreich. Wie wir ausschreiten, beständig in Versuchung unsere „Schiess-eisen“ zu probiren, erscheinen die Massai. Zuerst erblicken wir ein Weib, gut gekleidet in Rindshaut und beladen mit Draht, Perlen und Ketten, welches einen Esel vor sich her treibt und furchtlos seinen Weg nach Kibonoto nimmt, um dort die Pflanzenkost einzukaufen, welche die verheiratheten Leute und die Kinder essen. Zwischen den Massai und Wadjagga ist Krieg, auf Leben und Tod, aber vertragsmässig dürfen die Weiber unbelästigt und ohne Schutz zwischen ihnen verkehren. Dann erblicken wir zwei, drei arme Kerle, welche die niedrige Arbeit, das Vieh zu hüten und zu treiben, verrichten. Wenn wir den Kraals näher kommen, beginnen die El-Moran (Krieger oder unverheiratete Männer) truppweise nach der „letzten Neuigkeit“ auszuschauen. Doch beeilen sie sich nicht näherzukommen. Sie beobachten uns gemächlich, ohne durch Wort oder Zeichen irgendwelches Staunen zu verrathen. Indem wir an ihnen vorübergehen, pflücken wir Grasbüschel ab und drücken ihnen ernst die Hand. Sie als El-Moran anredend, warten wir, bis ein unartikulierter Laut zu verstehen gibt, dass sie Ohren haben. Dann sagen wir „Subai“, worauf sie „Ebai“ antworten, und damit ist unsere Einführung vorüber. Die ungewohnten Manieren dieser Wilden machen tiefen Eindruck auf uns, da sie so verschieden sind von den Vorstellungen, welche wir uns über sie gemacht haben, aber wir marschiren weiter, ohne im geringsten durch Gedränge belästigt oder durch rohe Bemerkungen beleidigt zu werden.

Vor Mittagszeit hatten wir die eiskalten Gewässer des Ngare n'Erobi erreicht, welcher in seiner vollen Mächtigkeit

am Fusse des Berges entspringt. Wir schlugen unser Lager in einer scharfen Krümmung des Flusses auf, wo er einen Flecken ebenen Rasens fast ganz umschliesst. Unsere erste Sorge war natürlich die Boma herzustellen, und uns vollständig zu verschanzen. Soweit war ja alles glatt abgelaufen, aber ich war doch durch meine unerwartete Aufnahme etwas verwirrt und hatte das Gefühl, als ob uns von irgendeiner Seite Gefahr drohe.

Die Nachricht von unserer Ankunft verbreitete sich schnell. Die Massai, Männer und Frauen, begannen sich im Lager anzusammeln, und wir beobachteten uns gegenseitig mit gleichem Interesse. Die Weiber glichen den Männern aufs Haar. Von schlanker wohlgebauter Gestalt hatten sie glänzend schwarze Augen, die nach mongolischer Art schmal und etwas schief aufwärts gerichtet waren. Ihre Gesichter waren unterschieden „damenartig“ (für Eingeborene) und verriethen ihre Gedanken in verschiedener Weise. Offenbar fühlten sie sich als eine überlegene Rasse, gegen welche alle anderen lediglich Sklaven seien.

Absichtlich gehe ich an dieser Stelle nicht auf Details über dieses merkwürdige Volk ein. Eine vollständige Beschreibung seines Aussehens und seiner Lebensgewohnheiten gehört naturgemäss in einen spätern Abschnitt. Gegenwärtig haben wir es nur mit den Ereignissen zu thun.

Nachdem die Zelte aufgeschlagen, gut befestigt und vor den durchdringenden Augen hinlänglich geschützt waren, auch eine starke Wache aufgezogen war, begann das ernstere Geschäft des Tages. Eisendraht, Perlen und Kleider wurden in das Zelt verpackt, sodass wir gerüstet waren, die schwarze Post auszutheilen — den „Django“ dieser Gegend, den „Hongo“ des weiter südlichen Districts. Wir brauchten nicht lange zu warten. Von weit her erscholl ein Kriegsgesang und bald

erschien in all dem schmierigen Glanz einer neuen Auflage von rothem Lehm und Fett eine Schar El-Moran, im Gänsemarsch und im Takt nach dem Gesange marschierend, die mörderischen Speere im Sonnenglanze herumdrehend. An den Seiten trugen sie ihre schweren Schilde, auf welchen man die frisch gemalten heraldischen Wappen dieses besondern Stamms sehen konnte. In der Nähe unsers Lagers machten sie halt und vollführten eine Reihe durchaus militärischer Manöver. Als sie damit zu Ende waren, trat Muhinna vor und hielt mit ihnen in der bereits geschilderten manierlichen Weise eine Berathung ab.

In dieser Unterhaltung wurde der von uns geforderte Betrag festgestellt. Für jede Gesellschaft (und sie bildeten ihrer sechs) mussten wir 6 Senenge (ein Senenge ist ein Bündel von 20 Eisendrahringen von 38 cm Durchmesser, welche, von Knöchel zu Knöchel herum gelegt, eine Beinverzierung ausmachen), 5 Anzüge (Naiberes), 30 Eisenketten und 100 Perlen schnüre bezahlen. Das Schauspiel, welches bei der Vertheilung der Beute folgte, blieb hinter meinen vorgefassten Meinungen von ihren Manieren zurück, war aber keineswegs ermuthigend. Die El-Moran hatten Speere und Schilde abgelegt und standen im Kreise, fertig zum Zulangen. Meine mit dem Hongo beladenen Leute warfen denselben auf einmal mitten unter sie und eilten dann weg für ihr Leben. Mit gellendem Geschrei stürzen sich die Krieger auf die verschiedenen Artikel nach dem Grundsatz „jeder für sich und den Rest für die Gottlosen“. Einige der Stärksten erobern sich den Löwenantheil. Im andern Fall haben zwei denselben Gegenstand gefasst. Vielleicht ist es ein Bündel Perlen, aber die Sache wird abgemacht, indem sie die Stränge zerreißen und jeder eine Hand voll mit sich nimmt, während ein grosser Theil der Perlen auf dem Boden verstreut wird. Haben die Streitenden

aber ein Senenge ergriffen, so wird die Sache ernsthafter. Sie wüthen und zerren wie zwei Hunde um einen Knochen, und wenn sie an Kräften sich gleich sind, so wird das Blut bald heiss, die Schwerter werden gezogen oder die Keulen geschwungen. Zwei Leute erhielten auf diese Art mehrere recht hässliche Fleischwunden, welche indessen von den Zuschauern keiner Beachtung gewürdigt wurden. Ein Rudel halbverhungertes und plötzlich auf eine Schar schwächerer Thiere losgelassener Wölfe hätte kein abstossenderes Schauspiel liefern können.

Eine Gesellschaft nach der andern, jede von ihrem eigenen District, rückte heran und empfing diesen Tribut, und mein Muth sank, wie ich eine Ladung nach der andern verschwinden sah. Wie konnten wir hoffen einige Tage weiter zu reisen, wenn unser Schicksal ein so trauriges sein sollte! Nachher mussten noch die El-Morua (oder verheiratheten Leute) ihren Theil empfangen, welcher freilich viel kleiner war und friedlicher getheilt wurde. Zum Schluss mussten auch noch die wichtigen Medicinmänner oder Leibons, Lengobe, Mbaratien und Lambarsacaut einzeln ebenso bedacht werden.

Gegen Abend war das Lager von Leuten angefüllt, und in Erwiderung auf wiederholte Rufe nach dem weissen Leibon, die durch unverschämte Versuche, die Thür meines Zeltes aufzureissen unterstützt wurden, musste ich heraustreten und ihnen mein Compliment machen, obgleich ich sie in meiner Seele verfluchte, da ich noch schwach, übel und reizbar von den wiederholten Fieberanfällen war, deren Wirkung man mir deutlich ansehen konnte. Mich ins Unvermeidliche fügend, setzte ich mich auf eine Kiste und war nun die Zielscheibe aller Augen. Sie hatten jetzt ihr ruhiges und würdevolles Betragen abgelegt und waren roh und aufdringlich geworden; die Ditto (junge unverheirathete Weiber) waren die Un-

verschämtesten und zeigten nicht die leiseste Spur von Furcht.

Eine Weile ertrug ich geduldig ihre langweiligen Aufmerksamkeiten, liess sie meine Stirn berühren, mein Haar befühlen, die Aermel meines Rocks aufheben und mit grösster Aufmerksamkeit meine Stiefeln untersuchen. Zuletzt jedoch wurde ich gallig und gereizt, besonders über die wiederholten Versuche eines wild aussehenden Kriegers, meine Pumphosen aufzuschlagen, um die natürliche Haut darunter zu sehen und so gab ich ihm einen Fusstritt. Mit wuthschäumendem Gesicht, welches einen geradezu teuflischen Ausdruck annahm, sprang er einige Schritte zurück und zog sein Schwert, um sich auf mich zu stürzen. Ich drückte mich jedoch seitwärts, wo ich rasch von meinen Wächtern umgeben wurde, während einige El-Morua ihn festhielten und, weil er sich nicht beruhigen lassen wollte, wegführten.

Ueberhaupt wurde es bald lebendiger im Lager, da ein Massai mitten in demselben eine Axt ergriff und sich damit wegstahl. Dies verursachte einen gefährlichen Auflauf, sodass meine Leute, die den Grund nicht kannten, zu den Gewehren griffen. Ein kleiner Zufall hätte jetzt Blutvergiessen und ein allgemeines Gefecht herbeiführen können, ich schrie indessen meinen Leuten zu, nicht zu feuern, und so endete der Tag, dessen Gesammtergebnisse meine rosige Laune gerade nicht verbesserten, wenn ich auch ein viel zu sanguinisches Temperament hatte, um zu verzweifeln.

Als ich am nächsten Morgen unter dem erfrischenden Gefühl von nur 16° C. aus meinem Zelte blickte, machte es grossen Eindruck auf mich, Sadi mit einer zum Gruss gehaltenen Flinte und einer weissen Flagge darauf rund um das Lager marschiren zu sehen, wobei er auf der Flagge einige Koransprüche zeigte, denen er einen magischen Ein-

fluss zuschrieb. Wie er in der Stelzenmanier eines den Tritt lernenden Rekruten einherschritt, theilte er allen, die es anging, in Massai-Worten laut mit, dass wir friedliche Absichten hätten, aber wenn sie stehlen oder uns etwas zu leide thun sollten, wir auch Medicin von so kräftiger Art besässen, dass sie nicht ohne Schaden davonkommen würden, da Krankheiten sie und ihr Vieh befallen und das Land von mannichfachem Weh heimgesucht werden würde.

Einen Blick über das Lager hinauswerfend, sah ich den hier gerade östlich von uns liegenden Kilima-Ndjaro in der klaren Morgenluft. Sein grosser östlicher Nachbar, der Schira, ragte jetzt massig hervor, sich steil aus der Ebene Sigirari erhebend, mit seinem düstern unbewohnten Wald am Fusse und den obern Einöden, welche geriefelt und gekerbt waren, wie eine cyklopische Feile. Die Schneehaube des Kibo sah hinter ihm aus wie ein ungeheurer abgestutzter Kegel, der sich aus ältern Resten eines mächtigen Kraterringes erhob. Bevor das Vieh der Massai die Kraals verliess, ging ich auf die Jagd und bereicherte unsere Speisekammer um zwei schöne Zebras. Nach diesem gewagten Ausflug ins Lager zurückkehrend, war ich wie vom Donner gerührt durch die unerwartete Nachricht, dass das ganze Land vor uns in Waffen stehe, um sich jedem weitem Fortschreiten unsererseits zu widersetzen und Rache für den Kampf mit Fischer zu nehmen. Sie hatten Blutgeld von ihm angenommen, weil er zu stark war, als dass sie mit ihm hätten fechten mögen, aber jetzt sei ihre Gelegenheit gekommen, und sie wollten allen Vortheil daraus ziehen. Die jungen Leute der umliegenden Gegend, immer bereit zu jedweder kriegerischen Aufregung, eilten umher, ihre Freunde zu versammeln, wenn auch die Anführer und Krieger von Ngare n'Erobi gegen jeden Streit waren, wie wir zum Glück in allem Lärm des

sich vorbereitenden Kampfes erfuhren. Die Gemüthlichkeit meiner Lage wurde nicht vermehrt durch den starken Verdacht, der sich mir aufdrängte, dass Sadi und Muhinna falsches Spiel trieben und ihr Möglichstes thaten, die Karavane zu Grunde zu richten. In dem bitteren Gefühl der Enttäuschung und des Verdrusses blieb mir nichts anderes übrig, als nach Taweta zurückzukehren. Wir waren jeder Anzahl Feinde gewachsen solange wir uns im Lager befanden, aber wie sollten wir in langer Marschlinie und beladen mit unsern Waaren vor einem Feinde wie die Massai bestehen! Ein Gefecht an einer Stelle würde, wenn wir auch siegten, ein Gefecht an einer andern Stelle nach sich ziehen, und das Ende würde nach wenigen Tagen unsere unvermeidliche Kampfunfähigkeit werden. Die Aussicht war sensationell und abenteuerlich, aber doch nicht nach dem Sinn meiner Auftragegeber. Auch vertraute ich viel den Worten eines italienischen Spruches: „Wer langsam geht, geht sicher, wer sicher geht, kommt weit“; und so bezweifelte ich mit Münchhausen keinen Augenblick, dass sich schon ein Schopf finden würde, an welchem wir uns aus der Verlegenheit ziehen könnten.

Eine ominöse Stille herrschte im Lager, im Gegensatz zu dem Tumult des vorigen Tages. Spione waren ausgesickt, uns zu bewachen, aber wir nahmen eine trotzig Miene an, besprachen ganz kühl unsern Abmarsch am nächsten Morgen und erklärten, wenn man uns den friedlichen Durchmarsch nicht gestatte, so würden wir es mit der überzeugenden Kraft des Schiesspulvers versuchen. Rasches Handeln war vonnöthen. Es wurde uns mitgetheilt, dass wahrscheinlich am nächsten Tage ein Angriff auf uns gemacht werden würde, und ich beschloss deshalb, um ein Gefecht zu vermeiden, ihnen durch meinen Rückzug während der Nacht zuvorkommen. Alle üblichen Abendverrichtungen wurden vorgenommen, Feuer angezündet,

gekocht u. s. w. Nichts verrieth eine Störung, bis die Dunkelheit eintrat und der letzte Massai das Lager verliess. Dann ging der Befehl leise herum, dass wir binnen kürzester Frist aufbrechen wollten, und dass alle Vorbereitungen geräuschlos zu treffen seien. Die Nacht brach an, finster und dunkel. Ein schwarzer Wolkenschleier breitete sich über dem Himmel aus. Ein Sprühregen setzte ein und mit innerlicher Befriedigung bemerkten wir, dass ein Sturm im Anzuge sei.

Zwei Stunden nach Sonnenuntergang erging der Befehl zum Aufbruch. Nicht ein Laut unterbrach die Stille, als jedermann sein Bündel auf den Rücken nahm, seine Flinte ergriff und sich bei dem Schein der zahlreichen Lagerfeuer marschfertig machte. Zuletzt, als alle bereit waren, wurde frisches Holz auf die Feuer geworfen, und wir glitten hinaus in die finstere Nacht. Nichts war da, wonach wir uns hätten richten können, darum trat ich an die Spitze des Zuges, den Compass in der Hand und eine Blendlaterne unter dem Rock, um die Karte einsehen zu können. Die Leute hielten Fühlung aneinander, während Martin mit den Führern und einem Theil der Askari den Nachtrab bildete.

Die erste halbe Meile war die gefährlichste, weil wir ganz nahe an dem Kraal von Lengobe vorbei zu gehen hatten, und wenn es unsern Eseln einfallen sollte, zu i—a—en, so konnte niemand für die Folgen einstehen. Da ich voranging, so hatte ich die böseste Arbeit, stolperte gelegentlich über Steine, zerkratzte meine Beine an den Dornen und fiel mehr als einmal in diese verwünschten Löcher, welche man hier so häufig gegen Wild gräbt. Bei solcher Gelegenheit lief das leise gesprochene Wort Mawe (Steine), Miiba (Dornen) oder Schimo (Loch) die Reihe hinunter, um die Nachfolgenden zu warnen. Endlich kam der angstvolle Moment, als wir ganz nahe am Kraal vorübergingen; aber wenn die Karavane

aus Geistern bestanden hätte, so konnte sie sich nicht stiller vorwärts bewegen, wenn auch dann und wann ein halb unterdrücktes „Allah“ verrieth, dass einer gefallen war oder sich einen Dorn in den Fuss getreten hatte. Wir kamen glücklich vorüber. Dann griffen wir rascher aus, obgleich in der stockdunkeln Nacht unser Marsch ein einziges schmerzvolles Stolpern und Quälen war. Zuweilen wurde halt gemacht zum Anschliessen und gegenseitigen Sichern, da man keine Hand breit voraussehen konnte.

Diese Annehmlichkeiten der Nacht wurden durch die gelegentlichen Blitze und das Rollen des Donners um den Kibo nicht gerade erhöht. Wild sprang uns fast unter den Füßen auf. Zebras donnerten schwadronenweise vorbei. Hyänen erhoben ihr abscheuliches Gebell; bei ihrem Lachen krochen wir erst recht ängstlich vorüber. Wir waren darauf gefasst, gelegentlich in eine Heerde Büffel hineinzurennen, oder dem Angriff eines wilden Rhinoceros begegnen zu müssen. Um Mitternacht erreichten wir den Wald, welchen wir vor drei Tagen verlassen hatten. Hier wurde unsere Verlegenheit noch grösser und es schien fast, als müssten wir das Tageslicht abwarten. Da der Regen indessen jetzt anfang, und der Donner immer näher rückte und die Blitze geradezu blendend wurden, so nahmen wir noch einen entschlossenen Anlauf und tasteten uns humpelnd mit wunden Füßen und zerkratzten Beinen endlich in unser altes Lager, als gerade der Sturm mit schrecklicher Heftigkeit ausbrach. Wir krochen in die nächstbesten Hütten und dankten unserm Schöpfer, dass wir so drohender Gefahr für das Leben unserer Leute und den Besitz unserer Vorräthe entgangen waren.

Am andern Morgen waren die Leute noch so voll Furcht, dass sie bei Tagesanbruch bereit standen, ohne einen Bissen Nahrung die Flucht nach Taweta fortzusetzen. Davon wollte

ich jedoch nichts hören, liess vielmehr noch einige Dornensträucher um die Boma aufhäufen und nahm eine Anzahl Leute mit auf den Berg, um von den dortigen Bewohnern hinlängliche Lebensmittel einzukaufen, mit welchen ich die Leute füttern konnte.

Obgleich es am folgenden Tage heftig regnete, so wollte doch kein Mensch länger im Lager bleiben und wir brachen demgemäss auf; aber die Leute waren, wie sich klar erwies, so starr und steif, dass ich früher als ich eigentlich beabsichtigte ein Lager aufschlagen musste. Einige Leute hatten alle Spannkraft derartig verloren, dass sie lieber liegen bleiben und sterben wollten, als sich weiter zu bemühen, bis der Stock seinen auffrischenden Einfluss geltend machte.

Auf dem weitem Marsch kamen wir nach Kikawo, jedoch nicht ganz ohne Abenteuer. Ich hatte mich von den Leuten getrennt und pürschte allein vorwärts, als ich plötzlich aus einem Gebüsch hervortretend vor einem Rhinoceros stand. Im Nu hatte ich die Flinte an der Schulter, pang klang es, aber gefolgt von einem lauten Aufschrei meinerseits, da der Bügel des Drückers beim Rückstoss des Gewehres gegen ein Nagelgeschwür eines Fingers schlug, welche Geschwulst ich in diesem Augenblick vergessen hatte, bis ich auf so schmerzliche Art daran erinnert wurde. Als ich mich vor Schmerzen krümmte, dachte ich weder an das Rhinoceros noch an sonst etwas; ich sah blos, dass das Thier gleich mir herumfuhr, als sei es von dem Schuss geblendet, bis es wieder zu sich kam und sich langsam wegdrückte. Ich machte keine Anstalten, ihm zu folgen, sondern ging mit zuckender Miene weg, meine Leute wieder aufzusuchen, welche beim Anblick meiner schmerzhaften Züge und des vorsichtig getragenen Arms glaubten, dass mir ein ernsthafter Unfall zugestossen sei.

Als wir uns Kikawo näherten, wurde unsere Aufmerksam-

keit völlig in Anspruch genommen und mein Finger vergessen über einem Schall, der so vollständig dem Gebrüll eines Löwen glich, dass wir wie Bildsäulen stehen blieben und auf jedem Gesicht das Wort „Löwe“ zu lesen war. Aber mit einem mal angefeuert durch den Gedanken, eins dieser majestätischen Thiere zu schießen, schritten wir wieder vorwärts, um es mit der nöthigen Vorsicht zu beschleichen. Näher und näher kamen wir, von Stein zu Stein und Busch zu Busch kriechend, mit schweisstriefenden Gesichtern und vor Erregung klopfenden Herzen. Zuletzt schienen wir nur noch wenige Meter von unserm königlichen Thiere entfernt zu sein und begannen schon Wunder was von unserer Beute zu denken, da wir sie durchaus nicht erblicken konnten. Fragend blickte ich zu meinen Leuten hinüber, was zu thun sei, als wir plötzlich durch den fürchterlichen Ungestüm von über hundert aufspringenden Büffeln überrascht wurden. Wir waren fast mitten unter sie gerathen, ohne sie zu bemerken. In unsern Erwartungen getäuscht und nicht im Stande einen Schuss abzugeben, gingen wir zum Lager zurück.

Am Abend entdeckte Bedue auf der Pürschjagd eine kleine Heerde Elefanten und kam zu Schuss. Am andern Morgen nahm ich Brahim mit mir und hoffte auch an die Elefanten zu kommen. Ihren Spuren vom vorigen Tage folgend, wanderten wir über eine volle Stunde, ohne etwas zu Gesicht zu bekommen. Wir sichteten indessen einen Büffel und ich gab ihm einen Schuss, an welchem er augenscheinlich genug hatte, da er langsam und in tiefem Tone klagend von dannen lief. Wir durften ihm nur sehr vorsichtig folgen, weil es, wenn verwundet, kein gefährlicheres Thier gibt; zuletzt verloren wir seine Spur unter den vielen neuen Spuren, und da wir keine Zeit zum längern Aufenthalt hatten, so gingen wir zum Weriweri, an dessen Ufer meine Leute schon ein Lager

aufgeschlagen hatten. Sie mussten indessen sofort wieder aufbrechen und wir marschirten eilends weiter. Am Uebergangplatze über den Karanga schoss ich einen Wasserbock durchs Herz, sodass er im Feuer fiel, und eine halbe Meile weiter ein Hartebeest aus einer Entfernung von 180 m mit einer Kugel ins Auge.

Wir lagerten am Flusse Kahe, dessen Wasser uns fast bis an den Hals reichte. Am vorigen Tage war er augenscheinlich bis zum Rande voll und gänzlich unpassirbar gewesen. Der nächste Marsch brachte uns zu dem Himu und am 12. Mai waren wir wieder in Taweta.



James Martin.

FÜNFTES KAPITEL.

VORBEREITUNGEN ZU EINEM NEUEN VORSTOSS.

Eilmarsch zur Küste. — Herbe Enttäuschung. — Rette sich wer kann! — 122 km in 22 Stunden. — Vergebliche Bemühungen in Mombas. — Hilfe von Sansibar. — Zweiter Aufbruch von Rabai. — Komische Krisis. — Ein ängstlich gewordener Dieb. — Knappe Flucht. — Das neue Lager in Taweta. — Schilderung des Unterlandes von der Küste aufwärts. — Duruma. — Klima. — Der Kilima-Ndjaru. — Entstehungsgeschichte des Berges. — Der Kratersee Djala.

Es wurde mir nicht gerade leicht, eine ruhige Miene zu bewahren, als ich den Wald betrat und meinen Wataweta- und Suahelifreunden wieder gegenüberstand, von denen ich vor noch nicht einem Monat mich voll fröhlicher Hoffnungen verabschiedet hatte. Aber ich musste gute Miene zum bösen Spiel machen und gleichgültig erscheinen, wenn mir auch vor Enttäuschung die Galle beinahe überlief.

Wenn ich Zeit gehabt hätte, meine Lage klar zu überschauen und unbefangen zu würdigen, so würde ich gezwungen worden sein zuzugeben, dass mein Fall ein verzweifelter sei, und dass meine Karavane wie sie war und solche Führer wie Sadi und Muhinna mir wenig Hoffnung übrigliessen, jemals die Schwelle des Massai-Landes zu überschreiten, oder, wenn es mir gelang, heil wieder zurückzukommen. Ich hatte jedoch das Vertrauen auf meinen Glücksstern noch nicht verloren und kämpfte gegen die

finstern Mächte des Zweifels und der Unsicherheiten an, welche mich gefangen zu nehmen und meine ganze Thatkraft zu lähmen drohten. Eins war mir nämlich völlig klar: ich durfte nimmermehr die Hände in den Schoß legen und über mein Unglück thatlos brüten. Rasches Handeln war vonnöthen. Ich musste mir mehr Waaren verschaffen und etwas mehr Leute; Muhinna, der wie ich überzeugt war verrätherisch gehandelt hatte, musste zur Küste gesandt werden und dort bleiben, falls ein Stellvertreter zu bekommen war. Zuerst dachte ich daran, Martin zu dem Zweck zu entsenden, weil ich die Folgen fürchtete, wenn ich meine jetzt demoralisirten Leute unter seinem Oberbefehl zurückliesse; aber bei fernerer Ueberlegung fand ich doch, dass ich die Aufgabe schneller und zufriedenstellender lösen würde, während bei diesem niedrigen Stande meiner Angelegenheiten längere Unthätigkeit mich offenbar und sicher tödten würde.

Die Schwierigkeiten meiner Lage wurden durch die Handlungsweise meiner Leute noch vermehrt. Sie wurden unverschämt und aufrührerisch und verlangten zur Küste geführt zu werden als sie hörten, dass ich dahin ginge. Sie drohten auszureissen und betrugten sich überhaupt höchst verletzend. Ich blieb jedoch fest und gab nicht ein Jota nach. Die Gewehre wurden ihnen wieder einmal abgenommen und eingeschlossen, und durch strenge Strafen brachte ich sie zur Vernunft zurück, schneller und vollkommener, als sie selber sich gedacht hatten.

Zwei Tage genügten zur Regelung dieser Angelegenheiten und dann wählte ich mir vier Träger, zwei Askari und vier Anführer aus, Muhinna, Makatubu, Brahim und Bedue, und marschirte am 15. Mai ab. Zwei Tagemärsche brachten uns an den Matate, nach einem Marsch von 112 km längs des Weges gemessen. Am dritten Tage erreichten wir Ndara,

wo ich Herrn Wray in seinem Gebirgsstilleben besuchte; er sah gesund aus und wurde nicht mager bei seinen Missionsarbeiten.

Hinter Ndara vollführten wir ein Marschstückchen, wie es in den Annalen afrikanischer Reisen wol noch nicht vorgekommen ist. Man hatte uns gesagt, wir würden reichlich Wasser längs der Strasse finden und jedenfalls würde das kostbare Element zwischen Maungu und Taro anzutreffen sein. Im Vertrauen darauf brachen wir mit Tagesanbruch auf, mit nur etwas Wasser in meiner Flasche. Kurz nach 10 Uhr erreichten wir Maungu und rasteten eine halbe Stunde, um etwas Huhn zu essen. Dabei ging unser Wasser zu Ende, aber wir hielten es nicht für nöthig, Zeit daranzuwenden und den Berg wegen neuer Füllung zu besteigen. Kaum hatten wir indessen Maungu verlassen, als wir an zahlreichen Zeichen wahrnahmen, dass das Land viel trockener war, als bei unserm ersten Durchmarsche; in der That war die ganze Gegend geradezu verbrannt, und kaum ein grüner Grashalm weit und breit zu sehen. Voll Furcht und Bedauern über die Sorglosigkeit, auf Berichte der Eingeborenen uns verlassen zu haben, eilten wir mit beflügelten Schritten vorwärts. Um Mittag spürten wir den ersten Durst in Folge der drückenden Hitze und des ungewöhnlichen Schweisses, aber wie die Hunde stürmten wir vorwärts, beständig und stramm. Im Verlaufe des Nachmittags nahmen wir Kügelchen und Steine in den Mund, um vorübergehend den Durst zu lindern. Die Leute — die besten der ganzen Karavane — fingen an traurig zurückzubleiben, über Schwäche wie über Durst zu klagen, weil das Marschtempo ihnen zu ungewohnt war. Keiner blieb indessen wegen seines Nachbars stehen und derselbe hätte eher sterben können, als dass er Hülfe von seinen Kameraden erhalten hätte. Immer noch hofften wir einige

Tropfen flüssigen Schlammes in einer Pfütze zu finden, welche wir vorher auf unserm Vorbeimarsch angetroffen hatten. Wir mussten sie aber vor Eintritt der Dunkelheit auffinden, sonst würden wir sie leicht verfehlen. Da niemand von uns Lasten trug, so hinderte auch nichts, tüchtig auszuscreiten, und das geschah denn auch mit dem Erfolge, dass bald alle zurückblieben mit Ausnahme von Bedue, welcher, obgleich der faulste von allen, doch wenn er wollte ausgezeichnet rennen konnte. Selbst mein selten geschlagener Brahim gab sachte klein bei, und bald sah und hörte ich weiter nichts als das eintönige knisternde Knirschen meiner schweren Stiefeln auf dem losen trockenen Sande. Durch die starke Hitze, das Gewicht der Stiefeln und die unaufhörliche Reibung waren meine Füsse am Siedepunkt angelangt.

Gegen Sonnenuntergang näherten wir uns dem Loche, in welchem wir Wasser erwarteten und setzten uns fast in Trab, so ausgedörrt waren wir und so neugierig, ob Wasser da sei oder nicht. Noch einige Schritte, — ein Aufhellen unserer Gesichter, als wir einen vielversprechenden köstlichen Ring herrlichen grünen Grases erblickten, und dann brachen alle Hoffnungen in nichts zusammen, als wir in den täuschenden Kreis traten und beschämt in das leere Loch schauten. „Beim Himmel! Da ist kein Tropfen darin!“ „Allah! Hapanna maji!“ kam gleichzeitig von unsern Lippen, als ich niedersank, um am Boden auszuruhen, während Bedue mit den Nägeln in die Erde grub, um unten Wasser aufzuspüren — eine vergebliche Arbeit! Ich liess ihn seine Flinte abfeuern, um die Nachzügler glauben zu machen, dass wir Wasser gefunden hätten und sie dadurch zur Eile anzutreiben.

In ungefähr einer halben Stunde, als gerade die Dunkelheit einsetzte, sammelten sie sich um uns in dem Wahne,

ihre Leiden seien vorüber. Ich schämte mich meiner List, angesichts der tiefen Enttäuschung meiner Leute, welche den Durst schwerer fühlten als ich; denn obwol sie für gewöhnlich sehr wenig Wasser trinken, so klappen sie überraschend schnell zusammen, wenn sie das wenige nicht bekommen; weshalb ich auch in Berücksichtigung anderer Proben von Leistungsfähigkeit nach meiner ganzen Erfahrung zu dem Schlusse gekommen bin, dass jeder abgehärtete Engländer jeden gewöhnlichen Küstenneger im Dauerlauf schlagen kann. Dieser thut sein Bestes im Anfang, der erstere scheint von Stunde zu Stunde mehr zu leisten. Ich habe bisjetzt keinen Neger angetroffen, der es mit mir, sei es im kurzen Schnelllauf oder im langen stetigen Dauerlauf aufgenommen hätte.

Als die Klagelieder allseitig verklungen waren, gingen wir miteinander zu Rathe, was jetzt zu thun sei. Einstimmig wurde beschlossen, weil der übrige Theil des Weges frei vor uns liege, so dornig er auch sei, dass es am besten sei direct weiter zu marschiren, da es uns das Leben kosten könne, wollten wir bis zum andern Tage warten und in der fürchterlichen Hitze ohne einen Tropfen Wasser weiter rennen.

Als wir zu diesem Entschluss gekommen waren, sprangen wir sofort auf die Füße, riefen einander ein *saive qui peut* zu und trotteten vorwärts, so gut es jeder konnte. Wir dachten an keine Löwen auf unserm Wege, noch fürchteten wir den widerlichen Laut der Hyänen — denn in diesen Wildnissen ruhten sie nur am Tage, des Nachts aber machten sie weite Gänge, um sich Fleisch und Wasser zu verschaffen. Stillschweigend drängten wir durch die tiefe Finsterniss vorwärts, mehr mit den Füßen in den Spuren der jährlichen Karavananen hintastend, als dass wir irgendetwas hätten sehen können. Ueberhängende Zweige schlugen uns ins Gesicht und Dornen zerkratzten die zum Schutz ausgestreckten Hände,

aber standhaft unterdrückten wir alle Schmerzensschreie und warnten blos die Nachfolgenden, vor ihnen auf der Hut zu sein.

Um Mitternacht begann das sich ansammelnde Gewölk, welches den Himmel überzog, einen Sprühregen herniederzusenden, welcher uns mächtig erfrischte, und kurz nachher verkündete uns ein starkes Sausen und Rauschen aus weiter Ferne, dass ein Sturm zu erwarten sei. Allmählich rückte er näher, dem Rieselregen folgten schwere Tropfen, welche kräftig auf die Bäume niederklatschten, und wir begrüßten den bevorstehenden Regenguss mit lautem Entzücken. Das Taschentuch wurde über den Kopf gelegt, bis es rasch durchtränkt war, und dann mit innigem Behagen ausgesogen. Innerlich gut gestärkt, wenn auch in anderer Beziehung unbehaglich genug, hasteten wir vorwärts und dachten immer, wir müssten gleich in Taro sein, um uns immer wieder getäuscht zu sehen.

Um 3 Uhr morgens stiegen wir jedoch zu unserer grossen Freude einen Hügelrücken hinunter, der sicher nahe bei Taro liegen musste. Mit heiserer Stimme rief ich die Nachricht zurück, bekam aber nur eine Antwort wie von einer Grabestimme von Songoro, „meinem Jungen“, welcher jetzt mein einziger Begleiter war. Bedue war zurückgeblieben, Brahim war zu seinem grossen Leidwesen den ganzen Tag nicht recht sichtbar gewesen, und Songoro war unerwarteterweise in den Vortrab gekommen. Meine jetzt furchtbar empfindlichen Füsse überzeugten mich des weitern, dass wir dem Wasser nahe waren, denn als ich jetzt auf das feste nackte Gestein der Ungurunga trat, konnte ich die Höllenschmerzen kaum aushalten. Mir war als ginge ich auf Dornen, so wehe that jeder Schritt. Etwas weiterhin stolperte ich in ein Loch, wobei ich beinahe ein Bein brach und einen schmerz-

haften Stoss erhielt. Mich aufraffend trampelte ich einige Schritte weiter, um sofort buchstäblich in einen Wasserpfuhl zu plumpsen; da trank ich freilich bis ich „beinahe barst“ und warf mich dann auf die nackten Felsen, da es eitle Mühe war, in der dunkeln Nacht ein besseres Obdach zu suchen, oder in dem strömenden Regen ein Feuer anzumachen; unbekümmert um die Elemente und die drohende Gefahr, von wilden Bestien angefallen zu werden, fiel ich hier in tiefen Schlaf, in welchem mich nur einige Leute störten, die sich nach dem Wasser hintasteten und dabei über mich fielen.

Als ich am Morgen erwachte, empfand ich zu meinem Erstaunen gar keine üblen Folgen, weder von dem Schlaf im Freien noch von dem übermässigen Trinken. Letzteres wurde darum wiederholt und dann erholte ich mich vollends durch ein Bad in einem etwas weiterhin gefundenen Wasserloche im Felsenrunde; Brahim und Bedue hatten das Wasser während der Nacht entdeckt. Mit vieler Mühe gelang es ihnen, Feuer anzumachen, an welchem ich Stück für Stück mein Zeug trocknete, während ich daneben sass und etwas gekochten Mais mit grossem Appetite verzehrte. Die andern Leute, welche liegengeblieben waren, wo der Regen sie überfallen, kamen allmählich einzeln oder paarweise heran, und bald waren wir alle versammelt, um einen befriedigenden Rückblick auf unsern 22stündigen March zu werfen, welcher uns nicht weniger als 110 km vorwärts gebracht hatte. In der Luftlinie betrug die Entfernung von Ndara nach Taro 85 km; wer aber den wunderbar schlangenartigen Verlauf eines afrikanischen Fussweges kennt, wird mir zugeben, dass ich mit 110 km der Wahrheit gewiss so nahe als möglich komme.

Nachdem wir ein wenig gegessen und ausgeruht hatten,

brachen wir um 11 Uhr vormittags auf, marschirten indessen behutsam, weil unsere versengten Füsse höchst empfindlich waren. Spät am Abend machten wir bei einem Ungurungahalt und brachten eine zweite, noch schlimmere Nacht als Rebmann unter seinem historischen Regenschirm, im Freien zu. Am nächsten Morgen zogen wir mit nassen Kleidern im strömenden Regen und ohne einen Bissen Nahrung weiter. Ermüdet wie wir waren, wurden die schlüpfrigen lehmigen Fusspfade zu einer neuen Qual für uns. Das ganze Land hatte ein merkwürdig anderes Aussehen als bei unserm Durchmarsche vor zwei Monaten. Damals war alles verbrannt, das Laub der Bäume gelb und dürr. Jetzt war das Land in der Nähe der Küste buchstäblich von Wasser durchtränkt. Ein frisches zartes grünes Graskleid bedeckte den Boden. Die Bäume schlugen zu neuem Leben aus und trieben neue Blätter und Sprossen. Zahlreiche Blüten erheiterten das flache Land wie die Gärten und versprachen reiche Ernten von Körnern und Gemüsen. Der Ngombe-Nullah, den wir vorher trockenen Fusses passirt hatten, war jetzt ein rauschender Fluss, den wir kaum durchwaten konnten.

Um Mittag machten wir halt, um einige Maiskolben zu kochen, und nahmen dann unsern Marsch wieder auf, bis wir durch Kwale kamen und dort das entfernte Rollen der oceanischen Brandung auf den Korallenriffen vernahmen; kurz nach 4 Uhr waren wir dann in der Missionsstation Rabai, wo wir unter grosser Unruhe und Verwunderung begrüsst wurden. In sechs Märschen hatten wir so 220 km in der Luftlinie zurückgelegt; fügen wir äusserst mässig gerechnet für Umwege und Windungen die Hälfte hinzu, so kommt ein wirklicher Marsch von 330 km, d. h. 55 km täglich heraus. Meine Leute waren alle nahezu erschöpft. Ich litt besonders an empfindlichen abgehäuteten Füßen, infolge des un-

aufhörlichen Gehens in brennender Hitze oder in nassen Stiefeln.

Mein Erstes war, von Mombas einen Brief nach Sansibar zu schicken, mit welchem Brahim sich nach Pangani aufmachte, wo er auch nach fünf Tagen ankam.

Ich will den Leser nicht ermüden durch eine langweilige Erzählung aller Erlebnisse während meines erzwungenen Aufenthalts zu Mombas; wie meine Versuche, einen Ersatzmann für Muhinna zu bekommen, fehlschlügen, während Muhinna selber keine Ahnung davon hatte, dass er mir verdächtig geworden war; wie ich fast gar keine neuen Leute anwerben konnte, von denen einige mich bis Taweta, andere zu den Massai begleiten sollten; und wie sehr mich das Betragen derer ärgerte, welche ich endlich anwarb, obgleich ich meinem Schöpfer danken musste, dass er mich nicht die ursprüngliche Karavane ganz an der Küste hatte anwerben lassen. Meine Stimmung wurde nicht gerade verbessert durch eine Menge Blutgeschwüre, infolge deren ich keine Ruhe finden konnte, welche Lage ich auch annehmen mochte. Der einzige Lichtblick in dieser Oede war die grossmüthige Gastfreundschaft der Herren Lane und Taylor, welche mich nicht allein als ihren Lieblingsgast behandelten, sondern überhaupt alles thaten, womit sie mir beistehen konnten.¹

Am 5. Juni wurde ich durch das Rasseln einer Ankerkette überrascht und erblickte von Taylor's Veranda zu meiner grossen Freude meinen alten Freund: Ihrer Britishen Majestät

¹ Es ist bezeichnend, dass Thomson niemals des gleichzeitig an der Küste und im Binnenlande anwesenden Landsmanns Johnston, des Kongofahrers, erwähnt, der für seine Reisepläne nach dem Kilima-Ndjaru, den er botanisch untersuchen wollte, keinerlei Unterstützung bei den Missionaren fand, weil — er ihr Treiben in Westafrika etwas unvorsichtig der Wahrheit gemäss geschildert hatte. Johnston war von Anfang Juni bis Ende November 1883 auf dem Kilima-Ndjaru.

Dampfschlepper Nr. 11, sonst bekannt unter dem Namen „Suez“. Oberst Miles hatte nach Empfang meines Briefes sofort meine Wünsche zu erfüllen gesucht und im Laufe eines Tages alles zusammengebracht; da zu dieser Jahreszeit keine Dau nach Norden hinauffahren konnte, so hatte er Kapitän Luxmore veranlasst den Schlepper herzuleihen. Derselbe brachte auch freundliche Grüsse von Frau Miles, welche eine besondere Schachtel mit allerlei guten Sachen beige packt hatte. Am willkommensten von allem waren jedoch Briefe von beiden, worin sie ihre feste Hoffnung auf meinen endlichen Erfolg aussprachen und mich ermutigten, einen neuen Versuch zu machen. Ich bedurfte dringend solcher Anregung und sie hatte denn auch die ohne Zweifel gewünschte Wirkung. Völlig überrascht wurde ich durch Grüsse vom Sultan, ein Geschenk von drei Dosen Schiesspulver und einen Brief Seiner Hoheit an Dugumbi von Taweta, den ich hier in Uebersetzung folgen lasse:

„Von S. K. Hoheit Seijid-Barghasch bin Said.

An Dugumbi, den Sklaven von Saleh bin Salem“.

(Nach den Begrüssungen.) „Unser Freund Thomson reist ins Innere, und wird wahrscheinlich durch Deinen District kommen. Ich wünsche, dass Du Dich ihm zur Verfügung stellst und ihn mit vollkommener Achtung behandelst. Dulde nicht, dass sich jemand ihm widersetzt und trage Sorge, dass er keinerlei Unbill erfährt, denn er ist unser geachteter Freund. Salaams u. s. w.“

Ich beeilte jetzt meine Vorbereitungen noch mehr, beendigte meine Briefe und würde in einigen Tagen haben aufbrechen können, wenn nicht fast alle meine Leute mich so aufgehalten hätten. Sie verlangten mehr Lohn, liefen weg oder waren mehrere Tage hintereinander betrunken. Sicherlich war es Muhinna, der überall zum Schlimmen rieth, und

nach Kräften zum Unfug beitrug, ohne aber sich der Gefahr auszusetzen, direct als der Uebelthäter erkannt zu werden, oder meine Abreise geradezu unmöglich zu machen. Ich kam bald in die Lage, dass ich mit Schrecken daran dachte, wenn ich einmal einem Hauptschuldigen eine Kugel durch den Kopf jagen würde. Einige fing ich auf und sperrte sie ein. Andere waren weggelaufen und wurden in der Festung zur Vernunft gebracht. Die Häuser derer, welche nicht wieder aufgefunden werden konnten, wurden mit Beschlagnahme belegt, die Familien hinausgejagt und dann zum Verkauf angeboten. Diese entschlossenen Massregeln hatten eine sehr heilsame Wirkung, sodass ich zuletzt nach vielem Aufenthalt doch zum zweiten mal in Rabai marschfertig eintraf und am 19. Juni mit nachstehender bemerkenswerthen Gesellschaft abrückte. Sie bestand aus 25 Leuten aus Mombas, 8 Missionsjungen aus Frere-Town, 12 desgleichen aus Rabai, 8 Sansibarern (der ursprünglichen Mannschaft), 7 Waduruma, 7 Wateita und 1 Mnjika. Sie trugen 21 Lasten Senenge (dicken Eisendraht), 10 Lasten Tuch, 5 Lasten Perlen, 3 Schiesspulver, 2 Vorräthe und verschiedene andere Sachen.

Meine Leser wollen mir die Einzelheiten des Rückweges nach Ndara erlassen. Unsere Erfahrungen waren dieselben wie auf dem ersten Ausmarsch; bloß waren wir viel schwerer beladen. Bevor wir Gorah erreichten, liefen zwei Waduruma weg; hinter Taro drei Mombaser, unter dem Schutz eines nächtlichen Marsches. Vor Maungu trugen schon alle Anführer u. s. w. Lasten, während ich allein den Berg hinauf und mit Wasser beladen zurückkam, um die Müdesten zu erquicken. Dann trug auch ich eine Last auf der eigenen Schulter. Einige schliefen die ganze Nacht ohne Wasser.

Als ich Ndara erreicht hatte, besuchte ich zum dritten mal Herrn Wray, der ebenso kräftig und wohlgenährt, doch

nicht ganz so vergnügt aussah, wie ein beliebiges Urbild eines englischen Pächters. Ich erfuhr bald, dass er sich nichts weniger als sicher und wohnlich unter seiner urwüchsigen Wateitaheerde fühle, und seine Gedanken sich in den



Borassus-Palme.

unheilvollsten Möglichkeiten ergingen. Er hatte stets einen Revolver zum Griff fertig liegen, und ausserdem sich Extragewehre zugelegt. Er sprach davon, einige Oeffnungen seines Hauses zu verschliessen, in welche man mit Pfeilen hineinschiessen könnte, und die Strasse zu verschanzen, im Fall ein Rückzug nothwendig werden sollte. Die Aeltesten des

Ortes hatten seine schwachen Seiten entdeckt und stellten die absurdesten Forderungen. Bei meiner Ankunft hatten sie gerade ein feierliches Conclave abgehalten und unter sich einen Tarif vereinbart, zu welchem er kaufen sollte, was sie die Güte haben würden ihm zu bringen. Was hatte er bei ihnen zu schaffen, wenn er nicht ihr Elfenbein oder ihre Sklaven kaufen wolle? „Wir sehen, Ihr thut nichts!“ war ihre beständige Bemerkung. Alles dies beschäftigte Herrn Wray's Geist in hohem Grade, störte jedoch glücklicherweise seinen Appetit nicht, wenn er auch sehr froh war, mich in dieser Krisis bei sich zu wissen.

Andern Tags kam die Sache zur Entscheidung. Wieder einmal versammelten sie sich, um sein Haus zu blockiren und ihre Forderungen zu erneuern. Ich befahl ihnen, aus dem Wege zu gehen. Sie gingen wol längs des Fusspfades ein wenig beiseite, setzten sich dort aber hin und erlaubten dem Missionsjungen nicht hinunterzugehen um Wasser zu holen. Bis dahin hatte ich es noch nicht für nöthig gehalten, mich in diese ungemein lächerliche Geschichte einzumischen, aber jetzt, da ich mein Frühstück bedroht sah, hielt ich die Zeit für gekommen, Herrn Wray zu zeigen, wie man solche Angelegenheiten in Afrika behandeln soll. Ich ergriff also einen Stock, legte meine ehrwürdigste Amtsmiene an, und trat rasch auf die grauköpfigen alten Sünder zu. Mit gehobenem Stock und bluttriefenden Drohungen gab ich ihnen zu verstehen, dass, wenn sie fechten wollten, ich bereit wäre ihnen gegenüberzutreten, da ich nach ihrem Blute dürstete. Dann ergriff ich den Rädelsführer, schüttelte ihn derb durch und gab ihm einen Fusstritt auf den Bauch, um seine Abfuhr zu beschleunigen. Dann schrie ich ihnen zu, wenn sich noch einer wieder beim Hause sehen liesse, so würde ich ihn wie eine Hyäne niederschliessen! Aber sie

flohen schon in toller Flucht, während Wray des Wunders voll war über dies kurzhandige Verfahren. Hoffentlich ist er gelehriger Zögling und ein leibhaftiges Mitglied der streitbaren Kirche geworden, dann wird es ihm bei seinen Eingeborenen nicht an Achtung fehlen.

Die Hyänen sollen gerade in Ndara äusserst gefrässig sein, öfters Kinder aus den Hütten rauben und Leute des Nachts tödten. Wray zeigte mir auch einen in den Bergen gefangenen Luchs.

Zu meinen Leuten zurückgekehrt, musste ich auch noch den Missionsjungen von Rabai den Kopf zurechtsetzen. Sie verlangten entweder eine Erhöhung ihres Lohns oder eine Herabminderung ihrer Traglasten, und wollten desertiren, wenn ich nicht nachgäbe. Ich lachte sie aus und gab ihnen anheim, das letztere zu versuchen; wenn sie meinen Kugeln entgingen, würden sie einige Monate auf der Festung brummen müssen. Sie gaben sehr bald nach, als sie merkten, dass meine Methode mit Unzufriedenen umzugehen etwas verschieden sei von der milden Weise der Missionare, welche sie durch ihre falschverstandene Güte doch nur verziehen und sie viel zu sehr als ihresgleichen behandeln.

In Gnambua (Maina's Dorf) überraschte mich der achtungsvolle Empfang, der so gänzlich von der Unruhe und Räuberei bei meinem ersten Besuche abstach. Die Ursache sollte ich bald erfahren. Einer der Leute, welche die beiden Flinten aus dem Lager gestohlen hatten, starb einige Tage darauf, und dies wurde natürlich meinen schwarzen Künstlern zugeschrieben, dass der andere Dieb darüber so erschrak, dass er wirklich nach Taweta lief und die Flinte zu meiner nicht geringen Genugthuung zurücklieferte. Die Mschawi hielten mich jetzt für einen mächtigen Gelehrten oder Schwarzkünstler und respectirten mich demgemäss.

Während wir hier anhielten, um Nahrungsmittel für den Marsch nach Taweta einzukaufen, beschloss ich in Eilmärschen mich nach Taweta zu begeben, um von da eine Abtheilung Leute zurückzusenden, die Wasser und Proviant für die Rekruten tragen sollten, weil es auf dem Wege bis Lanjora nichts von alledem gab.

Ich nahm also Brahim und Songoro als einzige Begleiter mit mir und trat um Mittag meine gewagte Reise durch die Wüste an. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir unsern frühern Lagerplatz Mbujuni, rasteten eine halbe Stunde, theilten uns in ein gebratenes Huhn und tranken etwas Wasser aus unsern Kalabassen. Dann brachen wir wieder auf und trabten in die klare sternhelle Nacht hinaus. Wir wurden zuweilen von galopirenden Zebras oder aus unserm Pfade aufspringenden Antilopen erschreckt, und mehr als einmal wurde uns unheimlich zu Muthe über dem entfernten, Schrecken verbreitenden Gebrüll der Löwen. Indessen stolpterten wir weiter und strauchelten einen frühern Fussweg entlang, welchen häufiger Regen in ein unregelmässiges Brachfeld verwandelt hatte, das wir nur mit äusserster Mühe überschreiten konnten, weil bald unsere Füsse gegen die Knöchel stiessen, bald wir uns fast den Fuss vertraten und verschiedentlich in die Knie stürzten. Endlich gegen 2 Uhr früh kamen wir nach Lanjora, verloren aber in der herrschenden tiefen Finsterniss den Fussweg und konnten kein Wasser finden. Wir beschlossen deshalb bis zum Morgen anzuhalten, so wenig angenehm die Lage der Dinge auch war. Nichts als Dornen ringsum, und die Versuche, etwas Brennholz aufzufinden, endeten lediglich in schmerzvollen Schrammen und der Entdeckung weniger kleiner Stücke. Mit einiger Mühe gelang es uns sie anzuzünden, gerade als wir uns höchst ungemüthlich zu fühlen anfangen, weil ein Löwe in unserer

unmittelbaren Nähe brüllte. Endlich flackerte das Feuer auf, genug um die nervöse Furcht auf unsern Gesichtern zu verrathen. Uns gegenseitig anblickend fühlten wir denselben Gedanken durch unsere Seelen ziehen und lachten uns etwas dumm und angstvoll zu.

Der Löwe fuhr fort, in Pausen zu brüllen und schlich offenbar im Kreise um uns herum. Dies hielt uns eine Zeit lang wach, und obgleich unser Feuer so klein als möglich war und bald ganz auszugehen drohte, so fühlten wir uns doch einigermaßen sicher, obgleich wir an Schlaf nicht denken durften. Endlich jedoch hörte das Brüllen auf; unser Feuer flackerte nur noch eben, aber wir waren todtmüde und darum zu schläfrig und sorglos, um mehr Brennholz zu suchen, zumal wir in der finstern Wildniss es auch nicht wagten; dennoch mussten wir noch etwas sammeln und beschlossen deshalb miteinander auszuschwärmen. Brahim und Songoro krabbelten herum in den Gebüschchen und ich stand schussbereit über ihnen in die pechfinstere Nacht hinausstierend, während „Toby“, ein kleiner Halbblut-Dachshund, ein Geschenk des Herrn Taylor, sich in tödlicher Angst an meine Fersen hing. Nachdem wir einiges Reisholz gefunden hatten, kehrten wir eiligst zurück, als hätten wir eine elektrische Ladung im Leibe. Jetzt wurde beschlossen, dass einer wachen sollte, während die andern versuchten zu schlafen. Songoro nahm die erste Wache, und todtmüde wie wir waren, schiefen wir bald den Schlaf der Gerechten.

Doch schläft man in solchen Lagen nicht so fest wie im bequemen Bett zu Hause, und es war gut für uns, dass wir das eine Ohr offen gelassen hatten. Ein seltsames schreckhaftes Winseln liess uns plötzlich in die Höhe und wie auf Verabredung gleichzeitig ins Feuer fahren, dass eine Funken-

garbe sich zum Himmel erhob. Unsere Gewehre, welche wir auch im Schlafe nicht weggelegt hatten, im Anschlage, wandten wir uns vom Feuer ab, um gebückt mit vorgestrecktem Gesicht und angehaltenem Athem in die Finsterniss hinauszustieren. Keine Creatur liess sich sehen; aber ein leises Rascheln im Grase dort verrieth, dass wir gefährlichen Besuch hatten, ohne Zweifel den Löwen. Umblickend sahen wir, dass das Gewinsel von Toby herrührte, der an allen Gliedern zitterte und noch schreckhafte Laute von sich gab. Er hatte uns ohne Zweifel vor einem schauerlichen Tode bewahrt, da Songoro, seiner Müdigkeit unterliegend, eingeschlafen war und das Feuer fast hatte ausgehen lassen. Brahim übernahm jetzt die Wache, und wir waren bald wieder eingeschlafen, ohne uns um etwas zu kümmern; glücklicherweise blieben wir ungestört, bis ein zwielihtartiges Hell sich in dunkle Karmoisinröthe verwandelte und uns anzeigte, dass es Tag werden wollte.

Noch drei Stunden, und wir betraten zum dritten mal die schattigen Tiefen des Waldes von Taweta und riefen mit unsern Schüssen donnerndes Echo wach. Rasch waren wir von unsern Trägern und den Suahelikaufleuten umringt, welche wie toll umherliefen, ihre Gewehre abfeuerten, mir die Hände drückten und küssten, und sich in lautesten Begrüssungen ergingen. Bald war alle Besorgniss verschwunden, da jedermann mir bestätigte, dass alles in Ordnung sei. Dann begegnete ich Martin, der bleich und mager aussah, und von seinen Gefühlen so überwältigt war, dass er mir nur stumm die Hand drückte, als er mich zu unsern Wohnungen geleitete. Zu meiner freudigen Ueberraschung wurde ich mitten in ein hübsches bäuerliches Dorf geführt, an einer Stelle, wo einst das höchste Röhricht stand. Mitten im Kreise hübsch gebauter Häuschen stand eine schöne Ba-

rassa oder Palaverhaus, welches nach der Mode der Araber zu Berathungen bestimmt war. Von einem schlanken Pfahl wehte die englische Flagge, und zeigte stolz ihre Farben hoch oben in der Luft. Kaum durfte ich meinen Augen trauen, dass diese zauberische Umwandlung Martin's Werk und dies unsere Wohnungen seien. Dann wurde ich in unsere



Das neue Lager in Taweta.

eigene lauschige, von Gras aufgebaute Hütte geführt, und während ich den innern und äussern Menschen erfrischte, vernahm ich mit hohem Interesse Martin's Bericht über seine Leiden und Mühen.

Und jetzt einmal wieder von den Bequemlichkeiten eines eigenen Heims umgeben, wollen wir uns den Luxus eines „geographischen Stubengelehrten“ gestatten, und in unserer

Phantasie ein zusammenfassendes Bild der hauptsächlichsten geographischen Grundzüge der Küstenregion bis zum Kilima-Ndjaro entwerfen; denn ohne eine solche Uebersicht fehlt doch eigentlich unserer Erzählung das eigentliche Knochengerüst; unser Reisebericht würde wissenschaftlich von keiner Bedeutung sein.

Auch wer nur ganz gelegentlich einmal afrikanische Reisebeschreibungen gelesen hat, muss davon überrascht worden sein, dass die von mir von der Strecke Landes bis Taweta gegebenen Schilderungen eine Gegend andeuten, welche völlig verschieden ist von derjenigen, die ihm aus den Werken von Burton und Speke, Cameron, Stanley und selbst aus meinen eigenen frühern Reisebeschreibungen entgegenzutreten pflegt. In allen diesen Erzählungen lesen wir von einem schmalen Striche Küstenlandes, welches nach Westen hin vor einer prächtigen Bergkette oder besser einem sich abdachenden Hochland endigt, das sich plötzlich aus der Ebene erhebt, bis zu den Wolken aufthürmt, und allen Versuchen ins Innere vorzudringen eine Schranke vorzulegen scheint. Welchen Weg man auch einschlagen mag, die Hauptzüge bleiben immer dieselben. Man reise über Saadani durch Useguha, über Bagamojo durch Ukami und Usagara, oder durch Usaramo, Chutu und die Berge von Rufuta, oder noch weiter südlich durch Usaramo, Chutu, Mahenge nach Uhehe, überall findet man erst den niedrigen, sich langsam erhebenden Küstenstreifen und dann die malerische schroff aufsteigende Gebirgsschranke, bevor das eigentliche Innere zu erreichen ist. Dieses südlichere Reisegebiet hat noch andere Eigenthümlichkeiten. In der Weise unserer alten Sagen können wir uns vorstellen, dass irgendein allmächtiger böser Geist über das Land herrscht, ein liebliches Mädchen oder einen grossen Schatz im Innern verborgen

hüet, es mit einem schreckenerfüllten Lande umgeben habe und dasselbe durch die schlimmsten Ungeheuer, Krankheit, Finsterniss und Wildniss bewachen lasse. Das Land ist die pestilenzialische Küstenregion, in welcher so mancher abenteuernde irrende Ritter der Neuzeit bei seinem Versuche, der Welt die Zaubergeister Afrikas zu enthüllen, zum Tode verurtheilt worden ist. Welchen Reiseweg der Reisende auch wählen mag, überall findet er ungesunde Sümpfe und Marschen, die von widrigem, kriechendem, schleimigem Gethier wimmeln, und durch welche er stundenlang waten muss. Und verlässt er den Sumpf, so gleitet und stolpert er über schwarzen stinkenden Schlamm, aus welchem übelriechende Sumpfluft aufsteigt. Der Regen fällt häufig in Strömen, und zahlreiche fast nicht zu durchwatende Flussläufe verlegen ihm den Weg. Faulende Pflanzen erfüllen die Lüfte mit giftigen Gasen und das Trinkwasser ist von Keimstoffen zu Krankheiten erfüllt. Alles würde noch zu ertragen sein, hätte er blos mit diesen äussern Schwierigkeiten zu kämpfen, aber das ist nicht der Fall. Die bösen Geister der Krankheit, losgelassen wie Höllenhunde, legen Hand an ihn. Sie zeigen sich nicht in greifbarer Gestalt, aber sie steigen aus jedem Sumpfe, jedem Morast, jeder Schlammstrecke unsichtbar auf. Er athmet sie ein in jedem Athemzug und trinkt sie in jedem Schluck Wasser. Das Fieber schüttelt ihn mit mächtiger Faust, bis seine Zähne klappern, der Durchfall sendet seine giftigen Pfeile bis in die edelsten Lebenstheile, und das Fieber hängt sich um ihn wie Nessus' Schürze und verkohlt sein Herz. Man glaube nicht, dass das Gemälde übertrieben ist, es ist völlig naturgetreu. Ich spreche aus theurer Erfahrung und ich brauche meine Leser nur auf fast jedes Reise-
werk zu verweisen, wo sie die Belege finden werden. Freilich geht es gerade nicht immer so, und ohne Zweifel wird

genaueres Studium der Jahreszeiten und der besten Reiseumate die Erfahrungen späterer Reisenden gelinder gestalten.

Der aufmerksame, mit diesen üblichen Erfahrungen vertraute Leser, wird bemerkt haben, dass das von uns bis Taweta durchwanderte Land keineswegs diese Grundzüge theilt. Wir haben keine pestilenzialische Küstenregion angetroffen, und obgleich wir mitten in der Regenzeit unterwegs waren, haben wir weder Sümpfe noch Moräste gesehen. Im Gegentheil, wir haben unter dem Mangel an Wasser gelitten, indem wir eine im ganzen recht dürre Gegend durchwanderten. Auch hatten wir weder ein sich abdachendes Hochland zu ersteigen, noch über eine Bergkette zu klettern. Eine leichte, dem Auge nicht bemerkbare Steigung des Landes hat uns sanft und leicht über ein wellenartiges Land hinweggeführt, welches sich bei Taweta bis zu 720 m Höhe erhebt. Wir haben allerdings einen schmalen niedrigen Strich in der Nähe der Küste durchquert und sind bis Rabai rasch in plötzlicher Steigung zu 220 m Höhe emporgestiegen, aber darum ist die Landschaft in keinerlei Hinsicht den weiter südlich belegenen Küstenstrichen gleichzustellen. In geologischer Beziehung stehen sie in durchaus keiner Verbindung; und in geographischer zeigt eine kurze Prüfung, dass die Rabaihügel eine lediglich örtliche Bodenerhebung bedeuten, ohne etwas von dem continentalen Charakter von Küstengebirgen zu besitzen, welche auf ein vorliegendes niedriges Gelände folgen.

Von Rabai bis Unjika durchkreuzen wir das fast ebene Land Duruma, bis der Ngombe-Nullah erreicht ist. Hier wird die Landschaft mannichfaltiger und wir überwinden eine zweite leichte Steigung des Bodens. Bevor wir darauf den Siwa (Teich) Ariangulo oder Taro erreichen, bringt ein stetiges leichtes Steigen uns zu einer Höhe von reichlich 600 m, auf welcher das Ungurunga oder Felsenbecken jener

Gegend liegt. Hinter Taro verlassen wir den Sandstein und die sanft gewellten Flächen, welche geologisch das niedrige Küstenland weiter im Süden vorstellen, und betreten die metamorphische Gegend, welche hier nicht durch eine sich aufthürmende Bergschranke markirt wird, auch äusserlich an der Oberfläche sich durch nichts verräth als durch das blendende Roth des Bodens und den öden und unfruchtbaren Anblick der un bebauten Wüste. Wir befinden uns hier in 630 m Höhe und während der folgenden 130 km bis Taweta steigt der Boden so sanft und unmerklich, dass wir der Hülfe unserer Instrumente bedürfen, um zu beweisen, dass wir wiederum nahezu 90 m gestiegen sind.

Das ganze Land liegt jedoch keineswegs als eine eintönige Ebene vor uns. Weit gefehlt! Die Berge von Teita bringen Abwechslung in das Bild, und beschränken die Aussicht, indem sie angenehme Oasen in der sonst traurigen Landschaft bilden. Sie haben jedoch wenig Verbindung untereinander und können nicht mit dem Gebirge von Usagara verglichen werden, weil sie sich in getrennten Massen aus der Ebene erheben, ohne eine Hochfläche, zu der sie hinauf führten, als Hintergrund zu besitzen. Wie schon bemerkt bilden sie nichts weiter als einen Archipel von Inseln, der sich aus einem schlammigen oder leicht grüngefärbten Meere erhebt, je nachdem man sie mitten in der trockenen oder nassen Jahreszeit durchreist. Ihre Umrisse sind jedoch malerisch, derbe Massen durchsetzen schroff ihre Oberfläche, Abstürze machen einzelne Theile geradezu unzugänglich, Spitzen wechseln mit Domen und Bergrücken von Gneis und granatführendem Schiefer, aus denen die eigentliche Masse des Gebirges besteht. Die Pics von Bura erreichen eine Höhe von 2135 m; der Kasigao oder Kadiaro ist 1633 m, der Ndara 2023 m hoch.

Von Rabai bis Taweta hat der Reisende nicht durch einen einzigen Sumpf oder morastiges Land zu waten. Er würde aber im Gegentheil Gott danken, wenn die Landschaft östlich von Maungu oder westlich von Bura einige derartige Striche enthielte. Auf einer Strecke von beinahe 200 km in der Luftlinie findet er nur einmal fließendes Wasser, den Matatebach, und dieser ist in der Regenzeit selten mehr als 3 m breit und $1\frac{1}{4}$ m tief. Er entspringt näher nach Bura zu und fließt nach Süden. Einige behaupten, er falle in den Wassin, andere lassen ihn sich mit dem Flusse Umba verbinden, und noch andere sind der Ansicht, dass er in der Wildniss verschwinde. Vielleicht ist letztere Ansicht die richtige. In der Nähe seiner Quelle entspringt noch ein anderer etwas grösserer Fluss Namens Voi, welcher östlich um Ndara herumfließt und, wenn auch nicht immer, das Meer ein wenig nördlich von Takaungu erreicht. An der Ostseite von Bura, in den Districten Gnambua und Maina, entspringt noch ein anderes kleines Flässchen, welches auf seinem westlichen Laufe aber bald in der Wüste verschwindet.

Dieser Zustand der Dinge bringt den Reisenden häufig in grosse Verlegenheit um Wasser und zwingt ihn zu den Ungurungas oder Felslöchern, wie solche zu Taro und Gorah gefunden werden, oder zu den weit unzuverlässigern Ansammlungen oder Pfützen von Regenwasser seine Zuflucht zu nehmen, die er auf dem Durchmarsche durch die Wüste bis Taweta gelegentlich antrifft. Dafür hält er sich aber auch durchaus fern von der Quelle von Fiebern und andern Krankheiten, welche der Durchforschung Afrikas an andern Stellen so hinderliche Schranken setzen. Kein Reisender braucht sich vor einer Reise nach dem Binnenlande zu fürchten, wenn er nur etwas Vorsicht beim Trinken übt. Er muss allerdings einige recht starke Tagemärsche ausführen,

aber das bedeutet ja nichts für einen Mann von kräftiger Gesundheit. Dazu wirkt die Luft stets stärkend und erheiternd, im Gegensatz zu der dumpfen, mit Feuchtigkeit beladenen Küsten- und Sumpfluft; Moskitos sind fast unbekannt und in den kühlen Nächten umfängt ihn ein erquickender Schlaf.

In Bezug auf das Klima dieser Gegenden ist am auffälligsten die schmale Grenze, auf welcher sich die Regen des Innern und die der Küste scheiden. Auf meiner ersten Reise nach Taweta trafen wir keinen Regen an der Küste an und konnten bis Taro uns das nöthige Wasser nur schwer verschaffen. An diesem Orte jedoch und darüber hinaus fanden wir überall offenkundige Beweise von Regen beziehungsweise von Regenschauern, welche freilich von dem ausgedörrten Boden so rasch aufgenommen wurden, dass wenig Spuren ausser einigen Pfützen und frischem Grün des Laubes verblieben. März und Juli war die Regenzeit für Teita. Auf meinem Rückwege fanden wir im Mai Regengüsse in Teita, aber die kurze Periode der Schauer ging rasch vorüber und bald verrieth das dürre gelbe Laub den normalen Charakter der umgebenden Ebene. In Taro aber und weiterhin nach der Küste hatten wir jeden Tag einen durchdringenden Regen. Das Land war aufgeweicht und durchtränkt von den heftigen Güssen und die ganze Natur erfüllt von neuem frischen Leben.

Warum aber Taro eine so scharfe Grenzscheide bildet, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls fehlen hervorragende Berge oder sonstige charakteristische Züge zur Erklärung der merkwürdigen Thatsache, die darum aber doch bestehen bleibt. Mögen andere das Räthsel lösen!

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit dem „Berge Olympus dieser Gegend“ zu. Aber ich möchte gleich zu

Anfang die Erklärung abgeben, dass meine schwache Feder vergeblich versuchen wird, eine richtige Vorstellung von diesem kolossalen Berge zu vermitteln, und ich mich viel lieber und sicherer auf den Standpunkt des ungelehrten Massai-Wilden stellen möchte, welcher in seiner Einfalt ehrerbietig vor dem erhabenen Bilde stehen bleibt und es sich als „Ngaje Ngai“, d. h. das Haus Gottes, vorstellt.

Das Wort Kilima-Ndjaro bedeutet nach der gewöhnlichen Auffassung den Berg (Kilima) der Grösse (Ndjaro). Diese Ableitung mag so gut sein wie jede andere, obgleich es wahrscheinlich den „weissen“ Berg bedeutet, weil nach meiner Ansicht in frühern Zeiten das Wort „ndjaro“ „weiss“ bedeutete, was jetzt freilich veraltet, bei verschiedenen Stämmen des Innern indessen noch erhalten geblieben ist. Jede Uebersetzung ist gleich gut und ein Streit ist des unbedeutenden Gegenstandes nicht werth. Bei den Wadjagga geht der Berg überhaupt nicht unter einem Namen, sondern dort werden die beiden Spitzen Kibo und Kimawensi besonders genannt. Bei den Massai, deren Eigennamen stets einen wesentlichen Charakterzug hervorheben, ist er bekannt als der Doenje (Berg) Ebor (weiss) wegen des ewigen Schnees, welcher von dem Dom oder Krater des Kibo herunterstrahlt.

Den Kilima-Ndjaro darf man sich in seiner horizontalen und verticalen Ausbreitung als eine grosse, unregelmässige birnenartige Masse vorstellen, deren grosse Axe von Südost nach Nordwest streicht, und in das Herz von Massai-Land spitz ausläuft. In dieser Richtung ist die Axe beinahe 100 km lang. Die kleine Axe, die senkrecht zur grossen läuft, misst nur etwa 50 km. Wie schon bemerkt zerfällt der Berg in die grosse centrale Masse des Kibo und die kleinere kegelförmige Spitze des Kimawensi. Gegen Nordwesten läuft er in einen langen Bergrücken aus, welcher

allmählich horizontal und vertical zusammenschwindet und sich zur Ebene des Massai-Landes abflacht.

Die südliche Abdachung des gewaltigen Berges (dessen höchste Spitze, den Kibo, von der Decken durch Triangulirung zu nahezu 5800 m bestimmte) bildet die Landschaft Djagga, einer grossen Plattform, Hochfläche oder Terrasse vergleichbar, aus welcher der Dom und der Pic schroff aufsteigen. Diese Hochfläche steigt auf einer Strecke von 16 km von 1220 m bis zu 1830 m an, und besteht aus abgerundeten Berg Rücken, die an ihren breitesten Stellen tiefe Thäler enthalten. Obwol der Charakter dieses Landes an sich äusserst reich und wohlthuend ist und seine mannichfaltigen angebauten Stellen den Reisenden anheimeln, so mindert er doch den Eindruck der imposanten Grösse des Berges ab, weil das Auge über 25 km weit schweifen muss, bevor der Kibo zu einer Höhe von 3660 m sich steil himmelwärts erhebt. Die niedere Landschaft ist trostlos eben und einförmig. Vergebens schaut man aus nach schroffen Felsen, überhängenden Steilwänden, packenden Ecken oder nach Unebenheiten wie Bergspitzen oder sonstigen Auswüchsen. Ueberall weilt der Blick auf wohlgerundeten Umrissen, nichts Wildes ist zu sehen. Nirgendwo bieten sich kräftige Licht- und Schattenpartien; eine düstere Eintönigkeit in Gestalt und Farbe herrscht überall vor. Die Scene verräth überall Solidität und Ruhe und eine ernste Majestät. Die schönsten Wirkungen rufen grosse Haufenwolken hervor, welche um das Antlitz des Berges tollten und wirbeln, bald es ganz einhüllen und verbergen, dann es aufdecken und dabei in Stücke zerreißen, welche unregelmässige Schatten über die Abhänge des Berges werfen. So sieht der Berg auf dem grössern Theile des Weges durch Djagga aus. In der Nähe des grossen westlichen Berg Rückens wird sein Anblick grossartiger, weil hier

die volle Höhe des Berges ununterbrochen vom Fuss bis zum Gipfel vor den Reisenden tritt, nachdem das Plateau von Djagga von ihm verlassen oder es ihm wenigstens nicht mehr hinderlich ist. Dieser Rücken selber, welcher rund um Majame sich herumzieht, bietet Aussichten, welche mehr mit unsern Ideen von Berglandschaften übereinstimmen — eine Anzahl düsterer Schluchten und schwarze Felsen, welche durch die beständige auswaschende Thätigkeit der Flüsse Kikawo, Weriweri und Karanga zerspalten sind. Von hier aus sieht der Kibo höchst imposant aus, weil er sich äusserst steil aus der Schirakette erhebt, und dem Schnee nur stellenweise auf seinen schroffen westlichen Abhängen sich anzusammeln gestattet.

Doch muss man, um unserer Erzählung ein wenig vorzugreifen, nach Norden sich wenden, wenn man den grossartigsten Ausblick auf die ganze Bergmasse gewinnen will. Von einem Standpunkte in der grossen Njiriebene überschaut man aus geringer Entfernung den ganzen Berg in horizontaler wie verticaler Erstreckung, ohne den Kopf zu drehen. Hier erhebt er sich aus einer fast ebenen sandigen Fläche von ungefähr 800 m Meereshöhe zu einer reinen Höhe von fast 5000 m, welche von keiner Unregelmässigkeit oder vortretenden Bergmasse verdeckt wird. Keine Höcker oder Spitzen treten aus dem Mantel des Kegels heraus, keine Schlucht, kein Thal schneidet in dessen Seiten hinein. Links sieht man den grossen Bergkegel des Kimawensi mit nur ein bis zwei leichten zackigen Einschnitten sich sattelförmig vertiefen und dann zu einem Dom von den vollkommensten Verhältnissen sich erheben, in Curven, welche eher eines Bau-meisters Hand, als die gerade Linien verabscheuende Natur geformt haben könnte.

Die Schneehülle zeigt sich hier von ihrer vortheilhaftesten

Seite, da sie einen enganschliessenden, glitzernden, künstlich auf dem massiven Haupte des Kibo aufsitzenden Helm bildet, welcher zuweilen wie der Heiligenschein auf den alten Heiligenbildern aussieht, wenn er unter dem blendenden Strahl der tropischen Sonne funkelt. Die Aehnlichkeit mit einem Heiligenschein wird noch täuschender durch die langen Zungen oder Streifen von Schnee, welche den Berg hinunterziehen und eine Menge Risse oder Riefen ausfüllen, die durch die nagende Thätigkeit des schmelzenden Schnees entstanden sind, welcher in seinem ununterbrochenen Abgange dem beständigen Schneefall das Gleichgewicht hält. Hier noch mehr als an der Südseite entbehrt der Kilima-Ndjaro des malerischen Moments. Man wird nicht betroffen oder verwirrt durch eine Mannichfaltigkeit im einzelnen. Die grossartige Masse allein lässt nur das Gefühl einer göttlichen Ruhe und Grösse aufkommen. Sie erdrückt den Beschauer durch ihre erstaunliche Mächtigkeit. Es ist als wenn man an einem stillen Tage am Meeresufer steht und in die endlose Ferne hinausschaut, welche von jener angenehm träumerischen, zur Ehrfurcht sich steigernden Melancholie erfüllt ist, die manche Ansicht der Natur ihren Verehrern einflösst. Die Natur hält aber dieses Schauspiel für ein zu heiliges, als dass sie seinen Anblick immer gestatten dürfte, und hüllt es deshalb für gewöhnlich in weiche graue Nebel- und Schichtwolken. Zuweilen nur wird die göttliche Wirklichkeit enthüllt, wenn die aufgehende Sonne sie begrüsst und sie in den reichen Farben und dem karmoisinrothen Glühlicht des frühen Tages badet, um sie gleich nachher in den zauberischen gespenstigen Nebel zu hüllen, welcher plötzlich in faustgrossen Ballen sich erhebt und merkwürdig rasch sich ausbreitet, bis nur noch eine helle graue Nebelwand dem Blicke übrigbleibt. Doch nicht immer schliesst das Schauspiel

auf diese Art. Nicht selten entdeckt man den obern Theil des Kibo hoch oben mitten am Himmel, anscheinend losgelöst von jeder Verbindung mit der Erde, klar und hell in blendendem Glanze strahlend, als wäre der Himmel selber dort geöffnet; ein Wunder von Weisse und das herrlichste Wahrzeichen göttlicher Reinheit. Dann zeigt sich der Kilima-Ndjaro im vollsten Glanze. Wenn er sich wie eine Fata-Morgana in des Himmels Höhen abzeichnet, so flösst er dem Beschauer nur, wie schon bemerkt, die Ueberzeugung seiner erstaunlichen Grösse ein, ganz nach den Worten des ehrfürchtigen Massaikriegers „Ngaje Ngai“, das Haus Gottes.

Die merkwürdigste physikalische Thatsache vom ganzen Berge ist jedoch, dass nicht ein einziger Fluss von seinen Hängen herunterfliesst, ausser an der Südseite. In Djagga kann man mehrere Dutzend Bäche zählen, darunter einige von beträchtlicher Stärke, aber sie entspringen alle an dem Südabhange des Berges und bilden in der Ebene sich vereinigend den Panganifluss. Wol entspringen der Lumi und Tsavo an der östlichen Seite des Berges, aber sie treten gleich in voller Grösse an dem Fusse desselben auf. Gewiss entspringen sie in den obern Regionen, fliessen dann aber in unterirdischen Kanälen abwärts. An der Westseite finden wir nur einen kleinen Bach, den Ngare n'Erobi, welcher auch am Fusse entspringt. Nach Norden findet sich nicht ein einziger Bach, der vom Berge herunterkäme oder unten sich weiter ergösse, und das einzige Zeichen ihrer möglichen Anwesenheit sind einige kleine Quellen, welche an verschiedenen Stellen der Njiriwüste entspringen, wo sie kleine Seen bilden oder die ausgedehnten Sümpfe von Njiri speisen. Die Erklärung dieser auffälligen Erscheinung geht über meine Kräfte. Es scheint kein geographischer Grund dafür zu sprechen, und wir müssen deshalb wohl oder übel an-

nehmen, dass eine Besonderheit des innern Gefüges die Richtung der Abwässerung beeinflusst.

Bevor wir die geographische Beschreibung des Berges abschliessen, bleibt noch hervorzuheben, dass der einzige bewohnte Theil desselben das Hochland von Djagga ist, welches mit seinem fruchtbaren Boden und der reichlichen Bewässerung durch zahllose Flösschen, die das Land charakterisiren, alle Vorbedingungen für gedeihlichen Ackerbau auf seiner vorspringenden Terrasse bietet. Doch sind blos die Mitte und die niedrigen Abhänge der Terrasse angebaut, weil die Luft in Höhen von über 1500 m für die Eingeborenen zu kalt und angreifend ist. Obgleich die Terrasse sich nicht bis zur Ostseite des Kimawensi ausdehnt, so wird sie doch von den Wadjagga von Rombo, Useri und Kimangelia bewohnt, welche die niedern Hänge bebauen und sehr zahlreich sind. Djagga theilt sich nämlich in eine Menge kleiner Staaten, welche freilich oft kaum so gross sind als das Landgut eines Edelmanns in Europa. Die Einwohner fechten jedoch wie Bulldoggen um ihren Herd und Hof und liegen beständig im Kriege miteinander. Sie unterhalten nicht den geringsten Verkehr, sondern führen Krieg bis aufs Messer, wo immer sie sich antreffen. Mandara, der bekannteste unter allen Kriegsführern, hat lange Zeit Herrschergelüste gehabt und gemordet und geplündert nach Herzenslust, um sie zu verwirklichen; aber obgleich er die benachbarten Staaten einen nach dem andern verwüstet hat, so hat er doch keinen zur Unterwerfung gezwungen, wenn alles auch der Hungersnoth verfiel; so hartnäckig halten die Bewohner an ihrer Heimat und der Bergesfreiheit fest.

Die ganze Nordseite des Kilima-Ndjaro ist wegen ihrer ungewöhnlichen Steilheit eine Einöde, weil es keine vortretenden Hochflächen gibt; und wäre es auch anders, so

würde schon die Nähe der Massai jedermann von einer Ansiedelung daselbst abschrecken.

Wir können den Kilima-Ndjaro nicht verlassen, ohne ein Wort über seinen Ursprung beizubringen, so schwer es auch der Phantasie werden mag, von der Anschauung des ewigen Schnees sich zu einem Zustand der Dinge zurückzusetzen, in welchem das Feuer die hervorragende Rolle spielte. Ist es nicht in der That schwer, sich vorzustellen, dass die stille Ruhe dieses majestätischen, in seinen eisigen Höhen himmelanstrebenden Berges einstmals nicht existirte, dass hier der Schauplatz der fürchterlichsten und erhabensten Kundgebung der gewaltigen Macht natürlichen Feuers war — dass, wo jetzt der Schnee weich und geräuschlos niederfällt und eine funkelnde Krone von wunderbarer Weisse herstellt, vor Zeiten der geschmolzene Felsen in glühenden Strömen ausgeworfen, oder unter fürchterlichem Donner und Wolken von Dampf himmelwärts emporgeschleudert wurde, um krachend in Trümmern um den Flammenmund wieder niederzustürzen? Kann sich jemand denken, dass dieser kolossale Berg bis in sein Innerstes von mächtigen Geburtswehen erschüttert und zerrissen wurde, oder in fürchterlichen Herzsschlägen erbehte und erzitterte, gleich dem schlanken Rohr vor dem Winde? Und doch hat alles dieses stattgefunden und zwar, im geologischen Sinne gesprochen, erst in neuerer Zeit; denn dort steht der Krater und so vollendet in Gestalt, dass er noch voriges Jahr hätte thätig sein können, während seine Seiten wirklich gerade so beschaffen sind, wie der letzte Aschenfall ihre Oberfläche bestreute. Das ist der Kibo der Jetztzeit.

Versuchen wir die Folge der Ereignisse zu skizziren, welche den Kilima-Ndjaro hervorgebracht haben. Eine Prüfung ergibt, dass wir in dem sägeförmigen Pic und den zerrissenen Seiten des Kimawensi den ursprünglichen Vulkan

zu erblicken haben, welcher ohne Zweifel lange da war, bevor von seinem Nachbar Kibo eine Spur vorhanden war. Nachdem die eingeschlossenen unterirdischen Kräfte Luft bekommen hatten, stieg der Kimawensi in Grösse und Gestalt und vermehrte Höhe und Umfang, indem er Schicht um Schicht, durch einen beständigen Wechsel von Lavaschichten, Geröllmassen und Tufflagern, anwuchs. Wahrscheinlich quoll oder floss das flüssige Innere über, ohne solche schreckliche Ausbrüche, durch welche ganze Berge in die Luft geblasen oder ungeheuere Flächen unter die geschmolzene Flut untergetaucht werden; denn es lässt sich merkwürdigerweise kein Anhaltspunkt dafür finden, dass irgendein Lavastrom sich jemals über den Fuss des Berges ergossen oder Asche sich in nennenswerther Höhe über das umliegende Land angehäuft habe. Gegenwärtig treten die metamorphischen Gesteine an seiner Basis selbst im Osten und Südosten zu Tage, und wir haben keine Veranlassung anzunehmen, dass sie zu irgendeiner Zeit von Lavafelsen bedeckt wurden. In dem Maasse wie diese — für einen Vulkan — gelinde Anhäufung sich vollzog, wurde es den unterirdischen Kräften immer schwerer, die Lava zu der beständig höher steigenden Oeffnung oder Krater zu heben und es musste eine Zeit kommen, wo das Gewicht der Lavasäule den treibenden Kräften unten das Gleichgewicht hielt. Wir können uns wol vorstellen, welch ein fürchterlicher Kampf folgen musste, als die zusammengesprengten Gase mit Gewalt den Druck zu verringern strebten. Ohne Zweifel gelang es ihnen eine Zeit lang, gelegentlich den Alp abzuschütteln und sich einen zeitweiligen Ausweg zu verschaffen. Zuletzt musste es mislingen, und der Vulkan war verurtheilt entweder ausgelöscht zu werden, oder sich eine andere Krateröffnung zu suchen. Nach einigen grossen Erschütterungen trat letzteres ein und ein neuer

Vulkan begann seine Thätigkeit westlich vom Kimawensi. Im Verfolg der Zeit wetteiferte er bald mit seinem Nachbar in Höhe, thürmte sich dann noch höher hinauf und zermalmte das eisgraue — vermuthlich damals schon schneebedeckte — Haupt des Kimawensi mit einem Regen von Felsblöcken, und drohte ihn unter seinen vulkanischen Auswürfen zu begraben. Inzwischen begann auch der jetzt nicht mehr unter der Herrschaft des Feuers stehende Kimawensi, nachdem seine vulkanische Thätigkeit zu Ende gegangen war, vor dem langsam vernichtenden Einfluss äusserer unscheinbarer Kräfte dahinzuschwinden. Regen, Schnee und Frost arbeiteten so tückisch wie beständig an seinem Verderben und seiner Entblössung, indem sie allmählich die lose Asche lösten und wegwuschen, welche einst den Krater bildete, und die fester gefügten Lavafelder unterwühlten und den Berg hinunterspülten, bis endlich der solide Kern, welcher ursprünglich die Krateröffnung verstopft hatte, als ein zerfressener vom Wetter zerzauster Gipfel herausragte, dessen leichte Einsenkung lediglich die Linien des ursprünglichen Kraters verrieth. Die schöne Hohlcurve, welche so charakteristisch ist für grosse Vulkane, ist nur noch von Osten her zu erkennen, und spricht für die einst schönen Verhältnisse des Kimawensi.

Das Schicksal des Kimawensi ereilte auch bald nachher den Kibo. Eine Höhe wurde erreicht, welche allen Versuchen des Vulkans spottete, die Lava bis zur Oberfläche desselben zu heben, und so löschte auch er aus wie jener. Augenscheinlich hatten nun die eingeschlossenen Kräfte ihre ursprüngliche Stärke verloren, oder sie vertändelten ihre furchtbaren Gewalten in der Hervorbringung zahlreicher parasitischer oder Nebenkrater, anstatt sich zur Schaffung eines dritten grossen Vulkans zusammenzuschliessen.

Diese Kraterkegel finden sich zahlreich längs der südlichen Abhänge des Kibo und Kimawensi verstreut, als wenn sie dieselben stärken und stützen wollten. Enorme Mengen von Laven und zusammengeballten Auswurfsmassen bildeten endlich die von mir sogenannte Terrasse oder Hochfläche von Djagga und den langen weit ins Massai-Land austretenden Bergrücken. Diese Bethätigungen vulkanischer Kräfte setzten sich weit in die neuere Zeit — geologisch gesprochen — fort, und der Geologe darf häufig die kleinen wohlerhaltenen Kegel als noch in Thätigkeit befindlich ansehen.

Das interessanteste Ueberbleibsel aus der Zeit der Herrschaft des Feuers ist der schöne Kratersee von Djalla, welcher etwas östlich vom Fusse des Kimawensi und nur einige Kilometer nördlich von Taweta liegt. Er repräsentirt wahrscheinlich die letzte Kundgebung der sich noch in historischen Zeiten geltend machenden Kraft, weil bei den Eingeborenen eine Ueberlieferung dahin lautet, dass einstmals hier ein grosses Massaidorf gestanden habe und in die Luft gesprengt sei, und sie erzählen noch jetzt, dass man zuweilen aus seinen flüssigen Tiefen das Brüllen der Rinder und das Blöken der Schafe heraufschallen höre, sowie sonstige wie aus einem Dorfe kommende Töne. Der See hat die Gestalt eines unregelmässigen Vielecks, einen Durchmesser von etwa 3 km und einen Umfang von wenig unter 10 km. Er bildet die Mitte eines kleinen Berges und hat eine unregelmässige Einfassung, welche sich 120 m über der östlichen Hochfläche an ihrer niedrigsten und wol 250 m an ihrer höchsten Stelle erhebt, wo sie in eine Spitze ausläuft. An den äussern Abhängen finden sich Lager von Lapilli und Tuffstein, welche rund um den Berg denselben Böschungswinkel wie der Berg selber haben. Die Innenwand des Sees bilden vollkommen senkrechte Klippen ohne irgendeine Bruchstelle, soweit ich

wenigstens entdecken konnte, obschon die Einwohner von Taweta behaupten, dass es eine Stelle gäbe, wo man hinabsteigen könne, und auch der Entdecker des Sees, New, erklärt, dass er das Wasser erreicht und davon getrunken habe. Ich ging rund um ihn herum, und obgleich es mir nicht an Unternehmungslust und Energie mangelt, so fand ich keine Stelle, an der ich gewagt hätte hinabzusteigen, oder wo ich nur gleich einem Affen von einem Schlinggewächs zum andern mich hätte hinunterlassen können.

Das Wasser befindet sich augenscheinlich im Niveau der umliegenden Hochfläche, sodass die Wände des Sees am niedrigsten Punkte 120 m, am höchsten bis 250 m hoch sein werden. Ein entzückenderes Schauspiel habe ich nie genossen als den Blick auf diesen felsenumgürteten Teich, tief in der schwindelnden Tiefe der Eingeweide des Berges. Dichte Pflanzenmassen bedecken zart und künstlerisch geordnet die kahlen unbedeckten Felsen, hängen in Guirlanden herunter oder breiten sich aus von Busch zu Busch, wo zahlreiche gefiederte Säger aus traulichem Heim das Echo wachrufen mit ihren verlockenden Stimmen, und geschäftig um ihre Nester herumfliegen oder quer über die düstere Wasserfläche daherflattern. Hühnerhabichte kreisen wachsam um das schöne Becken oder hocken lauernd auf verwitternden Baumstämmen. Drüben steigt der basaltische Pic des Kimawensi aus einem Lager von vulkanischen Trümmern auf, als ob ein Riesenschloss sich aus einem gigantischen Graben erhebe. Strahlenförmig laufen Spalten an seinen Seiten herunter, mannichfaltige Abwechslung hervorrufend, während weiter unten an seinem südlichen Abhange zahlreiche kleine Kegel an die letzten Kundgebungen vulkanischer Kräfte erinnern. Es erübrigt noch anzuführen, dass der Djallasee wahrscheinlich den letzten vulkanischen Ausbrüchen seine



BLICK AUF DEN KILIMA-NDJARO ÜBER DEN DJALLA-SEE HIN.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX
TILDEN FOUNDATION

Entstehung verdankt. Die tief unten in den Eingeweiden der Erde eingeschlossenen vulkanischen Dämpfe, welche durch die gewöhnlichen Sicherheitsventile in der Nähe nicht entweichen konnten, erhielten zuletzt eine so überwältigende Gewalt, dass sie sich buchstäblich einen Durchgang durch den festen Felsen sprengten, die Bruchstücke himmelwärts emporschleuderten, dass sie krachend in Trümmern um die Oeffnung zurückfielen und sich zu einem Kraterring anhäufeten. Dann hörte jedoch ihre Thätigkeit auf, muthmasslich mangels einer Reservekraft oder der zur Schaffung einer solchen Kraft nothwendigen Vorbedingungen. Dann erlosch nach diesem plötzlichen Ausbruch der ganze Vulkan so rasch wie er entstanden war, und wo einst im tiefsten Frieden das Massaidorf mit seinen brüllenden Rindern und bellenden Hunden gestanden, liegen jetzt die unbekanntes Tiefen eines Geistersees, dessen Gewässer ~~wol. nie von~~ über den Berg wehenden Winden bewegt werden, ~~sondern im~~ weichen Kusse die kahlen unzerstörbaren Felsen berühren, und abergläubischen Lauschern das geisterhafte Echo des zerstörten Dorfes zusenden.

Das sind die augenfälligsten geographischen und geologischen Charaktere des Kilima-Ndjaro, soweit ich sie schildern kann; aber die Grösse des Gegenstandes erdrückt mich, und so verlasse ich ihn gern, da ich mir nur zu sehr der Unzulänglichkeit meiner Kräfte bewusst bin, ihn würdig dem Leser vorzuführen.

SECHSTES KAPITEL.

NOCH EINMAL VORWÄRTS.

Martin's Bericht. — Ein willkommener Verbündeter. — Muhinna ein Schurke. — Mandara's Absichten auf die Herrschaft. — Lebewohl Taweta! — Der Djalla-Kratersee. — Abenteuer mit einem Rhinoceros. — Aufregende Jagd. — Ein schwerer Rucksack. — Gefährliche Lage. — Niedergeschlagenheit. — Der Ramadan und die Fastenzeit der Kaufleute. — Einladung zum Sultan von Useri. — Wieder unterwegs. — Gefährliche Augenblicke. — Verzug über Verzug. — Quellgrund des Useribaches. — Geheimnißvolle Flucht der Useri. — Gras in Brand gesteckt. — Kein Nimrod, doch Jäger um den Braten. — Ein weibliches Rhinoceros und ihr Junges. — Ende des Ramadan. — Eine Büffeljagd. — Praktische Wundarzneikunst. — Temperaturen in Kimangelia. — Stimmung der Eingeborenen.

Nach dieser Abschweifung über die Natur der Küstengegend und den Kilima-Ndjaro dürfte es angezeigt sein, zu Martin's Erzählungen seiner Thaten während meiner Abwesenheit überzugehen.

Sein erstes Geschäft war gewesen, fern von den Quartieren der Händler eine gute Unterkunft für sich und seine Leute ausfindig zu machen. Dort räumte er das dichte Unterholz weg und baute sich ein bequemeres Haus mit einem Barasa oder Konferenzschuppen. Diese umgab er dann in angemessener Entfernung mit den Hütten der Leute. Im Innern dieses Raumes durfte nicht der geringste Schmutz und Unrath liegen bleiben; ein netteres reizenderes Dorf kann man sich deshalb nicht vorstellen. Die Wataweta, so gefällig wie

immer, waren davon entzückt und wurden nie müde es mit dem Schmutz und der Unreinlichkeit der Niederlassung der Händler zu vergleichen. Infolge dieses Umstandes wurde der Wochenmarkt nach unserm Platze verlegt und deshalb täglich von malerischen Gruppen belebt, mit all dem Gessumme und Getümmel des Geschäfts.

Zwischendurch hatte Mandara Boten mit Geschenken an Schafen und Ziegen gesandt und Martin ersuchen lassen, zu ihm zu kommen, und ihm auch sagen lassen, dass er alles bekommen könne, was er für die Nothdurft seiner Leute an Lebensmitteln nur bedürfe. Martin fürchtete sich indessen zu sehr, in seine Klauen zu gerathen und sandte ihm blos seine Entschuldigungen zurück. Dafür schickte Mandara nur um so mehr Geschenke.

Zuletzt brach eine Hungersnoth in Taweta aus. Die Lebensmittel wurden dreifach theurer und es drohte ein starkes Loch in unsern Vorräthen zu entstehen. Deshalb wurde Katschetsche mit Leuten zu Mandara gesandt und er kehrte mit Lebensmitteln beladen zurück, die zu einem fast nominellen Preise eingekauft waren. Ein zweites mal wurden Leute mit demselben Erfolg hingesandt. Als zuletzt Mandara immer dringender wurde, entschloss sich Martin selbst hinüberzugehen.

Bei seiner Ankunft in Moschi wurde er mit verschwenderischer Gastfreiheit empfangen. Stiere wurden geschlachtet und seine Leute festlich bewirthet; ganze Traglasten von Lebensmitteln wurden bereitgestellt, um mitgenommen zu werden. Bevor Martin zurückkehrte, erfuhr er jedoch durch Mandara allerlei wunderliche Dinge, welche meinen schwärzesten Verdacht gegen Muhinna rechtfertigten. Dieser Schurke hatte die Geschichte, dass die Massai vor uns auf unserm Wege seien, lediglich deshalb erfunden, um uns Mandara in

die Hände zu liefern. Nachdem er dies erreicht, that er sein Möglichstes, die Habgier dieses Häuptlings wachzurufen, erzählte ihm, warum er mich nicht wieder ziehen lassen solle, und hatte nur den einen Wunsch, dass er mich zurückhalten und ausplündern möge. Zuerst hatte Mandara diese angenehme Aufgabe liebgewonnen und einen Boten an seine Verbündeten, die Wakwafi von Aruscha, abgesandt, dass sie kommen und ihm helfen sollten. Besserer Rath hatte jedoch schliesslich die Oberhand bekommen, und ein zweiter Bote wurde abgesandt, den ersten zurückzurufen. Das Uebrige habe ich bereits erzählt. In Ngare n'Erobi hatten Sadi und Muhinna vereint gethan was in ihren Kräften stand, meine Waaren in ungeheueren Hongos zu verschleudern, nebenbei die Massai gegen uns aufgestachelt und, wie der Leser bereits weiss, beinahe alle meine Aussichten auf das Gelingen meines Werkes vereitelt.

Mandara fuhr während meiner Abwesenheit in echt königlicher Weise fort, meine ganze Karavane mit Lebensmitteln zu versehen, und gewann Martin's Herz dadurch vollends. Die Leute waren öfters aufrührerisch, da sie aber nicht die Flinten zur Verfügung hatten, so konnten sie nicht davonlaufen. Eine hässliche Hautkrankheit brach zudem bei ihnen aus, und einige wurden durch die lästige Art der Ausbreitung ihrer Geschwüre für die Arbeit völlig unbrauchbar. Sonst war im ganzen genommen alles leidlich gut gegangen.

Es gab aber noch andere Nachrichten, an denen man sich laben konnte. Mein Glaube an Münchhausen hatte sich bewährt; der Zopf hatte sich gefunden, an dem wir uns aus der Klemme ziehen konnten. Eine grosse Panganikaravane unter dem Befehl eines bekannten Mganga von der Küste, Namens Jumba Kimameta, war einige Tage zuvor in Taweta angekommen und rüstete sich zu einer Reise nach dem Massai-

Land. Bei dieser guten Nachricht konnte ich ein Hurrah! nicht zurückhalten, denn allmählich hatte ich mich mit dem Gedanken völlig befreundet, mich einer Handelskaravane anzuschliessen, weil unser Unternehmen, welches von zwei solchen Verräthern wie Muhinna und Sadi abhing, fast hoffnungslos geworden war.

Ich setzte mich deshalb unverzüglich mit Jumba in Verbindung, einem kleinen Männchen, blind auf einem Auge und von Blattern entstellt. Das andere Auge war desto lebhafter und der ganze Mann an Charakter und Verstand den durchschnittlichen „Herren“ von der Küste überlegen. Rasch verständigten wir uns darüber, dass wir in seine Karavane unter gleichen Bedingungen wie die Händler aufgenommen würden, bis wir Massai-Land glücklich hinter uns hätten. Er war mit meinem allgemeinen Versprechen zufrieden, dass ich ihn dafür belohnen wolle, vorausgesetzt, dass er treu und aufrichtig gegen mich verführe. Schwieriger wurde die Vereinbarung mit den übrigen Händlern, welche wie ein Mann darauf bestanden, nichts mit mir zu thun zu haben. Doch brachte ich sie nach einigen Tagen mit etwas Geschick und gütlicher Zuredede alle herum, und der vorurtheilsvollste von ihnen erklärte sogar, er würde mich eher auf seinem Rücken davontragen, bevor er gestatte, dass ich eine Niederlage erlitte.

Dies alles durchkreuzte die Absichten von Muhinna und Sadi nun freilich aufs äusserste, doch wurden sie glücklicherweise von den Panganileuten beide verachtet. Der erstere entschloss sich gleichwol noch zu einem neuen Versuch — theils weil er sich überhaupt fürchtete mit mir zu gehen, theils weil er es sich einmal in den Kopf gesetzt hatte uns zu verhindern, das Land zu betreten. Er kam daher einst in der Nacht geheimnissvoll zu mir und erzählte mir mit einem langen Gesicht, er habe ausfindig gemacht, dass Jumba und die

übrigen Händler lediglich ihr Spiel mit mir trieben; sie wären übereingekommen, mich bis zum ersten Kraal der Massai mitreisen zu lassen, dort solle ich aber den ganzen Hongo bezahlen. Nachdem ich dann völlig ausgeplündert wäre, wollten sie jede Verbindung mit mir abbrechen und es mir unmöglich machen, mich einen Schritt weiter zu bewegen. Auch wollten sie, wie er sagte, die Krieger auf uns hetzen, um so die Karavane vollständig zu vernichten. Andererseits käme, wenn ich nur einige Tage warten wolle, Dugumbi nach Kavirondo, um sich von meiner vollständigen Sicherheit zu überzeugen, da ihm die Befolgung der Befehle des Sultans sehr am Herzen liege.

Die Geschichte liess sich allerdings hören. Der erste Theil stimmte zu meiner Kenntniss des Suaheli-Charakters, war ich doch selbst etwas erstaunt gewesen über die Leichtigkeit, mit welcher unser Abkommen geschlossen worden war. Ohne Zweifel hätte Muhinna triumphirt ohne meine Erfahrungen über seine kleinen Listen, welche mich das Gegentheil von dem glauben liessen, was er mir zugeflüstert hatte. Kurz nachher erfuhr ich denn auch, dass Dugumbi nur eine kurze Strecke weit in das Land der Massai zu reisen gedenke und keineswegs bis Kavirondo vorgehen wolle, dass aber Muhinna und er sich verabredet hätten mich auszulündern. Die Versuchung lag mir deshalb sehr nahe, dem Schelm wissen zu lassen, dass seine Streiche offenkundig geworden seien, und ihn dafür am ersten besten Baume aufzuknüpfen — eine Strafe, die er bereits nur zu sehr verdient hatte. Indessen musste ich die Aufdeckung seines Verraths und die gerechte Strafe dafür aufschieben, aus dem einfachen Grunde, weil er für mich unentbehrlich war. Ich lachte ihn darum nur aus, beschwichtigte seine vorgebliche Furcht und schickte ihn zu seinem Lager zurück.

In vereinigter Rathssitzung wurde nun beschlossen, über Kimangelia, Ngiri und Doenje (Berg) Erok nach Ngongo und Naivascha zu marschieren. Diese Strasse war längere Zeit hindurch ungangbar gewesen wegen der wiederholten Gefechte mit den wilden Massai von Leitokitok und Matumbato, in welchen verschiedene Karavanen fast gänzlich aufgerieben wurden. Sie verhiess den Händlern jedoch eine reiche Ausbeute an Elfenbein und mir eine interessante Landschaft, die zudem weit ablag von der Reiseroute des Dr. Fischer, dem ich in der Wildniss ebenso ungern begegnen mochte, wie ich unter gewöhnlichen gesellschaftlichen Verhältnissen ihm gern die Hand gedrückt hätte.

Ich ging jetzt daran, meine letzten Reisevorbereitungen zu beenden, indem ich zunächst meine Leute musterte, um die Unfähigen auszuschneiden. Von ihnen waren 15 durchaus nicht mehr zu verwenden, da sie nicht einmal mehr eine Flinte tragen konnten; sie wurden deshalb sogleich zur Küste zurückgesandt. Alle Leute von Rabai, 8 an der Zahl, befreiten mich durch ihre Fahnenflucht von ihrer Gegenwart; leider nahmen sie trotz aller Vorsichtsmassregeln ihre Flinten mit. Als es zum Namensaufruf kam, zählte ich nur 140 diensttaugliche Männer; 58 Mann, eine traurige Liste, waren davongelaufen, gestorben oder als untauglich zurückgesandt. Einen handgreiflichern Beweis von der Nichtswürdigkeit des Personals meiner Karavane kann ich nicht beibringen.

Meine Vorräthe bestanden aus 44 Traglasten von Eisen-, Messing- und Kupferdraht, 22 von Perlen, 11 von Lebensmitteln, 8 von Kleidungsstücken und Tuch, 8 von Munition und 20 gemischten Lasten. Soviel kann man einer Karavane von 140 Mann rechtschaffen zumuthen.

Als Mandara von meiner Ankunft hörte, sandte er Boten mit mehr Lebensmitteln. Zur sichtbaren Anerkennung seines

schönen Betragens machte ich ihm ein ansehnliches Geschenk und sandte ihm sogar meine galvanische Batterie, auf welche er sich ganz besonders Hoffnung gemacht hatte, da er schlaugenug war einzusehen, dass der Besitz derselben seinen Ruf als grosser Mganga oder Medicinmann ganz ausserordentlich vergrössern würde. Ich bat ihn jedoch, mir die goldene Uhr von Herrn New zurückzugeben. Damit war er sofort einverstanden und gab sie mir sogleich in dem Zustande zurück, wie er sie von Herrn New empfangen hatte. Ich habe das Vergnügen gehabt, nach meiner Rückkehr die interessante Reliquie dem Bruder des Missionars einzuhändigen.

Von Mandara bleibt mir nur noch zu berichten, dass er noch während meines Aufenthalts an der Küste seine „kaiserlichen Pläne“ mit dem üblichen Blutbade und Raube ausführte. Er hatte die Wadjagga von Useri angegriffen und ihnen 2000 Stück Vieh weggetrieben. Auch hatte er den benachbarten Staat Kirua verheert, indem er alle Bananenbäume niederhieb, damit Hungersnoth entstehe und die Bewohner ihn als ihren Sultan anerkennen sollten — da sein Ehrgeiz darauf gerichtet war, die Herrschaft über die ganze südöstliche Ecke von Djagga nebst Taweta an sich zu reissen.

So verstrich ein Zeitraum von 14 Tagen mit unsern Vorbereitungen. Am Abend des 16. Juli führten die Männer beider Karavanen zum Zeichen, dass sie den letzten Tag bei den Fleischtöpfen von Taweta angenehm verbracht hätten, einen Ngomma oder Tanz um die beiden Flaggenstöcke auf. Der Lärm und das Geschrei waren einfach infernalisches und das ganze Schauspiel glich einem Hexentanz in der Hölle.

Um 1 Uhr nachts wurde ich durch ein schreckliches Stöhnen Martin's aufgeweckt, als läge er im fürchterlichsten Todeskampfe oder schon in den letzten Zügen. Aus dem Bett springend fand ich ihn zitternd, als wolle er das Bett

aus allen Fugen stossen, und klagend, dass er bald vor Kälte schaudere, dann wieder heiss werde. Da er so stöhnte und mit aller Inbrunst einen Heiligen aus seinen jugendlichen Erinnerungen anrief, so wurde ich anfangs sehr bestürzt, bis es in mir dämmerte, dass hier nur ein Anfall von Fieber vorliege. Nachdem er ein tüchtiges Brechmittel und nachher etwas Thee und Chinin erhalten, wurde ihm besser und



Der Djalla-See.

ruhiger zu Muthe. Da er nie vorher diese Krankheit gehabt hatte, so hatte er sein Ende nahe geglaubt, und mein Lachen curirte ihn vielleicht noch besser als die Menge Arznei. Am nächsten Morgen war er wieder ganz wohl.

Am folgenden Tage verliessen wir zum zweiten male Taweta und schlugen nach einem nördlich gerichteten Marsche unser Lager am Fusse des Kraters Djalla neben dem Lumi-flusse auf. Die Vorsichtsmassregeln, welche beim Verlassen

des Waldes das vorige mal erforderlich gewesen waren, mussten jetzt sogar verdoppelt werden, weil die Leute noch ungezügelter geworden waren und recht wohl begriffen hatten, dass das Davonlaufen nicht so sehr schwer sei. Darum mussten alle Anführer und Askari die ganze Nacht wach bleiben und um das Lager Wache gehen. Dank dieser Fürsorge vermissten wir bei Tagesanbruch keinen Mann.

Wir passirten darauf den Lumi und den Fuss des Djalla-Sees, zu dem ich hinaufstieg, um durch eine prächtige Aussicht über den See nach dem Kilima-Ndjaro belohnt zu werden, welcher ohne eine Spur von Nebel oder Wolken sich klar vom blauen Himmel abhob. Unsere Marschrichtung führte fast rechtweisend nördlich über eine reiche Grasfläche hinweg, welche hier sich sanft vom Fusse des Rombo nach dem Lumi abdacht. Kaum ein Baum war zu sehen ausser längs des Laufes des Flusses, wo eine Doppelreihe derselben einen laubbedeckten Gang bildete. Man sah häufig grosse Heerden von Hartebeests und hier und da ein einsames Rhinoceros. Das überraschendste Schauspiel bot die Karavane selbst, die sich in langer, ununterbrochener, einfacher Reihe durch das üppige gelbe Gras dahinbewegte und in gerader Linie auf einige kleine Hügel zulief, welche die Quellen des Lumi oder, wie er hier heisst, des Romboflusses bezeichnen, weil sie diesem District näher liegen.

Als wir uns dem Orte näherten, wo wir unser Lager aufschlagen wollten, stiessen wir plötzlich auf 200 Eingeborene von Rombo, die von den entfernten Theilen der Graswiese zurückkehrten, beladen mit niedlich gepackten Grasballen zum Futter für ihr Vieh, weil auf dem Berge sich wenig Weideland befindet und das Vieh nicht ausserhalb des Dorfes geweidet werden darf. Sie waren augenscheinlich äusserst erschrocken über unsern Anblick und würden ihre Lasten

weggeworfen und die Flucht ergriffen haben, wenn wir ihnen nicht freundschaftlich zugerufen hätten. Ihre ganze Bekleidung bestand aus einem 2 Zoll breiten um die Hüften gewundenen Fellstreifen.

Um Mittag lagerten wir nach einem anstrengenden Marsche wieder am Lumi in einer Biegung des Flusses, welche von einer Baumgruppe willkommenen Schatten erhielt. Da ich unterwegs ein paar Hartebeests geschossen hatte, so erfrischten wir uns durch Antilopenbraten.

Der Kimawensi, welcher von hier genau westlich lag, bot uns einen denkbar herrlichsten Anblick. Er war in zauberischen grauen Nebel gehüllt, welcher aber doch noch durchsichtig genug war. Die hinter der Bergspitze untergehende Sonne erleuchtete den Nebel mit einem reichen Glanze röthlicher und gelblicher Farben, während Tausende von Lichtkegeln hinter der Spitze weg ein magisches Licht ausstrahlten.

Ich musste jetzt in nicht geringem Maße die Tugend der Geduld üben, da die Händler beschlossen hatten, hier einige Tage anzuhalten, um Lebensmittel für den Marsch durch Massai-Land sich zu verschaffen und die Ankunft zweier Mombaskaufleute abzuwarten, welche von Teita her unterwegs sein sollten. Um die Zeit todtzuschlagen ging ich auf die Jagd, in der Hoffnung, ein Rhinoceros „im Rucksack zurückzubringen“; weil die Thiere hier zahlreich angetroffen würden. Ein kühler Wind, eine klare Luft und ein glänzender Sonnenaufgang erfüllten mich mit so freudigen Gefühlen und wirkten so erheiternd auf mich, dass ich vor lauter Freude am Leben hätte rennen und springen mögen. Zu meiner Scham muss ich deshalb eingestehen, dass ich das Lager kaum verlassen hatte, als ich einem der zierlichsten Thiere des Schöpfers, einer schönen, von allen bisher ge-

sehenen verschiedenen Antilope den Schädel zerschmetterte. Meine reuigen Gedanken wurden jedoch alsbald durch den erregten halb unterdrückten Ruf Brahim's „Kifaru! Kifaru!“ zurückgedrängt. Mich rasch umdrehend, das Gewehr wieder geladen, schaute ich nach der bezeichneten Richtung und sah wahrhaftig die grosse monströse Gestalt eines Rhinoceros sich gemächlich durch das hohe Gras bewegen. Ein Rundblick genügte, um die Lage der Umgebung und die Richtung des Windes festzustellen, und fort lief ich, gebückt und klopfenden Herzens, meinem Opfer den Weg zu verlegen. Bald waren wir auf 50 Schritt an das unbehülfliche Thier heran, welches sich langsam und gebeugten Hauptes vorwärts bewegte, ohne eine Ahnung von dem Feinde vor ihm und der Gefahr, in welche es hineinlief. Inzwischen stellten sich aber bei mir selbst einige unangenehme Gedanken ein, sodass ich mich fragte, ob mein Wild oder ich die grössere Gefahr liefe. Ich kam zu dem Resultat, dass meine eigenen Aussichten die schlechtern seien und ich sofort feuern müsse, solange noch Gelegenheit zum Entkommen vorhanden sei. Mein Begleiter Brahim jedoch wusste nichts von meinen innern Gedanken, und da er grösseres Vertrauen auf meine Schiessfertigkeit hatte als ich selbst, so beredete er mich einen Augenblick zu warten, bis es näher käme. Da ich ängstlich zu zittern anfang und mich schämte, von meinem Diener an Kaltblütigkeit übertroffen zu werden, so wartete ich in fieberhafter Ungeduld. Mein Herz klopfte laut, die Finger zuckten, grosse Schweisstropfen fielen von meiner Stirn, und so zählte ich jeden Schritt, während mir das Mark in den Knochen gerann. Könnte ein stieres Auge ein Thier festbannen, so wäre das fürchterliche Thier sicher durch meinen Blick versteinert. Zehn Schritte war es näher gekommen und ich las Unheil in des Ungeheuers Auge.

Auf einmal verlor ich allen Glauben an mich selber. Der Verzug war unerträglich, während das Rhino sich über den Spass zu freuen schien und ihn so lang als möglich ausdehnte. Zuletzt konnte ich es nicht mehr aushalten. Ich stützte den Arm auf das Knie und feuerte auf das „Thierchen“. Das darauf folgende dumpfe Brummen gab mir die Gewissheit, dass ich nicht vergeblich geschossen hatte. Als ich wieder zu mir kam, sah ich das augenscheinlich betäubte Thier sich in der Runde herumdrehen. Gleich darauf erholte es sich jedoch und ging in starkem gleichmässigen Schritt von dannen. Als ich meines Gegners Schwanz im Winde herumpfuchteln sah, wurde ich so tapfer, als mir früher jämmerlich gewesen war, und allen Muth zusammennehmend, weil das Rhino davonlief, gab ich ihm noch zwei Kugeln mit aus meiner Reservebüchse. Ich schrie Brahim zu, es zu verfolgen und stürzte selbst auch vorwärts, die Augen fest auf das Wild gerichtet. Die nächste Folge war, dass ich mir die Nase zerschlug und in ein Loch fallend beinahe ein Bein brach. Mit einem Donnerwetter mich aufraffend eilte ich wieder vorwärts, um mich ein zweites und dann noch ein drittes mal tüchtig zu quetschen. Das Rhinoceros verrieth indessen bald Zeichen der Erschöpfung, und da es mir gelang an ihm vorbeizukommen, so vergass ich in der Aufregung bald alle Vorsicht, stellte mich gerade vor das Thier und gab ihm noch eine Kugel. Das war dem Ungeheuer indessen zu viel, es nahm mich an, indem es gerade auf mich zukam. Darauf hatten wir aber nicht gewettet, dass jetzt die Rache an ihm sein sollte. Der Gedanke schoss mir wie ein Blitz durch den Kopf und so sprang ich einen Schritt zurück. Im nächsten Augenblick zappelte ich in horizontaler Lage und sah lauter feurige Punkte am Himmel, obgleich es heller Tag war. Ein Busch und nicht das Rhino

hatte mich zu Boden geworfen, sodass ich dem Thiere auf Gnade und Ungnade ergeben war. Ich dachte daran, es sei Zeit vom Leben Abschied zu nehmen und allen meinen Feinden zu vergeben. Gleich darauf erbebte der Boden, der Busch krachte, ein dunkler Körper stolperte vorbei und ich erhob mich vom Boden, unverletzt aber athemlos, und zugleich aufjubelnd; als ich die Schwanzquaste wieder hoch in der Luft sah und das Thier es verschmähte, einen gefallenen Feind in die Luft zu schleudern. Es ging jedoch nur vorüber um zusammenzubrechen, und sofort nahm ich, den Fuss auf das Rhino gestützt, eine heroische Haltung an und versuchte wie ein Mann auszusehen, „welcher an solche Dinge gewöhnt ist“, wie ich denn auch wirklich in diesem Augenblick mit mir selber recht zufrieden war, da ich zum ersten mal eins dieser gewaltigen Thiere erlegt hatte. Während mein Begleiter es aufbrach, schlenderte ich zum Lager zurück, als ob es nicht der Rede werth sei, was ich gethan; die Wahrheit zu gestehen horchte ich mit nicht geringem Behagen auf die übertriebenen Schilderungen meiner Heldenthat, welche durch das Lager sich verbreiteten.

Nachdem ich den innern Menschen erquickt und der Prosa des Jagdlebens genügt hatte, indem ich Heftpflaster auf meine Schrammen legte, brach ich am Abend wieder auf, mein Glück von neuem zu versuchen. In geringer Entfernung vom Lager schlich ich mich an zwei Rhinos heran, von denen das eine am Boden lag, das andere aufrecht stand. Das letztere spürte uns bald ohne uns zu wittern, und begnügte sich deshalb damit, zu schnüffeln und etwas hin- und herzuzugehen, wie Thiere zu thun pflegen, welche blos vom Gesicht den Antrieb zu ihren Bewegungen empfangen. Auf 50 Schritt herangekommen, feuerte ich darauf mit dem rechten Lauf, und sandte den Inhalt des andern

seinem Nachbar zu. Das erste Thier lief nur noch eine kurze Strecke und brach dann zusammen, das andere lief wie ungetroffen davon und die Nacht war zu nahe, als dass ich hätte folgen dürfen. Ich versuchte einen Schuss auf ein drittes Rhino, fehlte es aber, da das Visir des Gewehrs von mir unbemerkt erhöht worden war. Auf dem Rückwege schoss ich jedoch ein Zebra. So hatte ich an demselben Tage 1 Antilope, 2 Rhinoceros und 1 Zebra geschossen und der ganzen Karavane überschüssig Fleisch verschafft. Natürlich nahm ich eine Probe von allem und besonders gut schmeckte mir die Rhinocerossuppe. Das gebratene Zebra schmeckte weniger gut, indessen doch noch besser als das Fleisch seines stämmigern Freundes.

Die Wadjagga kamen in grosser Zahl zum Lager, obgleich sie sich alle offenbar sehr fürchteten und stets bereit waren Fersengeld zu geben. Die Weiber trugen um die Lende kleine Lappen von Fell, welche mit in verschiedenen Mustern gestickten Perlen kleinster Grösse verziert waren. Einige Perlenschnüre hingen auch um den Hals, während Messing- und Eisendraht mit etwas mehr Perlen als Bein- und Armschmuck dienten. Dieser Stamm gerbt und richtet Ziegenhäute besser zu als irgendeine andere von mir ange-troffene Rasse, da sie dieselben so weich machen wie Gem-sleder; das Haar lassen sie hier und da am Fell und scheren es nach verschiedenen Mustern ab.

Die nächsten zwei Tage beschäftigte ich mich damit, den Ankauf von Lebensmitteln von den Eingeborenen zu beobachten und zu überwachen; da ich aber zuletzt keine Ruhe finden konnte, so machte ich mich zum dritten mal auf, mein Glück auf der Jagd zu versuchen. Martin, eifersüchtig auf meinen Ruhm und angefeuert durch meinen Erfolg, entschloss sich, mich zu begleiten. Kurz nachdem wir das

Lager spät am Nachmittag verlassen hatten, bekamen wir ein Rhinoceros zu Gesicht, entdeckten aber, als wir einen Umweg um einen Hügel machten um näher heranzukommen, zwei andere viel näher bei uns, welche schlafend im Grase lagen. Ich wollte sie mit meiner Büchse Kaliber 8 beschleichen, während Martin mir mit meiner Expressflinte folgen sollte. Als wir durch das hohe Gras vorwärts krochen, sah ich Martin zaudernd zurückbleiben, und nach seinem Aussehen zu urtheilen schien ihm der Muth ganz bedeutend zu sinken. Weil ich aber die Ehren nicht allein davontragen wollte, deshalb auch besonnen und natürlich nicht egoistisch war, und unter diesen Umständen nur Verlangen darnach trug, meinen Antheil an dem gefährlichen Ruhme mir zu sichern, so winkte ich ihm ungeduldig zu, sich dicht an mich zu halten. Langsam aber sicher schlichen wir nun auf unsere schlummernde Beute los, in zunehmender Aufregung und mit angehaltenem Athem. Da unsere Sinne mächtig gespannt waren, so schien uns schon das Gras, wenn wir es zur Seite drückten, ein lautes Geräusch zu machen. Wir kamen so auf 60 Schritt heran, dann auf 50. Martin wollte immer zurückbleiben; da ich aber immer ängstlicher darauf bedacht war, die Annehmlichkeiten der Lage nicht für mich allein in Anspruch zu nehmen, so misachtete ich beharrlich seine edle Neigung, auf eigene Hand zu pürschen und es mir zu überlassen, mich ferner allein auszuzeichnen. So näherten wir uns dem Rhinoceros bis auf etwa 40 Schritt; es schlief ruhig weiter, während die Sonne auf ihrem Wege zum Horizont immer längere Schatten warf. Als ich allmählich dachte, dass ich nahe genug wäre, knackte es plötzlich laut hinter mir — Martin hatte ungeschickterweise einen verrotteten Zweig abgeknickt. Im nächsten Augenblick sprangen die Thiere voller Erwartung auf. „Da haben wir

die Bescherung“, dachte ich und liess mich platt ins Gras fallen. Mich umdrehend sah ich Martin hinter mir, bereit zu fliehen, bis ich ihn ansah und mit der Faust bedeutete sich niederzulegen. Es war zu spät! Sie hatten ihn gesehen und mit lautem Schnauben, wie wenn eine Dampfmaschine ihren Dampf abbläst, standen sie da in herausfordernder Haltung und versuchten unsere Witterung zu bekommen, denn diese Thiere scheinen niemals einen Entschluss fassen zu können, ohne ihre Riechorgane zu Hülfe zu nehmen. Da der Luftzug uns günstig war, so gelang ihnen das nicht, dafür aber begannen sie auf uns zuzugehen, indem sie einige Schritte vorwärts machten und dann wieder stillstanden. Wir staken jetzt in der richtigen Patsche; denn weil sie ihren Kopf nach uns gerichtet hielten, so boten sie keinen verwundbaren Theil dar, und auf sie zu schiessen wie sie dastanden, hiess einfach unser Leben einsetzen. In dieser offenbaren Verlegenheit mich fühlend, gab ich mich gewissen weisen Grübeleien hin, wie thöricht es doch sei, sich so ohne Noth in Gefahr zu begeben, und ich war beinahe so weit, ein feierliches Gelübde bei mir abzulegen, es nie wieder soweit kommen zu lassen, wenn ich nur diesmal mit heiler Haut davankäme. Ich schien am Platze wie festgenagelt zu sein, obgleich ich Geistesgegenwart genug besass, um gerüstet zu sein, jede gute Gelegenheit zu benutzen. Eins der kolossalen Thiere war mir jetzt bis auf 10 Schritt nahe gekommen und schien merkwürdig neugierig auf mich zu sein. Es war klar: ich musste handeln oder sterben, und da ich entschieden abgeneigt war, es näher kommen zu lassen, so war ich entschlossen zu feuern und es darauf ankommen zu lassen. Gerade in diesem Augenblick — pang! ging eine Flinte hinter mir los und eine Kugel piff hart an meinem Ohre vorbei. Fast gleichzeitig waren ohne mein Zuthun

meine beiden Büchsläufe leer geworden und ich stürzte rücklings über zur Erde. Doch denke der Leser nur nicht, dass etwa mein beabsichtigtes Schlachtopfer mich niedergeworfen; meine eigene Flinte hatte mir so schmäählich mitgespielt. Zu mir gekommen, und in der sichern Erwartung, jetzt den erwarteten Purzelbaum hoch hinauf machen zu müssen, sprang ich auf, als — pang! nochmals eine Flinte losging. Nach dem Feinde blickend hatte ich den Kummer und die Genugthuung zugleich, zwei ungeschlachte Thiere mit hoch erhobenem Schwanz augenscheinlich unverletzt davonstürmen zu sehen. Dann mich umdrehend warf ich meinen Huf zur Erde und tanzte umher, gleichzeitig den Frevler Martin verwünschend, der leichenblass, zitternd wie Espenlaub, mit schlotternden Knien dastand.

Die Geschichte war also zugegangen. Als das Rhinoceros aufstand, war ich so vertieft in seinen Anblick, dass ich Martin ganz vergass, welcher gern geflohen wäre, hätte ihn nicht das Auge des Ungeheuers an den Platz gebannt, welches er beiläufig zum ersten mal sah. Die Aufregung wurde nun zu gross für ihn und er gab Feuer, weil er es nicht länger aushalten konnte. Da ich fast in einer Linie mit dem Wild stand und er ein schlechter Schütze war, so ging die Kugel nahe an meinem Ohre vorbei, sodass ich auf dem Fuss erbebte und die Schulter in die Höhe zog. Dadurch zog ich den Arm etwas zurück und die Folge davon war, dass gleichzeitig beide Büchsenläufe losgingen, wobei die Kugeln in die Luft flogen, während ich im Augenblick auf den Rücken fiel.

Glücklicherweise war dies genügend, die Thiere zu erschrecken und in die Flucht zu jagen, sonst wäre es uns wol schlecht ergangen, da wir völlig in ihrer Gewalt waren. Martin fehlte wirklich beide mal, obgleich er wenig mehr als 10 Schritt entfernt war. Nachdem ich laut die Schale

meines Zornes über das gesenkte Haupt des Schuldigen ausgegossen, kehrte ich völlig niedergeschlagen zurück, da ich darauf rechnen durfte, dass alle benachbarten Höhen voll Zuschauer gestanden hatten. Darum schickte ich Martin zum Lager zurück und ging mit Brahim auf einen neuen Versuch aus, mir einen frischen Lorberkranz zu verdienen. Ich hatte noch bevor es Nacht wurde das Glück, zwei Rhinos zu schießen, wodurch mein Groll sich legte. Martin kam nach diesem Abenteuer zur Ueberzeugung, dass er besser mit der Flinte als mit der Büchse schösse und begnügte sich von da ab, Perlhühner und ähnliche zweibeinige Thiere zu erlegen.

Am nächsten Morgen brach ich früh auf zu weiterer Jagd. Ich führte zunächst meine Leute zu der Beute des gestrigen Abends und ging dann mit Brahim und Bedue allein weiter. Südlich vordringend, bis wir den Rombobach durchwateten, erblickten wir in gewisser Entfernung ein Rhinoceros. Unser Standort war insofern zum Anschleichen nicht günstig, weil wir halbwind stand. Da aber nur ein Umweg durch die offene Ebene uns an einen bessern Stand bringen konnte, so beschlossen wir gerade auf das Thier vorwärts zu schleichen. Als wir noch 200 Schritt von ihm entfernt waren, bekam es Wind von uns, sodass es sich umdrehte, als wäre es angeschossen, und forttrabte. Da aber der Wind in demselben Augenblick umlief, so verlor es unsere Witterung und sah nun nach uns um. Natürlich warfen wir uns sofort platt ins Gras und lagen wie leblos da. Noch einmal witterte es uns und trottete davon, während wir aufsprangen und in gebückter Haltung hinterherstürzten und jedesmal uns fallen ließen, so oft es verlegen über die ungewisse Witterung sich nach uns umdrehte. So kamen wir aber immer näher. Das wüthend gewordene Thier änderte jetzt seine Richtung und

lief ziellos nach dem verborgenen 'Feinde hin, zeigte uns aber immer wieder seinen Schwanz, sobald es uns von neuem spürte. Zuletzt kamen wir durch Festhalten an unserer Taktik ihm schon ganz nahe und genossen die Aufregung dieser seltsamen Jagd aus vollen Zügen, als auf einmal unser Wild sich herumwarf und uns zu Gesicht bekam, bevor wir uns ins Gras niederwerfen konnten. Wüthend nahm es uns geradeswegs an. Ich rief Brahim heran, damit ich meine zweite Flinte zur Hand bekäme, sprang in die Höhe und stand schussbereit da. Des Rhinos Wuth war jedoch blos Schein, denn auf 20 Schritt drehte es um. In demselben Augenblick sass eine Kugel mit dumpfem Aufschlag in seiner Seite. Eine zweite wurde dem fliehenden Thiere nachgeschickt, aber beide müssen nicht gut getroffen haben, denn wir bekamen es nicht.

Vorfälle solcher Art dienten bestens dazu, die tödliche Langeweile über den Aufenthalt zur Beschaffung der Lebensmittel zu vertreiben. Ich erkannte allmählich den Grund, warum die Kaufleute keine Eile hatten vorwärts zu kommen. Wir waren im Monat Ramadan, und als gute Mohammedaner hielten sie diese Zeit dafür bestimmt, am Tage zu fasten und während der Nacht recht üppig zu schwelgen. Und wo konnten sie dies besser ausführen, als in der kühlen Nähe des Kimawensi und an den schattigen Ufern und krystallinen Wassern des Lumi? Lebensmittel gab es im Ueberfluss und äusserst billig. Nirgendsonst fand man so schöne Bananen und Pisang, Yams und Getreide aller Art. Der Lumi lieferte saftige Fische, während Ziegen und fette Schafe, Butter und Milch täglich von Rombo in solchen Mengen herbeigeschafft wurden, dass der ärgste Vielfrass die Massen nicht bewältigen konnte.

Ich entdeckte hier eine merkwürdige Thatsache. Ich

hatte bemerkt, dass die Warombo verschiedene dicke Ringe um das Handgelenk und den Hals trugen, ausser einem massiven Klumpen desselben Metalls, welches an den Ohren befestigt dazu diente, die Ohrläppchen zu strecken. Nach Farbe und Aussehen dieser Zierathen hielt ich sie erst für Messing von der Küste; als ich aber zufällig eins in die Hand bekam, fiel mir das Gewicht auf, welches so schwer wie Gold war. Auf Befragen erfuhr ich, dass sie das Metall in Körnern aus verschiedenen Bächen des Berges nach der Regenzeit auflösen und es dann schmelzen und für sich verarbeiteten. Das Metall kommt sehr verschieden in Gewicht und Farbe vor; es scheint daher eine Legirung zu sein. Zuerst glaubte ich eine Goldquelle entdeckt zu haben, bei näherer Prüfung erwies sich jedoch das Gegentheil. Es ist einfach Messing aus dieser Gegend und zwar von grosser Dichtigkeit.

Während unsers Aufenthalts kamen zwei Andorobbo (Wandorobbo der Suaheli) von Malimia, dem Sultan von Useri und Rombo, um mich zu einem Besuch einzuladen. Diese Männer waren sehr interessant. Ich war sehr überrascht von der kühlen und gleichgültigen Art und Weise wie sie sich im Lager bewegten, durchaus nicht so scheu und aufgeregt wie die Wadjagga. Sie leben bei Malimia und beschäftigen sich mit der Elefantenjagd; da sie zuverlässiger und muthiger als die Wadjagga sind, so werden sie vom Sultan als Botschafter verwandt.

Am Abend des 15. hörte ich zu meiner grossen Freude Jumba den Knappen Kimameta's Stille gebieten und alle Kaufleute auffordern, binnen zwei Tagen sich marschfertig zu machen. Dieser Ankündigung folgte ein gewaltiger Aufstand, ein Schreien, Gellen, Jubeln, Singen, Schiessen und dann ein Tanz und ein fürchterliches Gekrabbel rund im Lager herum,

indem die Träger bei jedem Händler stehen blieben und Geschenke an Tuch und Perlen entgegennahmen, je nach dessen Mitteln oder Laune.

Am Morgen des 27. waren wir wieder einmal unterwegs, ich seelenvergnügt, dass wenigstens dieser Aufenthalt vorüber war; denn so interessant auch die Jagd in dieser Gegend war, so standen meine Gedanken doch sehnsüchtig nach dem Ziel meiner Wünsche — dem Massai-Lande. Die Landschaft bot noch immer denselben Anblick reichen baumlosen Weidegrundes, auf welchem grosse Heerden von Hartebeests die jungen Halme abfrassen. In der Hoffnung unsern Speisevorrath zu verstärken, ging ich mit Songoro voran. Er trug meine Patronen, weil ich irgendein gefährliches Thier nicht anzutreffen erwartete, oder wenigstens Zeit genug zu haben glaubte, meine Tasche umzuschlagen, wenn es zum Gefecht käme. Dies wäre mir beinahe theuer zu stehen gekommen. Wir waren etwa 2 Stunden in genau nördlicher Richtung marschirt und ich ging gemächlich etwa 100 Schritt vor der Karavane her, im vollen Genuss der kühlen Luft und grossartigen Aussicht. Plötzlich erschrak ich über den lauten Knall zweier Flinten. Mich umdrehend bemerkte ich sofort als Ursache der Störung ein Rhinoceros, welches ungesehen im Grase geschlafen und unsere Gegenwart nicht eher gemerkt hatte, als bis ich und ein Theil der langen Reihe Leute vorüber gegangen waren. Jählings aus seinem Morgenschlummer aufgeweckt, rüstete es sich zum Angriff auf die Karavane. Vor seinem trotzigen Schnauben begannen die Leute zu wanken und die weniger tapfern gaben bereits Fersengeld; die „Komas“ oder heiligen Zauberstäbe und Flaggen, welche jeder Karavane vorangetragen werden, wurden aufgerollt und entfaltet, um den bösen Geist zu beschwören und in die Flucht zu treiben. Von der Zauberkunst der Gläubigen

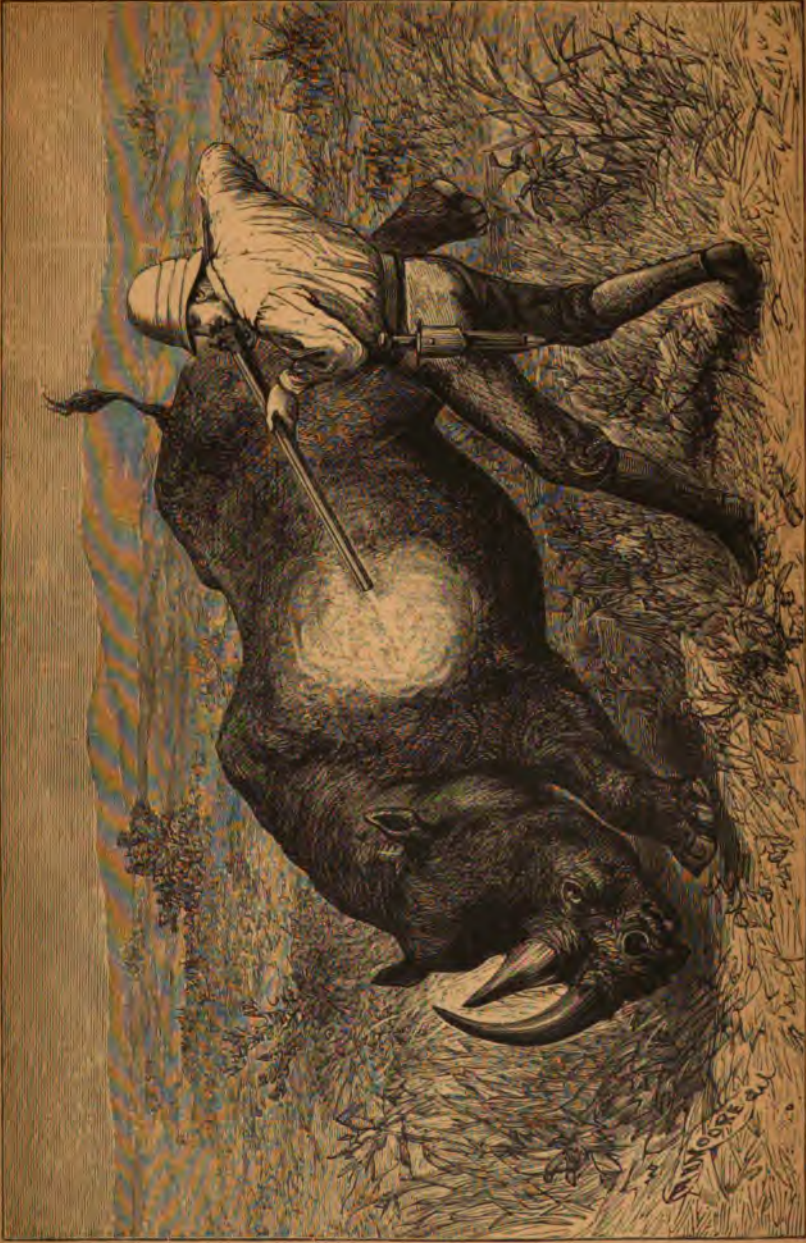
indessen mit nichten abgeschreckt, stieß das ärgerliche Thier einen fürchterlichen Pust aus und griff gesenkten Hauptes die Komaträger an. Diese, die besten Leute der Karavane, blieben eine Weile standhaft am Platze und schwenkten im vollen Vertrauen auf die Wirkung der Komas die Fahnen kräftig hin und her. Eine plötzliche Flucht drohte jedoch jeden Augenblick, als Muhinna seinen Snider abfeuerte, in Folge



Andorobbo-Männer und Frau.

dessen das Rhinoceros von den Leuten abliess und vor der Spitze der Karavane vorbeilief. Noch einmal drehte es sich in trotziger Haltung und Angriff drohend um. So standen die Dinge, als ich meine Expressflinte ergriff und zurückeilte. Eine Weile konnte ich nicht schießen, da das Thier zwischen mir und den Leuten stand. Doch dachte es wol, dass Vorsicht der bessere Theil der Tapferkeit sei, denn plötzlich

zeigte es der Karavane seinen Schwanz und kam im gesetzten Trabe auf mich zu. Ich sank ins Knie, um sicherer zu zielen und wartete meine Zeit ab. Die ganze Karavane gröhlte und schrie und dies lenkte die Aufmerksamkeit des Thieres so sehr ab, dass es mich im hohen Grase vor sich gar nicht bemerkte. Auf 30 Schritt bog es ein wenig zur Seite und ich nahm die Gelegenheit wahr, zu feuern. Die Kugel schlug in der Nähe des Rückgrats ein und dies genügte, es etwas zu lähmen, ohne aber es niederzustrecken. Das grosse Thier sank langsam zur Erde, aber als es die zweite Kugel von mir bekam, erblickte es mich, erhob sich und kam Hals über Kopf auf mich zugestürzt. Mich umblickend nach Songoro sah ich den würdigen Genossen in einer Gangart auf Leben und Tod davonlaufen, mich mit leerem Lauf stehen lassend. In meinen schweren Stiefeln und im hohen Grase konnte ich aber dem Angreifer nicht entgehen und musste ihm Trotz bieten. So laut als möglich schrie ich Songoro zu, mir meine Patronen zu bringen, und rannte ihm nach, so schnell ich konnte. Seiner Pflicht eingedenk blieb der gute Bursche denn auch stehen und lief herbei, eine Patrone in der Hand. Ich ergriff sie in fieberhafter Hast und drehte mich nach meinem Feinde herum, der inzwischen sehr nahe herangekommen war. Höchst ungeschickt mir am Schlosse zu schaffen machend, glaubte ich es dauere ein Jahrhundert, bis die Patrone im Lauf sass und die Büchse an der Backe lag. In diesem Augenblick war das Rhinoceros wenig über fünf Schritte vor mir. Die unmittelbare Gefahr liess mich meine Sinne zusammennehmen und machte mich wunderbar kühl und gesammelt. Ich fühlte nicht das leiseste Zucken der Nerven. Ich bemerkte sogar, dass das Geschrei der Leute aufhörte, die regungslos dastanden, jeden Augenblick gewärtig, mich in die Luft geschleudert zu sehen. Dahin sollte es



AUF DER RHINOCEROS-JAGD.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX
TILDEN FOUNDATION

jedoch nicht kommen, denn in einem Nu machte ich einen Satz seitwärts. Als mein Angreifer vorbeischoss, schickte ich ihm den Inhalt meiner Büchse in die Schulter und stand nun abermals wehrlös da. Diese Kugel reichte hin, dem Rhinoceros das Umdrehen zu verleiden; da es aber Songoro in seinem weissen Kanzu vor sich hinlaufen sah, so verfolgte es jetzt den Burschen. Bald jedoch verrieth es Zeichen der Erschöpfung und da Songoro offenbar der Situation sich gewachsen zeigte, so schrien und hurrahten wir alle hinter dem Jäger und dem gejagten Wilde. Ein brüllendes Gelächter ertönte, als Songoro, im Glauben dass das Thier ihm zu nahe käme, sich umdrehte und seinen winzigen Revolver auf dasselbe abfeuerte. Noch einmal schoss er, als er sah, dass das Rhinoceros die Jagd aufgab und nach anderer Richtung entfloh. Sein Trab wurde aber bald zum einfachen Lauf und nun erfüllte ein edler Jagdeifer die ganze Karavane. Das arme Thier war bald von einigen hundert Mann umgeben, welche es mit einem beständigen Gewehrfeuer begrüsst, obgleich kaum ein Schuss traf. So von seinen Feinden umringt, trieb es sie mehrere male durch Angriffe auseinander, musste aber endlich am Blutverlust infolge meiner Kugeln eingehen. Die Hörner waren die grössten, die ich je erbeutete, das vorderste war hübsch gekrümmt und etwa 68 cm lang.

Etwas weiterhin schoss ich eine niedliche kleine Antilope. Zu Mittag erreichten wir eine herrliche Gruppe ungeheurer Bäume, welche die Quellen des Useriflusses umstanden. Auf einem kreisförmigen offenen Platze mitten in diesem dichten Walde schlugen wir das Lager auf. Es wurde jedoch fast Abend bis alle herein waren, so übermässig waren die Träger beladen; ausserdem waren einige Esel zusammengebrochen.

Meine Hoffnungen auf beständiges Marschiren sollten

wiederum grausam getäuscht werden. Die Kaufleute ergriffen einen nichtsnutzigen Vorwand, einen längern neuen Halt zu machen, lediglich um den Ramadam gänzlich bei den gesegneten Fleischtöpfen Djaggas zuzubringen. Bisher war ich sanft und harmlos meiner Wege gegangen, jetzt aber zeigte ich mich in neuem Lichte. Ich trat also in ihre Rathsversammlung, platzte los wie eine Bombe und gab ihnen meinen Unwillen kund, aber mit einer Energie, dass sie in ihren Schuhen hätten erbeben müssen, wenn sie welche getragen hätten. Natürlich brachten sie alle Arten Lügen vor, in jenem fließenden, der afrikanischen Rasse eigenen Wortschwall und behaupteten, sie seien ebenso darauf bedacht vorwärts zu kommen als ich. Eine gute Folge hatte dieser unerwartete Ausbruch: er vermehrte meinen Respect, denn nichts macht auf Leute dieses Schlags mehr Eindruck, als eine verständige Anwendung jener schwülstigen Orlando-furioso-Manier, die ihnen zeigt, dass man keine Angst vor ihnen hat.

An den Quellen des Useri waren wir hinlänglich weit nach Norden gekommen, dass wir den obern Theil des Kibo ganz frei von der Nordseite des Kimawensi sehen konnten. Der letztere zeigt sich als ein einziger ungeheurer Absturz, welcher an der Ostseite des Berges von der Lavaspitze, die den obern Kegel bildet, bis über die Hälfte des Berges hinunterreicht, augenscheinlich infolge davon, dass die östliche Hälfte desselben hinweggeblasen ist. Der Kimawensi zeigt hier die für manche Vulkane so charakteristisch schönen krummen Umrisse seiner Seiten. Diese Eigenthümlichkeit erklärt sich durch das beständige Vorschieben von Substanz am untern Theil des Berges, welche eine Höhlenbildung begünstigt, in welche dann die darauffliegenden Schichten hinabsinken, sodass die Seiten eine concave Krümmung erhalten.

Am zweiten Tage nach unserer Ankunft in Useri schwärm-

ten die Eingeborenen massenhaft zu uns herunter. Von dem natürlichen Verlangen erfüllt, das belebte Bild zu sehen, trat ich an die Aussenseite unseres waldumgürteten Lagers. Bei meinem Erscheinen flohen die Wadjagga urplötzlich davon und zwar in augenscheinlicher Furcht. Verdriesslich mich zu den Trägern umwendend, fragte ich sie, womit sie denn die Leute solcher Art erschreckt hätten. Da die Leute mir



Die Quellen des Usri.

ins Gesicht lachten, so gerieth ich für einen Augenblick in Wuth und wollte sie für ihre Unverschämtheit züchtigen, als ich plötzlich von dem Gedanken erfasst wurde, ob ich nicht etwa selbst die Ursache des Schreckens sei. Dies erwies sich als richtig; denn als ich wieder auf sie zutrat, verwandelte sich der Rückzug der Eingeborenen in offenbare Flucht, trotz aller meiner freundlichen Zurufe. Offenbar war

ich für sie ein beunruhigendes Etwas, und ich musste trübselig ins Lager zurückkehren, dort meinen Mismuth vor den lachenden Leuten zu verbergen.

Wir standen gerade recht gespannt mit den Waseri. Sie kamen nur in ungeheueren Massen herunter und waren immer zu eifrigster Flucht gerüstet, und auch wir durften unser Lager nur in grosser Zahl verlassen. Alles dies rührte daher, dass die letzte Karavane von Pangani hier auf unserer Lagerstelle mehr als 30 Wadjagga verrätherischer Weise gefangen und getödtet hatte, um eine leichte einem Träger beigebrachte Verwundung zu rächen. Um dieselbe Zeit war auch ein Anführer der Useri, welcher den Händlern etwas lästig geworden war, ins Lager gelockt und ermordet worden. Das ist die Lynchjustiz in Ostafrika.

Ein sehr aufregender Zwischenfall ereignete sich hier noch und würde einen sehr unglücklichen Ausgang gehabt haben, wenn wir nicht gerade an dieser Stelle gewesen wären. Etwas südlich von uns war das lange hohe Gras in Brand gesteckt, vermuthlich von den Waseri. Da der Wind ungewöhnlich heftig nach Norden wehte, so kamen die Flammen mit furchtbarer Raschheit und betäubendem Prasseln auf uns zu. Bevor wir recht wussten, was es eigentlich gäbe, war das Lager nach der offenen Seite völlig umzingelt und der ganze Himmel umzogen von schwarzgelbem Schein. Das nun folgende Schauspiel und Lärmen spottet jeder Beschreibung. Die Affen schrien und die Vögel kreischten in tödlichem Schrecken. In unsinniger Aufregung tobten und lärmten einige hundert Menschen, rissen Zweige ab, um die Flammen zu erschlagen und arbeiteten sich in das unbarmherzige Element hinein, dass sie in der feurigen Umgebung wie losgelassene Teufel aussahen; einige rannten zu den Eseln draussen, um sie in Sicherheit zu bringen und einem Aus-

reißen vorzubeugen, und bald vermehrten die Esel, von panischem Schrecken gejagt, den Wirrwarr, indem sie durcheinander mit hochaufgerichteten Ohren ins Lager stürmten und Menschen und alles was ihnen in den Weg kam umrissen. In einigen Secunden war der wüthende Brand vorbeigerast und wir glaubten schon es sei alles leidlich abgegangen, als jedermann von einem Hilfsschrei elektrisirt wurde, den eine kleine Gesellschaft ausstiess, welche sich freiwillig draussen gelagert hatte und die in der Aufregung vergessen worden war. In demselben Augenblick stürzten wir wie um unser eigenes Leben zu retten nach der Stelle hin und sahen eine kleine Bande, ganz von Flammen umringt, sich mit der Kraft der Verzweiflung gegen den mächtigen Feind wehren, welcher sie zu verzehren drohte. Unwillkürlich thaten wir uns alle ohne Rücksicht auf Feuer und Gefahr zusammen, um den Belagerten zu helfen. Rasend vor Aufregung und schreiend und rufend griffen wir mit mächtigen Schlägen den Feind an und trieben grosse Funkschauer vor uns her. Bald hatten wir gewonnen und mit Hurrah eine Strasse nach dem Innern gesäubert.

Die Schlacht war gewonnen, aber nicht einen Augenblick zu früh. Verschiedene Traglasten waren zerstört und mehrere Leute jämmerlich verbrannt. Nichts hätte uns vor dem Verlust unserer Güter, ja selbst unseres Lebens bewahrt, wenn wir im Freien gelagert hätten. Wir entgingen diesem Schicksal nur dadurch, dass eine undurchdringliche Mauer von grünem Wald die beiden Quellen des Useri einfasst, und unser Lager im Winkel zwischen den beiden Quellenbächen lag.

Am Abend desselben Tages entkam ich mit knapper Noth einer sehr giftigen Schlange. Ich suchte eine meiner Büchsen und warf eben meine Kleider übereinander, da stutzte ich, weil meine Hand etwas Feuchtes und Kaltes berührte. Un-

willkürlich sie zurückziehend und bei Seite springend, sah ich zu meiner angenehmen Ueberraschung eine grosse Schlange mit ihren stahlgrauen Augen sich hinauswinden und unter meinem Feldbett verschwinden, bevor ich ihr mit einem Stock den Garaus machen konnte. Bei näherer Untersuchung fand ich ein ganzes Nest voll Schlangeneiern.

Am folgenden Tage sah das Land sehr traurig aus. Der Grasbrand hatte ein vollkommen schwarzes Leichentuch zurückgelassen, dessen Eindruck nur von der braunen Farbe der vom Brande nicht erreichten aber eingeschrumpften Blätter gemildert wurde. Ich schoss ein Hartebeest für den Mittagstopf und musste meine Blutthat bereuen, als ich die unbeschreiblich klägliche Miene sah, mit welcher sein Kamerad dastand, halb erschrocken über den Mörder und dann wieder aufmerksam besorgt und ängstlich um seinen zappelnden und blutenden Gefährten. Einige Schritte fortspringend drehte es sich doch wieder um, den Jäger mit seinen grossen schönen Augen anzusehen oder einen erschreckten Blick auf das sterbende Thier zu werfen, ganz starr vor Erstaunen, welches schreckliches Schicksal es ereilt hatte. Ich hätte das arme Geschöpf leicht schiessen können, aber es regte sich mein Gewissen zu sehr, als dass ich es hätte tödten mögen, und darum liess ich es laufen. Als meine Metzger das gefallene Thier aufbrachen, schien ihm eine Ahnung der Wirklichkeit aufzugehen; nach einem letzten sehnsüchtigen Blick floh es von dem Schauplatz und blieb erst in weiter Ferne stehen.

Ich möchte aber hier meine Leser doch darüber verständigen, dass, während ich bis zu einem gewissen Grade mich der Aufregung der Jagd und der mit ihr verbundenen Abenteuer hingab, alle meine Gedanken sich doch dagegen empörten, das Wild blos aus Liebe zur Jagd zu schiessen. In aller Gewissenhaftigkeit darf ich bekennen, dass mit Aus-

nahme von Büffeln, Rhinoceros und Elefanten, ich niemals ein Stück Wild schoss ausser für die prosaischen Bedürfnisse unseres Kochtopfes, wenn ich auch auf diese Weise oft tagelang meine Leute füttern oder wenigstens ihrer geschmacklosen täglichen Mehlsuppe aufhelfen konnte. Ich halte mich auch keineswegs für einen Jäger und strebe durchaus nicht nach dem Ruhme eines Nimrods, obgleich meine Thaten mich vielleicht zu solchem Namen berechtigen würden. Die Jagd diente aber freilich dazu, meine Galle abzuleiten und meine Ruhelosigkeit zu mässigen, wenn ich wie zu Rombo und Useri genöthigt war, kostbare Zeit zu verschwenden — eine Zeit, welche ich wol nützlicher hätte verwenden können, wenn nicht beständig in mir der Glaube genährt wäre, wir würden alsbald weiterreisen, bis meine Hoffnungen durch die grundlosen Lügen meiner Begleiter aufs äusserste getäuscht wurden.

Am fünften Tage unseres Aufenthalts in Useri, als ich Gedichte lesend in meinem Zelte lag, mein Schicksal erwünschte und erwartungsvoll dem Ende dieses zwecklosen Aufenthalts entgegensah, stürzten einige Leute ganz aufgeregt zu mir herein und meldeten, dass ein Rhinoceros etwa 3 km weit nach Osten hin grase. Ich fühlte mich wenig geneigt, noch einmal mein Leben auf der Jagd nach diesen gefährlichen Thieren einzusetzen, liess mich aber, wenn auch widerstrebend, doch durch einige meiner Leute aus dem Zelte schleppen, für welche die kommenden Abenteuer lediglich ein Fest waren, ohne dass sie sich um meine eigene Gefahr kümmerten. Gefolgt von einer grossen Schar von Trägern und Händlern, welche begierig die Jagd mit ansehen wollten, machte ich mich auf mit meiner Büchse Kaliber 8 in der Hand, während Brahim die Expressflinte in Rücklage hielt. Als ich das Thier $\frac{1}{2}$ km weit vor mir zu Gesicht bekam, bemerkte ich, dass es eine Mutter mit ihrem Jungen war.

Es war mir äusserst zuwider, auf diese Thiere Jagd zu machen, und ohne die Menge müssiger Gäste um mich herum hätte ich mich schnurstracks umgedreht und mein Lager wieder aufgesucht. Aber welche Entschuldigung sollte ich diesen Menschen nennen? Was verstanden sie von meiner Ahnung von Unglück, wenn ich mich in die Nähe dieses Rhinoceros wagte? Konnte ich nach all den waghalsigen von mir geleisteten Thaten es ertragen, ein Feigling betitelt zu werden. Gedankenvoll blickte ich auf das ahnungslose Thier in der Ferne, und suchte nach einer Entschuldigung oder Ausflucht, ohne eine zu finden: so entschloss ich mich lieber mein Leben an meinen Ruf zu setzen, als für ängstlich und furchtsam zu gelten, obwohl ich überzeugt war, diesmal nicht mit heiler Haut davonzukommen.

Als wir das Rhinoceros zuerst erblickten, graste es ruhig in der offenen Ebene, wo nicht ein Busch den mindesten Schutz zum Anschleichen gewährte. Als ich etwas um dasselbe herumging, um den Vortheil des Windes mir zu sichern, war ich sehr erfreut darüber, dass sich mein Wild in das hohe Gras niederlegte. Dies vereinfachte unser Manöver erheblich. Das bange Vorgefühl begleitete mich jedoch fortwährend und brachte meine Temperatur auf Nullgrad, bis ich wirklich zu zittern anfang, als würde mir ein Eimer kaltes Wasser den Rücken herunter gegossen. Langsam aber sicher krochen Brahim und ich wie Schlangen vorwärts und nicht ein Ton verrieth unsere Gegenwart, obgleich für meine schmerzlich angespannten Gehörorgane mein Herz wie mit Trommelschlägen gegen meine Rippen zu klopfen schien und ich fast über den Versuchen erstickte, den Athem an mich zu halten. Ich fühlte deutlich, dass ich unfähig sein würde, die Büchse anzulegen oder gar abzudrücken, wenn ich dieser mich lähmenden Gefühle nicht Herr würde. Aber aus purer

Scham und dickköpfiger Hartnäckigkeit wollte ich jetzt nicht mehr nachgeben, so reizbar mich auch das Gefühl der Hüfllosigkeit machte. Zoll um Zoll näherten wir uns dem arglosen Thier. Die Büchse vorausnehmend, stützte ich mich leicht auf sie, ängstlich bedacht, dass das Gras nicht rauschte. So kamen wir schliesslich bis auf 15 Schritt heran, und jetzt endlich wich zu meiner grossen Beruhigung die schreckliche Beklommenheit, welche wie die Nemesis mich zu verderben drohte. Jetzt bemächtigte sich meiner die Ungeduld, das Herz schlug weniger laut, ich fühlte mich weniger matt und mehr als Mensch von Knochen und Fleisch. Zuversichtlicher kroch ich langsam vorwärts und war bald auf 10 Schritt heran. Noch waren wir unbemerkt, doch bald war es vorbei; denn in diesem Augenblick stand das Junge auf und fing an unruhig hin und herzugehen, in die Luft zu schnüffeln und Verdacht zu fassen. Erst wollte ich sofort schiessen, aber da das Junge mich offenbar nicht wahrgenommen hatte, so warf ich mich platt ins Gras nieder. Binnen kurzem legte sich sein Argwohn und es streckte sich wieder hin. Ein kleiner Baum stand zwischen uns, der uns zum Rückzuge dienen konnte, und ich wollte deshalb nach ihm hinkriechen bevor ich feuerte, obgleich er nur 2 Schritt vom Rhinoceros stand. Die Secunden schienen zu Stunden zu werden, während wir die uns trennende Entfernung zurücklegten. Endlich war der Baum erreicht, und ich blieb eine Minute liegen, meine Nerven zu beruhigen und mich überhaupt zu sammeln, während ich das Thier vor mir athmen hörte. Jetzt war es Zeit zu handeln, zumal das Rhinoceros sehr günstig zu Schuss lag. Mich etwas aufrichtend, nicht ohne ein gewisses Beben, und das Gras ein wenig bei Seite drückend, um meine Beute deutlicher zu sehen, legte ich die Büchse an die Backe, zielte mit einer Ruhe und Sicherheit, die mich selber überraschte,

und drückte ab. Es gab einen fürchterlichen Aufstand, während ich ins Gras zurücksank, bereit den zweiten Schuss, wenn nöthig, abzugeben. Als die grosse Kugel das ahnungslose Thier durchbohrte, sprang es auf die Füsse, rannte einige Schritte in den Wind und drehte sich dann im rechten Winkel ab, um zu fliehen. In demselben Augenblick sprang ich auf und feuerte von neuem, ergriff dann die Expressflinte von Brahim und schickte dem Jungen ihre Ladung zu, worauf sie fast gleichzeitig beide niedersanken und den Boden mit ihrem Herzblut färbten. Da erscholl auch das Triumphgeschrei der fernen Beobachter. Nachdem Brahim den Thieren den Gnadenstoss gegeben, ging ich nach meinem Zelt zurück, aussehend wie einer, der etwas gethan, was nicht der Rede werth sei, in Wirklichkeit jedoch so „alle“, dass ich gern zu der in solchen Schwächezuständen beliebten Arznei, nämlich einem Cognac, gegriffen hätte, wenn ich denselben nicht ein für allemal mir verschworen hätte.

Unter solchen Abenteuern schwanden die Tage langsam dahin und mir war es völlig klar, dass vor Ablauf des sogenannten Fastenmonats an einen Aufbruch nicht zu denken sei. Lebensmittel gab es im Ueberfluss. Das Wasser sprudelte zu unsern Füssen in grossen Mengen so klar und kühl, wie es von den Höhen des Kimawensi durch einen unterirdischen Kanal herunterfloss, während mächtige Waldbäume uns vor der Mittagshitze Schutz gewährten. Die Temperatur sank Nachts bis auf 16 Centigrade und stieg überhaupt selten über 21°. Die Händler brachten den Tag mit Gebeten zu und schliefen bis Sonnenuntergang, um dann zu zechen und an den guten Sachen von Useri sich gütlich zu thun. Das Lagerbild innerhalb des herrlichen Waldamphitheaters war unübertrefflich schön und malerisch, wenn die Schatten der Nacht sich niedersenkten und hundert Wachtfeuer den Wald

mit düsterm Scheine erhellten und die nackten Männer wie schwarze ruhelose Geister umhertollten. Ueber diese Scenen am Boden wölbte sich die strahlende Pracht der grossen Bäume und über ihnen allen glänzte und funkelte das Firmament. Ungefähr zwei Stunden nach Sonnenuntergang drang jeden Abend durch allen Lärm und Frohsinn des Lagers eine Stimme von eindrucksvoller Wirkung. Sowie der helltönende musikalische Klang an Fülle zunahm, mässigten sich die Stimmen, die Unterhaltung hörte auf, und allgemeine Andacht herrschte im Lager. Der Klang, welcher also in der umgebenden Luft widerhallte, war der heilige Ruf zum Gebet. Jedes Wort wurde mit grosser Deutlichkeit ausgesprochen und ausgesungen, so lange der Athem reichte, und wie es den widerhallenden Wald mit seinem durchdringenden Echo erfüllte, fühlten selbst wir „Ungläubigen“ uns veranlasst, den Hut abzunehmen. Sowie das Echo der letzten Worte verhallt war, wurde der unterbrochene Faden der Unterhaltung wieder angeknüpft, das Scherzen begann von neuem und leben und leben lassen war wieder die Parole.

Als am Abend des 4. August die sinkende Sonne das schneeweisse Haupt des Kibo mit einem Hof verhüllte und die dunkle Nacht dem Glanz des Tages folgen wollte, kam jedermann aus dem Lager hervor und beobachtete den westlichen Himmel. Niemand war ein aufmerksamerer Beobachter als ich, denn wir hofften am Himmel das Zeichen zu erkennen, dass der Fastenmonat und damit unsere qualvolle Ferienzeit vorüber sei. Mit andern Worten, wir schauten nach dem Erscheinen des Neumondes aus. Ich hatte die Ehre, zuerst dieses Zeichen einer neuen Aera der Hoffnungen für mich zu sehen, und als der schwache silberfarbene Streifen, noch gebadet in den Strahlen der untergehenden Sonne, sichtbar wurde, warf ich meinen Hut in die Luft und rief frohlockend

„Da ist er!“ Bald sahen ihn alle und unter Springen, Lachen und Beten kehrten wir zum Lager zurück.

Lange vor der Morgendämmerung waren alle „streng rechtgläubigen“ Anhänger des Propheten aufgestanden, ihre Gebete zu singen. Diese Uebungen dauerten bis 7 Uhr. Dann hörte die Andacht auf und eine Salve nach der andern erdröhnte, zum grossen Schrecken der Eingeborenen, welche erschreckt flohen. Dann legte jeder seinen Sonntagstaat an und besuchte alle andern, um die üblichen Glückwünsche nebst Geschenken einzutauschen. Zum Andenken an diese Gelegenheit musste ich auch jedem Manne meiner Karavane ein Geschenk machen; darauf hob ich, angethan mit einem neuen Leinenanzug, den Posten bei meinem Zelt auf und hielt grossen Empfang ab, um auf Kosten meines geringen Vorraths an Bequemlichkeiten den Versuch zu machen, meine Würde als des wichtigsten Mannes der Karavane aufrecht zu erhalten.

Am folgenden Tage, dem 6. August, rüsteten wir uns endlich zum Weitermarsch. Zuvor aber sammelten sich alle Kaufleute und stellten ihre Waffen zusammen. Dann traten 4 Mann in ebenso viel Ecken und um diese ging Jumba herum, einige Gebete singend, die vermuthlich unserer Wohlfahrt und Sicherheit und der Vernichtung aller unserer Feinde dienen sollten. Die Feierlichkeit endete mit einem gemeinschaftlichen Gebet aller Händler aus dem Koran.

Unser Marsch war nur kurz, in fast nordwestlicher Richtung über ein etwas besser bewaldetes Land, welches nicht so einförmig war und an Meereshöhe beträchtlich zunahm, bis wir einen schönen kleinen Hain erreichten. Die Bäume bezeichneten wie in Useri die Quellen des Kimangelia-Baches, welcher verbunden mit dem Useri-Bach im Osten den Tsavofluss bildet.

Hier beschlossen wir zu lagern. Zum bessern Schutz hatten wir eine Stelle mitten im Walde ausgewählt, und räumten hastig das Unterholz weg, um das Aufstapeln der Güter und das Aufschlagen der Zelte vornehmen zu können. Ich machte es mir auf einem Feldstuhl bequem, freute mich über den kühlen Schatten und eine frische Tasse Kaffee, als ich durch eine ungewöhnliche Bewegung aufgeschreckt wurde. Auf die Füße springend und die Tasse wegsetzend, griff ich unwillkürlich zu meiner stets schussfertigen Büchse, da was da vorging mich erbeben machte. Die Leute liefen nach allen Richtungen davon, als hätte die Erde sich aufgethan, sie zu verschlingen. Einige kletterten auf die Bäume, andere verbargen sich gelähmt hinter Gebüsch oder etwas anderem. Der Schrecken schien die Luft mit elektrischer Geschwindigkeit zu erfüllen, und kurze rasche Ausrufe der aufgeregten zum Tode erschrockenen Leute wurden überall gehört. Selbst fast gelähmt von dieser ungewöhnlichen und noch immer nicht gesehenen Gefahr stand ich hilflos da, bis einer meiner Leute mir Aufklärung verschaffte, indem er mir warnend „Bwana, bwana, mboga!“ (Herr, ein Büffel!) zurief. „Guter Gott, wo denn?“ fragte ich, rasch hinter einen Baum schlüpfend, und an ihm vorbei in der bezeichneten Richtung ausschauend — denn das möge man nur wissen, es gibt kein gefährlicheres und gefürchteteres Thier in ganz Afrika. Da ich nun wusste, um was es sich handelte, war ich gefasster und auf alle Ereignisse vorbereitet. Im nächsten Augenblick gab es einen schrillen schreckensvollen Laut, der jedem ins Herz drang, und nach der Richtung hinsehend erblickte ich zu meinem blassen Schrecken einen Mann, der wie eine Rakete in die Luft geworfen wurde, und einen tapfern alten Büffeltier, welcher aus dem Gebüsch hervortrat. Der Mann fiel mit lautem Krach in den dichten

Büsch zurück und der Bulle machte sich wieder nach ihm auf, als verschiedene von uns sich sammelten und zu seiner Hülfe herbeistürzten. Bevor ich herankam, wurde eine reguläre Salve auf das wilde Thier abgegeben, welche indessen keine weitere Wirkung hatte, als dass es sich von dem gefallenen Mann abkehrte und wie toll durchs Lager rannte. Haufen Leute waren draussen ohne zu wissen, was vorging, und wir schrien ihnen warnend zu, als wir hinter der wüthenden Bestie herstürzten. Wir kamen gerade rechtzeitig draussen an, um ein fürchterliches Durcheinander anzusehen, womit sich jeder vor der Gefahr zu retten suchte, während die Esel vor Furcht schreiend fortliefen. Ein unglückliches mit Senenge beladenes Thier befand sich gerade auf dem Wege des Büffels, und bevor es sich retten konnte, war der Büffel herangekommen. Im nächsten Augenblick waren Esel, Ladung und alles auf die Hörner gespiesst und wirbelten in der Luft, wie wenn ein Hund eine Ratte umher schleudert. Nicht zufrieden damit, zertrat der Büffel den armen Esel, dass er sich mit heraushängenden Eingeweiden in Krämpfen wand, und gab ihm dann noch einen fürchterlichen Stoss mit dem Kopf, sodass der Schädel buchstäblich zermalmt wurde und das Thier eine Leiche war.

Ein benachbartes dichtes Gebüsch gewährte dann dem Büffel Schutz und bald standen wir alle herum, geschäftiger als eine Koppel Hunde. Jedermann war jedoch auf seiner Hut, da wir die beachtenswerthe Geschicklichkeit des rachsüchtigen Thieres ja soeben kennen gelernt hatten. In Wirklichkeit freilich waren wir grösserer Gefahr von unsern eigenen Flinten ausgesetzt, weil fortwährend acht- und ziellos in das Dornengebüsch gefeuert wurde. Diese Hetze bewirkte, dass der Büffel mehrere Fehlangriffe bis zum Rande seiner Deckung unternahm, sich aber immer

wieder zurückzog, wenn er seine Quälgeister voll Schrecken fliehen sah.

Ueberzeugt, dass es zuletzt herausgetrieben werden würde, begab ich mich zu der Stelle, wo das Thier voraussichtlich austreten würde. Ich brauchte nicht lange zu warten. Ein Gebrüll, ein Krachen der Zweige und hervor kam die grosse Gestalt mit donnerndem Gepolter. Als es auf 10 Schritt vorüberging, feuerte ich meine Expressflinte ab und hatte die Genugthuung, dass der Schuss sass, da der Büffel stolperte und beinahe zusammenbrach. Indessen nahm er sich wieder auf und floh zum Gebüsch zurück, wobei ich ihm eine zweite Kugel gab.

Jetzt wussten wir, dass das Spiel gewonnen war, da das Thier unwiderruflich eingehen musste, und wir besprachen mit Musse die Lage der Dinge, als wir durch einen schrecklichen Aufschrei unterbrochen wurden. Umschauend sahen wir einen unserer Leute am Boden zappeln und den Büffel darüber aus, ihm den Rest zu geben. Makatubu, welcher zunächst dabei war, sprang mit seltenem Muthe zu und feuerte seine Flinte dem Büffel in die Lichter und veranlasste ihn dadurch sich wieder in den Busch zurückzuziehen. Der Mann war vom Wasserholen zum Lager zurückgekommen, ohne zu wissen, was all das Rufen und Schiessen zu bedeuten habe. Nahe bei dem Busch vorbeigehend, bevor er wusste, was los war, war er vom Büffel angegriffen und niedergeworfen.

Ich beschloss jetzt der Sache ein Ende zu machen und ging mit Makatubu und Brahim als Verbündeten auf den Busch zu. Wir fanden jedoch, dass derselbe aus mächtigen Dornen bestand, die so dicht verschlungen waren, dass man nicht vorwärts kommen konnte, ausser auf allen Vieren und zwar auf den Spuren des Büffels. Mit angehaltenem Athem

und stierenden Augen krochen wir eine Zeit lang herum, den Feind zu finden, wurden aber allmählich immer sicherer darüber, dass uns nichts retten könnte, falls er uns angreifen sollte. Wegzulaufen war die reine Unmöglichkeit. Zuletzt wurde diese Ueberzeugung bei mir so unwiderstehlich stark, dass ich mich von der Jagd zurückzog, nachdem ich mein Leben eine Viertelstunde daran gewagt hatte. Nicht so Brahim und Makatubu, welche mit einer Sorglosigkeit sondergleichen beschlossen, bei seinem Tode zugegen zu sein.

Bei meiner Rückkehr zum Lager fand ich Arbeit genug für mich vor. Dem zuerst in die Höhe geworfenen Manne war das Hüftgelenk ausgerenkt und der Körper an verschiedenen Stellen fürchterlich zerrissen. Die Leute standen rathlos umher, ich erkannte aber, dass, wenn der Mann später noch zu etwas zu gebrauchen sein sollte, schnelle Hülfe vonnöthen war. Ich hatte nie ein Bein einrenken sehen und nur eine unbestimmte Vorstellung davon, wie es geschehen müsse; aber mit Martin und einem meiner stärksten Leute griff ich zu, und unbekümmert um das Geschrei des Opfers und die verwunderten Vorstellungen der Zuschauer, brachten wir das Bein im Nu wieder ins Gelenk und legten festen Verband an. Dann nahm ich ein Rasirmesser, beschnitt die zerrissenen Stellen und richtete sie hübsch zurecht und fühlte mich zuletzt ordentlich stolz über mein Werk. Ich erlaube mir anzufügen, dass der Mann, dank meiner raschen, wenn auch rohen Hülfe vollständig genas und nicht aufhörte mich in allen Zungen zu preisen. Der andere Mann hatte keine besondern Verletzungen erfahren und befand sich bald wieder wohlauf.

Während dieser Beschäftigung wurden wir wieder unterbrochen durch wiederholte Flintenschüsse und durch das Pfeifen einer Kugel, welche nahe bei uns in einen Baum

schlug. Wir flohen durcheinander in den freundlichen Schutz des Waldes, weil noch mehrere Schüsse durch den Wald dröhnten. Dann hörte das Gewehrfeuer auf und kurz nachher kehrten Makatubu und Brahim im Triumph zurück mit dem Kopf des Büffels, den sie endlich abgefangen hatten. Das Stirnbein des Thieres war förmlich zerschmettert, ein Auge ausgeschlagen, verschiedene Löcher aber zeigten die Wege, auf welchen sich harmlose Kugeln in dem Schädel versteckt hatten. Es war offenbar ein alter einsamer Bulle gewesen, der aus der Herde vertrieben und in seiner Sinnesart infolge davon versauert war. Das massive und äusserst



Die Hörner des Büffels von Kimangella.

rauhe Aussehen des Hörner zeugte deutlich von seinem Alter, und ohne Zweifel muss er fast taub gewesen sein, da er einige Zeit fast mitten im Lager dagelegen hatte, bevor er zu den gefährlichen, soeben beschriebenen Tollheiten aufgeschreckt wurde.

Infolge dieses Abenteuers mussten die verwundeten Leute nach Taweta zurückgesandt werden. Wir konnten sie unmöglich mit uns nehmen, da wir ohnedies schon mehr als belastet waren. Ich musste mich deshalb mit bestmöglichem Anstande ins Unvermeidliche ergeben und die Rückkehr des Ambulanz-Corps abwarten.

Kimangelia (oder vielmehr unser Lager an den Quellen des Baches, welcher von den Suaheli nach dem umliegenden District benannt wird) liegt in nahezu 1220 m Meereshöhe. Das Land war mehr uneben und bewaldet als die bislang durchwanderten Gegenden. Die grösste Eigenthümlichkeit war jedoch der häufige „schottische Nebel“ oder Rieselregen, der uns einhüllte und die leicht gekleideten Leute ganz jämmerlich, trotz ihrer Feuer, frösteln und zittern machte. Weil die Temperatur während der hier verbrachten vier Tage selten über 18° stieg, des Morgens aber häufig unter 10° fiel, so war ich froh, in meinem Zelte einen Ueberzieher benutzen zu können.

Einer der Waldbäume hatte nach meiner Messung einen Umfang von nicht weniger als 9 m. Er war ohne Aeste 30 m hoch gewachsen und hatte dort eine mächtige Krone angesetzt.

Die Zwischenzeit bis zur Rückkehr der Ambulanz wurde zu zwei Abstiegen bis an den Fuss von Kimangelia benutzt, wo wir mit den Eingeborenen, die ungewöhnlich zahlreich zur Stelle kamen, einen Markt abhielten. Wir hatten uns bis an die Zähne bewaffnen und zahlreiche Begleitung mitnehmen müssen, weil das Volk augenscheinlich nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, das Blutbad unter ihren Brüdern zu rächen. Auch bestand ich noch eine Jagd auf ein Rhinoceros, indem ich diesmal ein verwundetes zwei Stunden lang durch dichten Busch verfolgte, um es zuletzt zu verlieren. Ich kann mir keine aufregendere oder gefährlichere Form der Jagd denken, als einem solchen Thiere in die engen Irrgänge zu folgen, welche durch einen afrikanischen Busch führen. Der Jäger sieht nicht zwei Schritte voraus und weiss nie, ob der nächste Strauch das rachsüchtige Thier verbirgt, ist dagegen sich wohl bewusst, dass jeder Angriff den Tod be-

deutet, weil die Aussicht, das Thier durch einen Kopfschuss aufzuhalten, gleich Null und Flucht ein Ding der Unmöglichkeit ist.

In Kimangelia befanden wir uns an der Grenze des Massai-Landes, nach welchem ich mich nun schon so lange gesehnt hatte. Dies ist zugleich die nördliche Grenze des bewohnten Theils des Kilima-Ndjaro — weil der Mangel an Wasser, der ununterbrochen steile Absturz und die Nähe der Massai den übrigen Theil unbewohnbar machen.

SIEBENTES KAPITEL.

NACH KIKUJU.

Zum vierten mal über die Grenze von Massai-Land am 11. Aug. 1883. — Charakter der Gegend. — Meereshöhe. — Zahlreiches Wild. — Eierkuchen von Straussenei. — Neue Begegnung mit Massai-Aeltesten. — Das Flachland Njiri. — Vorboten von Unfrieden. — Neue Vorsichtsmassregeln. — Verpflegungs-Schwierigkeiten. — Vermehrte Gefahren vor den Massai. — Schmeichelhaftes Anerbieten. — Der Doenje-Erok. — Seltsame Gebräuche. — Grosse Wüste. — Das Hochland von Kapte. — Beschreibung eines Marschtages. — Willkommene und unwillkommene Besuche im Lager. — Ngongo. — Kikuju und seine Bewohner. — Umpfählung des Lagers nothwendig. — Kriegerische Märkte. — Elefantenjagd. — Ueberfluss an Lebensmitteln. — Neu und reichlich verproviantirt. — Aufbruch zum Naiwascha-See.

Als am 10. August die nach Taweta geschickten Leute zurückkehrten, brachten sie einen Brief von einem Jumba Mwengi-Mwengi mit, welcher unsern Jumba ersuchte, 10 Tage auf ihn zu warten, damit er sich dann unserer Karavane anschliessen könne. Eine Rathsversammlung wurde zusammenberufen und unter Furcht und Zagen wartete ich auf deren Ausgang. Zu meiner grossen Erleichterung lautete der gefasste Beschluss, nicht zu warten, sondern sofort nach dem Massai-Lande aufzubrechen. Bei dieser Gelegenheit mag noch erwähnt werden, dass diese aus mehreren hundert Mann bestehende Karavane kurz nach ihrer Ankunft zu Taweta von den Blattern befallen wurde, an welchen mehr als die Hälfte der Leute starben, sodass die andere Hälfte nach der Küste zurückkehren musste. Dies wird dem Leser eine Vorstellung

von den vielen Gefahren geben, welche eine afrikanische Expedition zu gewärtigen hat.

Am 11. August brachen wir zum vierten mal nach dem Lande auf, welches sich für „uns so nahe und doch so fern“ erwies. Als wir aus dem Walde traten, nahmen die Kaufleute verschiedene Ceremonien und Singübungen vor, bei denen blaues Papier eine Hauptrolle spielte, und dann marschirten wir in dickem Nebel vorwärts.

Der Weg führte anfangs durch dichten Busch, oder vielmehr wir wählten uns unsern eigenen Weg, weil ein Fusspfad nicht vorhanden war. Binnen kurzer Frist tauchten wir auf in einem schönen, grasigen, wellenförmigen Lande, an dessen Ostseite sich zahlreiche kegelförmige und rundgewölbte Berge erhoben. Unsere Meereshöhe nahm langsam zu, bis wir nach zweistündigem Marsch das Weideland der Massai in dem gefürchteten District Leitok-i-tok erreichten. Natürlich rückten wir mit aller denkbaren Vorsicht vor, weil man nicht wissen konnte, wie bald wir mit den Massai selber zusammentreffen würden. Ich war der Anführer einer starken nicht beladenen Vorhut, welche auch die besten Sprachkundigen umfasste, während die Hauptarmee so eng geschlossen zusammenhielt, als die Umgebungen es gestatteten, und den Nachtrab bildeten Martin, Jumba und fast alle Herren. In der Nähe eines verfallenen Kraals richtete ein die Karavane durchbrechendes Rhinoceros einige Verwirrung an, und dasselbe geschah durch ein anderes zu gleicher Heldenthat geneigtes. Es sei hier die Bemerkung gestattet, dass dies ein sehr gewöhnliches Ereigniss wurde, und doch kam niemals jemand dabei zu Schaden. Die Thiere scheinen diese Tollheiten aus reiner Lust am Scherz in Scene zu setzen, denn wenn sie wirklich ernste Uebelthat beabsichtigt hätten, so konnten sie leicht die im panischen Schrecken vor ihnen flüchtenden Träger nieder-

stossen. Wahrscheinlich rührt ihr Durchbruch durch die Reihe nicht sowol von dem besonderen Verlangen her ihre Feinde zu zerstreuen, als vielmehr von ihrer angeborenen Neigung gegen den Wind zu rennen. Wenigstens habe ich bemerkt, dass der Angriff fast in allen Fällen dann stattfand, wenn das Thier an unserer Leeseite, d. h. an der dem Winde abgewandten Seite der Karavane schlafend dagelegen hatte. Es hatte dann plötzlich die Witterung der Karavane erhalten, war aufgesprungen und nun mitten durchgebrochen, entweder ohne alle Angriffsgelüste oder von der Menge der nach allen Richtungen auseinander stiebenden Leute so verwirrt, dass es sich kein einzelnes Opfer aussuchen konnte. Nur bei einer Gelegenheit sah ich eine Traglast in die Luft fliegen, die von einem Träger gerade auf dem Wege des Thieres abgeworfen war. Die „Komas“ wurden in solchen Fällen stets entfaltet und kräftig geschwungen, um durch ihre geheimnissvollen Kräfte den Quälgeist zu beschwören.

In der Nähe des Kraals durchwateten wir einen kleinen Bach, und schlugen etwas weiter an einem andern Bach Namens Kamanga oder Ngare Rongei (schmaler Fluss) unser Lager auf. Da sich hier zahlreiches Wild vorfand, so ging ich gegen Abend pürschen und brachte zwei Büffel zur Strecke, war dabei aber äusserst vorsichtig in meinen Bewegungen, nach allem was ich von der Rachsüchtigkeit und Lebenskraft dieser Thiere bereits gesehen hatte. Auch folgte ich einer Herde von 60 Giraffen, kam aber nicht zu Schuss.

Der Kamanga fliesst östlich, wendet sich dann um die Kiulu-Berge und ergiesst sich in den Tsavo. Unser Lager ergab eine Meereshöhe von 1400 m. Wir hatten damit die höchste Stelle auf dem breiten Rücken erreicht, welcher sich vom Fuss des Kimawensi bis nach hier erstreckt und weiter

nach dem Abwässerungsgebiet des Tsavo langsam abdacht. Die Leute werden während der Nacht böß gefroren haben, denn der Wind blies bitterlich kalt vom Gebirge her und die Wärme sank auf etwa 10 Centigrad.

Den folgenden Tag gab es einen kurzen Marsch, bis wir an der Quelle lagerten. Das Wild wurde immer zahlreicher, denn zu gleicher Zeit sahen wir Exemplare von Rhinoceros, Giraffen, Zebras, Elennantilopen, Wildebeests oder Gnu, Grant's Antilope (?), Hartebeests, Strausse und Hyänen, während Büffel rudelweise im dichten Busch versteckt lagen. Ich gestattete mir einen Eierkuchen von Straussenei, der kaum von einem gewöhnlichen Eierkuchen zu unterscheiden war.

Die Fernsicht nach Nordosten über das Thal des Tsavo mit seinen kegelförmigen vereinzelt Spitzten, Grasebenen, und Waldstrecken nach der schönen Bergkette von Kiuliu in Ukambani hat viel Aehnlichkeit mit der Aussicht von Mandara's Dorf über Kahe nach den Sogonoi-Bergen, wenn sie auch nicht die tropische Ueppigkeit und Fülle der letzteren Landschaft verräth.

Nachdem wir die Quelle verlassen, machten wir einen tüchtigen Marsch durch eine sich ziemlich gleichbleibende Gegend. Ich ging voran, und schoss zwei Zebras und ein Gnu. Diese Thiere erwiesen sich als eine sehr willkommene Bereicherung unserer Vorräthe, welche schon zu schwinden begannen, weil unsere Leute sonst hätten zu schwer beladen werden müssen, wenn sie Lebensmittel für viele Tage hätten tragen sollen. Nach einem Marsch von 5 Stunden ging es merkbar bergab, und dann kamen wir auf eine grosse Ebene, welche sich nach Norden und Westen so weit ausdehnte, als man sehen konnte. Plötzlich aus dem Walde an die Ecke einer Bergkette in die Nähe eines kleinen Teiches tretend,

wurde ich überrascht durch die geradezu wunderbare Menge Wild. Antilopen und Zebras liefen wirklich zu Tausenden umher, und dabei kann man sich eine unfruchtbarere, staubigere Gegend kaum denken. Dieser Ort heisst Maragoa Kanga oder das Perlhühnerfeld, ein bedauerlich falscher Name, da wir nicht ein Exemplar dieser Thiere zu Gesicht bekommen konnten.

Wir kamen hier wieder einmal in Verbindung mit den Massai, und ich konnte nicht umhin, meiner Verwunderung Ausdruck zu geben über die kühle Art und Weise, mit welcher drei oder vier Aelteste ohne eine Spur von Furcht in unser Lager kamen, obgleich ihr Volk die Händler von Zeit zu Zeit ermordet hatte, bis sie sie ganz von dieser Strasse vertrieben hatten. Erst im vergangenen Jahr hatten sie eine Karavane angegriffen, die von Ukambani nach Taweta zog, und in der Stille der Nacht 40 Träger ohne die geringste Herausforderung niedergestochen. Jetzt standen vor uns Angehörige desselben Stammes und besuchten uns, angethan mit aller Würde der Herren der Schöpfung und völlig sicher, dass wir keine Wiedervergeltung üben würden. Es waren prächtige Vertreter ihrer Rasse, weit über 2 m hoch, und von einer wilden aristokratischen Würde in ihrem Benehmen, die mich mit Bewunderung erfüllte. Nach einer kalten förmlichen Begrüssung begannen sie mit allen Einzelheiten zu berichten, dass man in ihrem Kraal Gewehrschüsse gehört habe und dass sie, in Erwartung eines Angriffs der Wakamba, auf Kundschaft ausgezogen seien; dass sie zuletzt auf unsere Spuren gekommen seien und gefunden hätten, es sei eine Karavane, dass sie dabei in grosse Unruhe gerathen wären durch einige bislang nie gesehene Fussspuren (Anspielung auf die meinigen). Dann streiften sie obenhin die Gründe, weshalb die Strasse so lange nicht benutzt sei, aber in

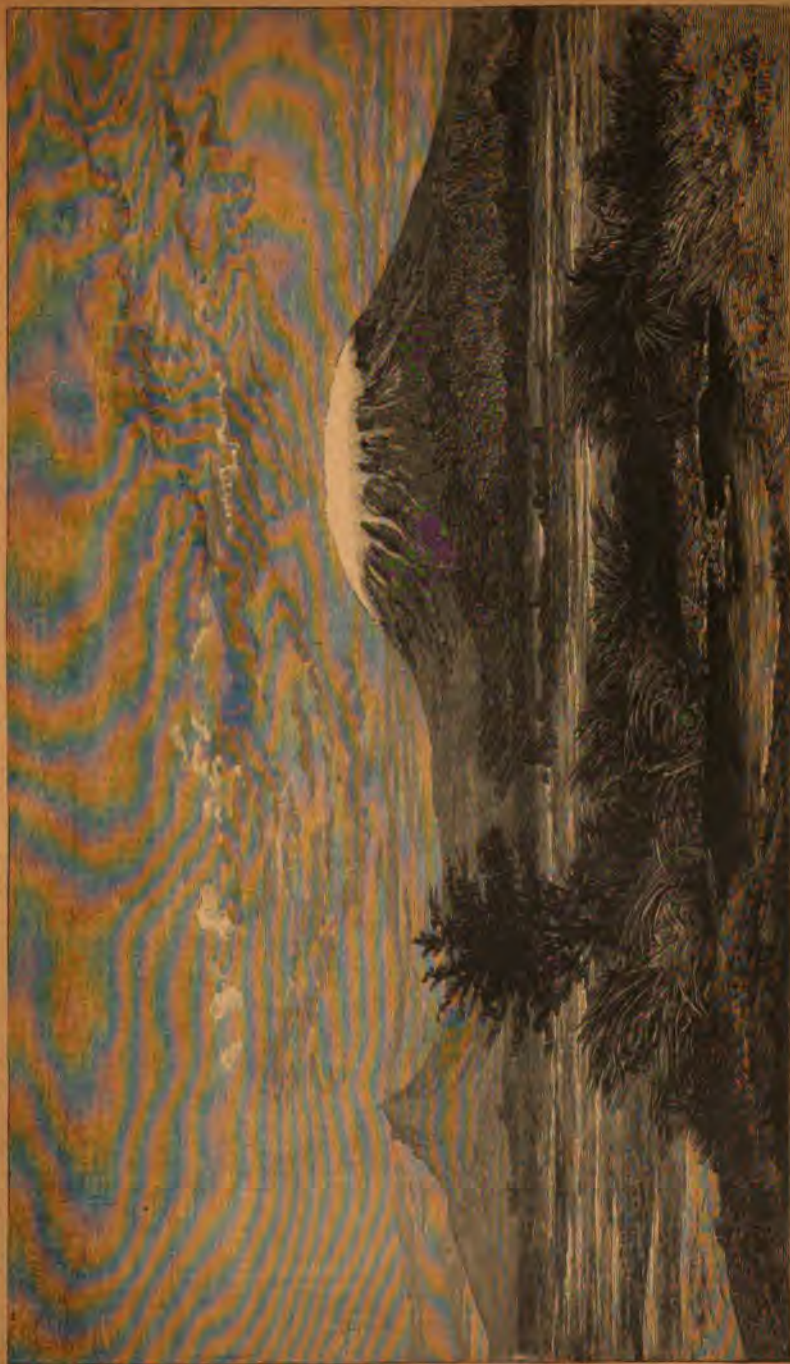
einer Weise, als ob dies gar keiner Erwähnung werth sei. Man müsse nicht zu streng über ihre jungen Krieger urtheilen, wenn sie auch ein wenig über die Schnur gehauen und einige Träger erstochen hätten, um Blut zu kosten und ihre Hände in Blut zu tauchen. „Jungens sind Jungens“ und „Jugend muss austoben“, das war die ganze Vertheidigung der Graubärte. Jetzt aber freuten sie sich die Kaufleute wiederzusehen, da ihre Vorräthe an Eisendraht, Perlen und Ketten für ihre jungen Weiber auf die Neige gingen. Natürlich ward ihnen auf diese Ansprache eine würdige Entgegnung. Wir sagten den Aeltesten wohin wir zögen und versicherten ihnen, wir wünschten Frieden und wollten wol das Vergangene vergessen; doch sollten sie ja nicht ausser Acht lassen, dass wir vollständig gerüstet seien uns zu rächen, falls Blut vergossen würde. Obendrein sei unsere Karavane mit einem mächtigen weissen Leibon (Massai-Name für Medicinmann) versehen, welcher mit der grössten Leichtigkeit ihr Land durch Hunger und Krankheit verheeren könne; darum sollten sie sich hüten, uns herauszufordern! Verschiedene Redner nahmen theil an der Unterhaltung, welche vom ersten bis zum letzten Wort erstaunlich ernst und würdevoll geführt wurde.

Zu unserer grossen Erleichterung und Beruhigung hörten wir, dass die Krieger von ganz Njiri bis nach Matumbato hin, nach Ukambani, der Küste und Kavirondo gezogen seien, um Vieh zu erbeuten. Das war wirklich eine gute Nachricht, denn sie bewahrte uns vor vieler Gefahr und Verdriesslichkeit, um nicht zu reden von der grossen Ersparniss an Gütern, da der grössere Theil des schwarzen Zinses an die Krieger abzuführen ist.

Für die nächsten paar Tage führte unser Weg über die grosse Njiri-Ebene, welche sich äusserlich deutlich als das

frühere Bett eines grossen Sees kundgibt. In einer Meereshöhe von etwa 1000 m liegend breitet sie sich in einer fast ununterbrochenen Ebene vom Kilima-Ndjaro im Süden bis Matumbato im Norden und von den Kiulu-Bergen im Osten bis zu den Hügeln des Guaso n'Ebor (weisser Fluss) im Westen aus. Seitdem ich Mombas verlassen, habe ich manche Gelegenheit gehabt, unterschiedliche Landschaften zu beschreiben: das schöne Hügelland von Rabai, die wellenförmige Landschaft Duruma mit ihrer dichten Decke von Gebüsch und Dickicht, die grausige Wüstenei von Njika, die Berge von Teita, das Waldparadies von Taweta, das prächtige Rundgemälde von Djagga, und das Wiesenland von Sigirari und Ngare n'Erobi. Die Grundzüge sind bei allen diesen Gegenden verschieden und man könnte glauben, dass ich in dieser Aufzählung alle Abwechslungen der in dieser räumlich beschränkten Gegend zu findenden Scenerien erschöpft hätte. Das ist jedoch nicht der Fall. Die Ebene von Njiri bietet uns ein Bild, welches in gewissen Beziehungen denselben grossen Eindruck hinterlässt wie der Kilima-Ndjaro selbst, wenn auch dieser Berg den feierlichen Eindruck des Ganzen durch seine himmelansteigende Grösse wesentlich erhöht.

Angenommen, wir ständen mitten in der Ebene: In unmittelbarer Nähe erblicken wir nicht einen Grashalm, welcher uns über den dürren Anblick des feuchten schlammigen Sandes hinwegheben könnte, der, mit verschiedenen Salzen getränkt, das Wachsen jeder Pflanze verhindert. Hie und da erblickt man jedoch am Horizont einige kleine, von Ringen grüner Gräser umgebene Wasserflächen, einige zerstreute Bäume und armselige Gebüsch. Andere grüne Tüpfel langen wogenden Schilfgrases und Papyrus bezeichnen den Ort verschiedener Sümpfe. Diese Teiche und Sümpfe zeigen Süswasserquellen an, welche hier mit aufgelösten Salzen erfüllt



DER KILIMA-NDJARO UND DIE NDIKIRI-EBENE.

THE NEEDS OF
PUBLIC LIBRARIES

ANTHONY LENOX
TRUST FOUNDATION

entspringen und sich nach Verdunstung des Wassers ihrer Bürde wieder entledigen. Neben ihnen breiten sich weite Strecken aus, die mit einer reinen weissen Kruste von Natron und Salpeter bedeckt sind, die durch die Verwitterung der von den ausgetrockneten Sümpfen der Regenzeit zurückgelassenen Salze entsteht. Diese Flächen erscheinen dem Auge als Tücher von frischem weissen Schnee oder Seen von entzückend klarem Wasser. Zu andern Zeiten erscheinen sie, getroffen von den Strahlen der Sonne, in dem blendenden Glanze polirten Silbers. Ein zauberischer Nebel verhüllt schattig und gespenstisch zugleich die Landschaft, während Luftspiegelung die seltsamen Eindrücke wesentlich vergrössert, sodass zuletzt alles wie Schein und Täuschung aussieht. Die ungewöhnliche Natur der Erscheinung wird noch gesteigert durch die staunenerregende Masse des Kilima-Ndjaro, die pyramidale Gestalt des Neru, die Doppelspitze des Ndapduk und die schwarzen Höhen des Doenje-Erok, welche von der mattgrauen Helle alle noch eben zu unterscheiden sind. Trotz aller Oede und Unfruchtbarkeit der Landschaft ist Wild in wunderbarem Ueberfluss vorhanden. Die Giraffe, die zu solcher Gegend so recht passt, zeichnet sich am Horizont ab, wie ein überirdisches Ungeheuer, welches Bäume und Gebüsche abknuspert. Das Gnu, an sich teuflisch und wüthig von Aussehen, springt in ungeschlachten Sätzen umher oder eilt in raschem linkischen Galop über die Natronfläche dahin. Zebras wandeln in langen Reihen gemächlich von einem entfernten Weidegrund herbei. Hyänen schleichen von ihrem Aasschmaus nach Hause. Löwen drücken ihre Befriedigung über den nächtlichen Raubzug durch wiederhallendes donnerähnliches Gebrüll aus. Unwillkürlich fragt man sich, wie so zahlreiche Scharen grössern Wildes in dieser offenbaren Wüste leben können. Eine merkwürdige

Täuschung bringt die feuchte, heisse, vom Sande aufsteigende Luft hervor. Sie versetzt die schwarzen und weissen Streifen des Zebras in eine wunderbar schöne wellenförmige Bewegung, sodass sie auf und nieder zu zittern scheinen, wie die Papierschnitzel bei dem wohlbekanntem elektrischen Versuch. Während wir noch die Trugbilder der Ebene anstauen und das eindrucksvolle Schauspiel achtungsvoll bewundern, verdichtet sich der Nebel in der Ferne und verhüllt allmählich die niedrigeren Berge. Da berührt eine mit Feuchtigkeit von der See her beladene Morgenbrise die Spitze des Kimawensi, kühlt sich ab und hinterlässt eine Wolke. Weiter ziehend zum Kibo hüllt sie ihn ein in ein Grabtuch von Schichtwolken. In kurzer Zeit verschwindet der ganze Berg aus unserm Gesichtskreis, wie das „fundamentlose Gebilde eines Traums“.

Höchst wahrscheinlich hat der früher hier befindliche See die nothwendigen Vorbedingungen hergegeben, um die den Kimawensi aufbauenden vulkanischen Kräfte zu erzeugen, und sind letztere zweifelsohne zu gleicher Zeit erloschen, als der See verschlammte oder wahrscheinlich ganz austrocknete. Bereits habe ich auf den ungewöhnlichen Umstand aufmerksam gemacht, dass nicht ein einziger Wasserlauf an dieser Seite den Berg hinunterfliesst (wie wir ihn hier jetzt vom Norden her betrachten). Die einzigen Zeichen einer Verbindung mit dem ewigen Schnee des Kibo sind die zahlreichen bald hier bald dort in der Ebene entspringenden Quellen, welche verschiedene Teiche und Sümpfe bilden und in denen sich Schlammbeisser und Flusspferde aufhalten. Sie haben keinen Abfluss, die Verdunstung allein stellt das Gleichgewicht her.

Beim Marsch durch Njiri gingen unsern Leuten die Lebensmittel vollständig aus und sie würden ohne die Aus-

beute meiner Büchse geradezu Hunger gelitten haben. Im Laufe dreier Tage schoss ich und zwar unterwegs 3 Zebras, 3 Rhinoceros, 4 Pallahs und einen Wasserbock, 2 Schakals und mehrere Perlhühner. Als ich einmal höchst vorsichtig ein Hartebeest oder Kuhantilope jagte und es von hinter einem Grasbüschel her anschlich, bekam ich einen furchterlichen Schrecken, indem ich beinahe über einen Leopard straukelte, welcher gleich mir auf das Wild lauerte und von meinem Anschleichen nichts bemerkt hatte. Erschreckt knurrend drehte er sich um und zeigte mir die furchterliche Reihe seiner Zähne. Ich dachte er sässe schon auf mir, als ich erschrocken zurücktaumelte. Glücklicherweise verfolgte er seinen Vortheil nicht, und bevor ich mich sammeln und meine Büchse ruhig aufnehmen konnte, war es aus Sicht verschwunden.

Am 17. August lagerten wir an einem Salzwasserteich, in welchem jedoch verschiedene süsse Quellen entsprangen. Hier trafen wir zum ersten mal zahlreichere Massai. Das Bild, was wir hier sahen, erinnerte mich lebhaft an die Beschreibungen aus den Somali- und Gallas-Ländern, als die grossen schönen Rinderheerden, gehütet von einigen alten Männern, Weibern und Kindern, an diesen Teich zur Tränke herunterkamen. Es sah wunderbar aus, wie furchtlos und unverschämt selbst kleine Jungen unsere Träger vom Wasser wegjagten und aus dem Wege gehen hiessen, bis sie fertig seien, und mit gleicher Ueberraschung sah ich die nachgiebige und geduldige Art, wie diese Unverschämtheiten von den Trägern erduldet wurden, welche am andern Ort doch gewohnt waren sie zu befehligen und alle Waschensi (Wilde, zur Bezeichnung aller Eingeborenen aus dem Oberlande) furchtsam vor ihrer hohen mächtigen Gegenwart sich ducken zu sehen.

Obgleich hier nur eine Anzahl Aeltester sich zeigte, hatten wir nichtsdestoweniger 14 Senenges, 4 Kleider und 150 Perlen-schnüre zu erlegen. Mit einer kleinen List gelang es mir einige Massai-Frauen zu photographiren, obgleich ich dadurch beinahe einen gefährlichen Aufstand erregt hätte, weil sie glaubten ich bezaubere sie. Marabu-Störche sah man hier zahlreich, zugleich mit Geiern, Hühnerweihen u. s. w., welche sich zum Lager hielten, um Abfälle und Gedärme zu erspähen. Auch dass ich einen der Störche schoss, erregte grossen Lärm.



Massai-Weiber aus Njiri (mit bemalten Gesichtern).

Sie werden als heilige Vögel angesehen, weil sie wie Geier und Hyänen Todtengräberdienste wahrnehmen, eigentlich selber die Gräber der Massai sind — denn diese Menschen werfen ihre Todten einfach in die Wildniss, auf dass sie dort von diesen Thieren aufgefressen werden.

Auch mein Theodolit musste bei Seite geschafft werden. Sein gewichtiges Aeussere und seltsam verwickelter Mechanismus wurden mit solcher Unruhe betrachtet, dass die Leute feindselige Absichten kundgaben und ihn zu zerstören drohten. Wollte ich ferner das Instrument benutzen, so

geschah es offenbar auf Gefahr meines Lebens. Ich gab sehr widerwillig nach, aber ich musste aus der Noth eine Tugend machen, besonders als Jumba und die Händler mich ersuchten, nicht mich und sie der Gefahr auszusetzen, dass uns der Weg verlegt würde.

Es überraschte mich sehr zu bemerken, dass über Nacht sich alle Männer zu ihren Kraals zurückzogen, obgleich eine grosse Menge Weiber im Lager zurückblieb, ohne dass die Männer darüber die leiseste Bemerkung gemacht hätten. Während der Nacht störten Löwen und Hyänen uns beständig. Sie kamen so nahe heran, dass man ihre Gestalten deutlich in der Finsterniss erkennen konnte.

Andern Tags nahmen wir unsern Marsch wieder auf. Nach einigen Wegstunden sahen wir den Boden beträchtlich ansteigen und entdeckten, dass gneisartiges Gestein in nördlicher Streichung unter fast senkrechtem Neigungswinkel zu Tage trat. Offenbar hatten wir wieder einmal das Gebiet der vulkanischen Ausbrüche verlassen, deren Mittelpunkt der Kilima-Ndjaro ist, und waren auf metamorphische Bildungen übergetreten. Damit fiel zusammen ein verändertes Aussehen des Bodens und eine Rückkehr zu den Eigenthümlichkeiten des Pflanzenwuchses von Njika.

Mit Sonnenuntergang lagerten wir ohne Wasser bei einem verlassenen Kraal der Massai.

Vor Aufgang der Sonne andern Tags aufbrechend, umgingen wir eine Hügelkette und gelangten auf die kleine Ebene von Ngare na Lala (breites oder sumpfiges Wasser), welche am Südabhange des Doenje-Erok (schwarzer Berg) liegt, und sich in ein sumpfiges Gelände und dann in die Wüste verliert. Doenje-Erok ist ein imposantes Bergmassiv, welches von Süden her steil ansteigt, nach Norden aber sanft ablacht. Der Ndapduk liegt von hier östlich und sieht mit seiner

in zwei Spitzen auslaufenden Pyramide malerisch aus. Das Gestein beider Berge ist Graphitgranit, Gneis und Schiefer.

Wir waren jetzt zu dem gefährlichsten Theil des Massai-Landes gekommen und mussten deshalb beständig auf unserer Hut sein. Die stärksten Bomas wurden gebaut, Wachen ausgestellt, jedermann verboten allein oder unbewaffnet hinauszugehen oder sich irgendwie vom Lager zu entfernen. Glücklicherweise gab es in dieser Gegend wol gar keine El-Moran oder Krieger, sodass wir im ganzen nicht sehr belästigt wurden. Wir mussten hier jedoch mehrere Tage verweilen, weil die Händler einiges Vieh zur Nahrung kaufen mussten, sowie Esel zur Fortschaffung der Vorräthe und des einzutauschenden Elfenbeins. Sie hofften nämlich etliche Zähne zu bekommen, weil so lange Zeit keine Karavane hier gewesen war. Die Wettbewerbung um die Esel unter den Kaufleuten war eine nie versiegende Quelle des Spasses für mich. Wie da jeder „süsse Reden“ in die Ohren der Massai-Damen flüsterte und überzeugender Weise reich gefärbte Perlen oder schöne Ketten in ihre Hände gleiten liess, blos um sie zu überreden, ihm und nicht den anderen den Esel zu bringen! Und welch ein Wettrennen gab es, sobald eins dieser ehrwürdigen Thiere sich in der Ferne blicken liess! Wie die Händler ihre Gewänder aufnahmen und Jahre und graue Haare vergessend durcheinander vorwärts stürmten, und jeder dem Eigenthümer zuschrie, das Thier für ihn zurückzustellen, da er reiches Entgelt oder vorläufiges Trinkgeld gebe, dessen Annahme beiläufig entschied, wer die beste Aussicht hatte! Zeigte aber der Eigenthümer irgendwelche Zweifel, dann stieg der Wirrwarr aufs höchste. Einige erfassten das Leittau des Esels und stritten sich um dessen Besitz. Andere legten feste Hand auf die Ohren des armen Thieres, oder fügten neuen Schimpf zu seinem bescheidenen

Schicksal, indem sie seinen Schwanzansatz ergriffen. Der Eigner selber, von seinem Eigenthum abgedrängt, wurde ganz verwirrt von einer Menge, welche ihm mit betäubendem Geschrei in die Ohren brüllte „Schore! Schore!“ (gut Freund! gut Freund!) und ihn ersuchte, doch die kleinen Beweise ihrer Achtung in Gestalt einiger Perlen anzunehmen, welche sie ihm um den Hals warfen, um seinen Arm legten oder in die Hand zu drücken suchten. Auf meine eigene ruhige Weise schmeichelte ich einer Tochter des berühmten Leibon Mbaratien, mir einen Esel zu bringen; und so vollständig gewann ich ihr Herz durch meine artige Rede (obgleich das Beste durch den Dolmetscher verloren ging), dass sie wirklich mir ein Geschenk damit machte.

Vieh wurde nur langsam und zu enormen Preisen gehandelt, und dabei waren Muhinna und Sadi noch so faul, dass wir hätten sterben können, wenn wir blos von ihren Bemühungen abhängig gewesen wären.

Von dem Augenblick an, dass ich mich der Pangani-Karavane angeschlossen hatte, war ich gut Freund mit einem Händler Namens Al Heri geworden. Er war von Geburt ein Massai, aber als Knabe gestohlen und nach der Küste als Sklave verkauft, hatte sich aber allmählich zur Stellung eines angesehenen Händlers aufgeschwungen. Sein Massai-Name war Kombo-Ngischu, d. h. der Eigner vielen Viehs. Dieser Mann erwies sich mir von grossem Nutzen und machte in Verbindung mit seinem Stammesgenossen Moran, einem andern Massai-Händler, mich zeitweise ganz unabhängig von meinen Führern, abgesehen davon, dass ich durch sie auch noch fortwährend Mittheilungen über ihre Landsleute erhielt.

Der Handel ging jedoch so schlecht, dass die Leute schon auf schmale Kost gesetzt wurden und ich mich deshalb zu einem neuen Jagdzuge entschliessen musste. Ich jagte um

den Fuss des Doenje-Erok und bei meiner Rückkehr konnte ich auf meine wirklich bewundernswerthe „Strecke“ hinweisen, welche 4 Rhinoceros, 1 Giraffe, 4 Zebras und 4 Antilopen aufwies, welche alle innerhalb 6 Stunden meiner Büchse zum Opfer gefallen waren. Das wird dem Leser eine Vorstellung von der ungewöhnlichen Häufigkeit und Mannichfaltigkeit des grossen Wildes in diesem Lande geben. Auch sahen wir einige Büffel und zahlreiche Fussspuren von Elefanten. Ein Elefantenjäger von der Küste schoss am gleichen Tage einen von mir auch gesehenen Elefanten. Derselbe hatte eine Schulterhöhe von 3,1 m und die beiden Zähne wogen wenig unter 90 Kilo. Meine Jagdbeute ersparte uns mehr als eine Traglast von Waaren und versorgte meine eigenen Leute und die halbe Pangani-Karavane mehrere Tage hindurch mit nahrhafter Kost.

Zwei Tage darauf bestieg ich den Doenje-Erok, der an seinem höchsten Punkte nahezu 1830 m hoch ist. Ich sah viele Elennantilopen und schoss deren zwei. Auch traf ich die hornlose Antilope (welche die Suaheli Ndope nennen), welche ich noch nie gesehen hatte und auch seitdem nur einmal wieder erblickte. Der obere Theil des Berges war mit vortrefflichem Weidegrund bedeckt, auf welchem die Massai ihre Heerden grasen liessen. Einzelne Theile waren mit Wald bedeckt.

Am 24. August nahmen wir nach Vervollständigung unserer Einkäufe den Marsch wieder auf, aber erst um 5 Uhr, weil Jumba vermittelt seiner Künste entdeckt hatte, dass es übel angebracht sei, früher aufzubrechen. Die Zwischenzeit wurde durch einen blutdürstigen Streit zwischen Martin und Makatubu ausgefüllt, in welchem das heisse südliche Blut des erstern und das ungezügelte Temperament des letztern mit beiden durchgingen. Makatubu zog seinen Revolver und

mit dessen Krachen würde wahrscheinlich eine unangenehme Krisis hereingebrochen sein, hätte ich nicht Martin ergriffen und Brahim und anderen befohlen, den andern Fechter an die Kette zu legen. Glücklicherweise wurde so die Sache baldigst beigelegt und kam solcher Streit nicht wieder vor. Makatubu's Handlung zeigte indessen, wessen selbst die besten eingeborenen Diener fähig sind. Ohne Zweifel würde er Martin niedergeschossen haben, wenn ich ihn nicht schnell in Sicherheit gebracht hätte.

Unser Weg führte uns in fast genau nördlicher Richtung längs der Ostseite des Doenje-Erok durch einen sehr öden Landstrich, welcher mit einem dichten und undurchdringlichen Akazienwalde bedeckt war. Die Massai wurden immer zahlreicher, auch zeigten sich jetzt Krieger in grosser Zahl, sodass wir bei unsern Bewegungen grosser Vorsicht bedurften. Nach einem kurzen Tagmarsch lagerten wir an einem kleinen Bache, Ngare Kidenoi, an dessen Ufern die letzte hier durchpassirende Karavane vernichtet worden war. Dieser District heisst Matumbato, die hier wohnenden Massai sehen unter allen Stämmen dieser Rasse, die ich bisher erblickte, bei weitem am schwächsten aus. Fast alle schielten, welche Eigenthümlichkeit ihren Gesichtern oft den spitzbübischsten Ausdruck gab. Fliegen und Staub waren die unterscheidenden Merkzeichen der Gegend; letzterer mag in gewisser Beziehung zum Schielen stehen.

Diebereien oder Versuche zu stehlen gehörten jetzt zu den stündlichen Vorkommnissen. Ein Krieger macht z. B. einen durchaus unerwarteten Satz nach eines Trägers Last und versucht sie zu entführen, oder er greift mitten in der Karavane einen unbewachten Gegenstand auf und sucht das Weite. Diese Versuche gelangen selten; aber es war belustigend anzusehen, in welcher nachgiebigen und fast unter-

würfigen Weise die Händler sich diese Belästigungen gefallen liessen. Es war strenge Regel, keinen Versuch zu machen, einen gefangenen Dieb zu bestrafen. Der gestohlene Gegenstand wurde einfach wieder in Besitz genommen und dem Diebe erlaubt davonzugehen, so ärgerlich ihm auch das Gelächter seiner Kameraden und der Hohn der Träger über seinen Misserfolg sein mochte. Alle diese Versuche sehen fast immer wie freundschaftliche Neckereien aus, — Rührigkeit, Stärke und wagender Muth auf der einen Seite gegen Wachsamkeit und Ueberzahl auf der andern, ohne dass die gute Laune der Parteien einen Augenblick gestört werden durfte.

In Ngare Kidenoi musste ich unaufhörlich als grosser Leibon oder Medicinmann auftreten, welcher Gewalt über Leben und Tod besitzt; diese Stellung bewahrte mich vor mancher Störung und Unruhe, wenn ich auch noch immer genug davon zu leiden hatte. Oft setzte mich dieser Ruf einer lächerlichen Verlegenheit aus. Eines Tages z. B. erschien ein reicher alter Massai-Herr bei mir mit einem jungen und sehr hübschen Weibchen. Mir zuwinkend (nach Massai-Art) theilte er mir mit, er heisse Sadi und habe mir etwas Wichtiges zu sagen. Neugierig was denn wol los sei, lud ich ihn höflichst in mein Zelt und verschloss die Thür. Der alte Herr sah ganz wichtig aus, die junge Dame verschämt und zimperlich, Sadi lächelte und mich überkam ein ungemüthliches Gefühl, ob wol der Massai daran denke mir seine Frau überlassen zu wollen. Er erzählte mir sodann, dass er von meiner persönlichen Erscheinung ganz ausnehmend entzückt, von meiner Farbe aber hingerissen sei und dass er von seiner Frau auch gestehen dürfe, dass sie einfach in mich verliebt sei. Hier darf man sich vorstellen, dass wir beide errötheten, als unsere Blicke sich begegneten. Da sie keine Geheimnisse voreinander hätten, so hätten sie sich gegenseitig ihre Be-

wunderung meiner Person eingestanden und dass es doch gar zu schön sein würde, einen kleinen weissen Jungen zu besitzen, der mein Ebenbild wäre. Daraufhin seien sie zu dem Schluss gekommen, dass, weil ich ein grosser Leibon sei, der alles vermöge, es für mich ein Leichtes sein würde, ihnen eine Medicin zu geben, welche zu dem gewünschten Resultat führe.

Man kann sich vorstellen, wie es mich bei diesem aussergewöhnlichen Anliegen prickelte, indessen gelang es mir doch meine Haltung zu bewahren und dem alten Herrn mit aller schuldigen Würde zu antworten. Ich erklärte ihm also, dass ich über solche Dinge keine Gewalt besässe, dass dieselben ganz in der Hand von „Ngai“ lägen und dass er zu ihm beten müsse um einen solchen Segen wie ein kleines weisses Kind. Der alte Herr sah dies nicht recht ein, als er aber zweifelnd drein schaute und die Dame mit vielem Interesse ihre Zehen musterte, wurde ich unruhig. Sie antworteten, mein Vorschlag sei ja ganz gut, aber in einem Falle dieser Art hätten sie mehr Vertrauen zu mir. Sie hätten Rinder und Esel, welche sie mir schenken wollten, wenn ich ihnen zu willen wäre; wenn ich es aber nicht thäte, so würden sie mich für einen schlechten Menschen halten, und seine Frau würde mir das sicherlich nie vergeben. Die Sachlage wurde allmählich zu lächerlich und so willigte ich zuletzt ein sie anzuspucken, und that dies um so kräftiger und freigebigter, als sie meinem Speichel königliche Tugenden beilegten. Ganz entzückt und geehrt über diese besondere „Salbung“, strahlten ihre Gesichter vor Freude, verriethen aber doch noch das Verlangen nach einer besondern Medicin. Zuletzt langweilte mich ihre Hartnäckigkeit, und da mir selber gar nicht wohl dabei zu Muthe war, so braute ich ihnen ein Brausepulver von Eno als ein specifisches untrügliches Mittel. Sie schlürften das

aufbrausende Getränk in gespannter Erwartung, jedoch mit Furcht und Zittern, hatten aber immer noch geheime Zweifel, ob das verheissene Resultat auch zur Gewissheit würde. Unglücklicherweise hatte ich kein Exemplar von Eno's Prospecten zur Hand, sonst würde ich ihnen zu ihrer vollständigen Befriedigung bewiesen haben, dass sein Getränk niemals selbst bei noch erstaunlichern Proben versagt habe, wie dies ja durch die verschiedensten Zeugnisse klar belegt würde. Nachdem ich sie dann noch einmal zum Zeichen meines guten Willens über und über bespuckt hatte, zeigte ich ihnen höflich die Thür; nicht ohne meiner lieblichen Freundin zuvor einige niedliche Perlen als Unterpfand für den zu erwartenden kleinen weissen Jungen zu verehren. Dann sagte ich ihnen Lebewohl, trat in mein Zelt zurück und gab meiner überquellenden Laune etwas Luft durch einige schottische Tänze und herzliches Gelächter, worüber schliesslich Songoro, im Glauben ich sei närrisch geworden, ganz unruhig wurde.

Das von uns hinter Ngare-Kidenoi durchzogene Land wurde immer unebener und öder; das Mbaraschgebirge mit seinen zahlreichen kleinen vereinzelt Spitzen blieb zur Rechten liegen. Wasser war nur zu haben, wenn wir in den eingetrockneten Betten der Bäche tiefe Gruben auswarfen. Kaum ein Halm grünen Grases war zu finden, welcher den rothen glitzernden Boden erfrischte, und so blieb es für uns ein beständiges Wunder, wie die grossartigen Viehheerden hier ihre Nahrung in der einen oder andern Weise finden.

Ich muss hier indessen bemerken, dass die Umgegend des Fusses des Doenje-Erok einer der wenigen Districte ist, wo man stets Massai antrifft, da das Wasser im Unterlande so selten und der Regen so dürftig ist, dass sie gezwungenerweise in der trockenen Jahreszeit es verlassen und nach den

höhern Bergregionen und Hochthälern hinaufwandern müssen. In verschiedenen kleinen vom Doenje-Erok herunterstürzenden Bächen findet sich nämlich das ganze Jahr hindurch Wasser, und so ist es den Massai möglich in der Nähe zu leben, wenn auch die Mehrzahl nach bessern Weidegründen auswandert.

Um diese Zeit war Rindfleisch unsere einzige Nahrung, da an das Wild sehr schwierig heranzukommen war. Wir mussten täglich drei Rinder kaufen. Das war wegen des Wettbewerbs der Panganihändler keine leichte Sache für uns, zumal jene Leute jeder Gemeinheit fähig und des Handelns in jeder Weise kundiger waren als meine Leute mit Ausnahme von Sadi und Muhinna, welche lediglich in Faulheit und Gefrässigkeit als unerreichbare Vorbilder glänzten. Ich musste mich hauptsächlich auf Kombo-Ngischu und Moran verlassen, die entschieden besten Leute in der ganzen Karavane. Das Kaufen war indessen ein ermüdendes Geschäft, da man keinen Ochsen ohne zweistündiges Handeln und Feilschen erwerben konnte, weil eben alle geschäftlichen Abmachungen in dieser Art zu Ende geführt werden. Der Handel wird zuletzt besiegelt, indem die Massai auf ihr Rind und meine Leute auf die Senenge und Perlen spucken. Ist das geschehen, so hat es mit allen fernern Reden über den Gegenstand ein Ende.

Wie man sieht hat das Spucken bei den Massai eine ganz andere Bedeutung als bei uns und den meisten andern Stämmen. Bei erstern drückt es das grösste Wohlwollen und die besten Wünsche aus. Es vertritt die Stelle unserer verschiedenen Glückwünsche und man darf ein junges Mädchen eher anspucken als küssen. Man spuckt sich an, wenn man sich begegnet und wiederholt es beim Abschiede. Der Handel wird ebenso besiegelt. Da ich ein Leibon ersten

Ranges war, so strömten die Massai zu mir wie fromme Katholiken zu Heilquellen pilgern, und nur mit Hülfe eines gelegentlichen Trunks Wasser konnte ich allem Begehre genügen. Je reichlicher ich auf sie spie, desto grösser war ihr Vergnügen, und stolz erzählten sie ihren Freunden, wie der weisse Medicinmann sie geehrt habe, und wiesen mit grösstem Behagen auf den augenscheinlichen Beweis der Auszeichnung hin. Es war allerdings eine austrocknende Arbeit für mich, wenn ich viele so zu behandeln hatte und oft musste ich Steinchen und Kügelchen in den Mund nehmen, die Erzeugung dieser kostbaren Flüssigkeit zu beschleunigen. Aber ihr kindlicher Glaube an die Wirksamkeit derselben liess mich meine Gefühle zurückdrängen und ihnen das Vergnügen machen. Wie konnte ich z. B. dem auf mich gerichteten Blick einer Massai-„Ditto“ (unverheirathetes junges Mädchen) widerstehen, wenn ich in ihren strahlenden Augen den Wunsch las, den sie sich scheute mir auszudrücken; und welche bessere Belohnung konnte ich einheimsen, als den entzückten Blick des nussbraunen Mädchens, wenn ich mich auf das so gefissentlich und pikant dargebotene Stumpfnäschen expectorirte?

An einem Orte Namens Seki ereignete sich ein Vorfall, der den kühlen und waghalsigen Charakter der Massaikrieger ins rechte Licht stellte. Einer von ihnen hatte einen Esel gestohlen und an einen von unserer Gesellschaft verkauft. Sein Eigenthum wiedererkennend ruft dieser Krieger seine Freunde zusammen und legt ohne weitere Umstände gewaltsam Hand an das Thier. In demselben Augenblick erhob sich der vielstimmige Ruf „Bunduki! Bunduki!“ (An die Gewehre!), und in überraschend kurzer Zeit strömten 4—500 bewaffnete Träger aus dem Lager und umzingelten die Streitenden. Ein solcher Hinweis hätte in jedem andern

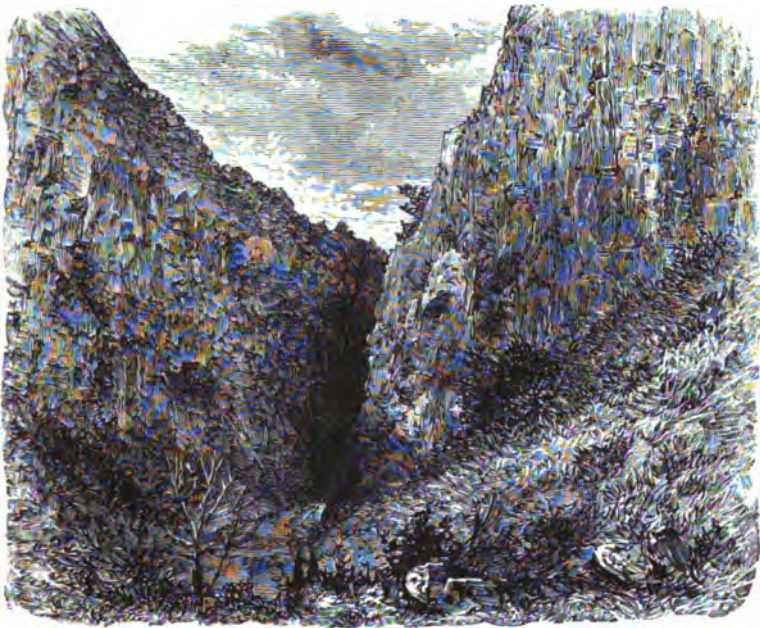
von mir besuchten Theile Afrikas einen plötzlichen Schrecken und allgemeine Flucht Hals über Kopf hervorgerufen. Nicht so bei den Massai, welche, obwol nur gering an Zahl, doch so kühl und gleichgültig blieben, als ob sie gar nicht wüssten, dass sie umzingelt seien. Letzteres hatte nur die Folge, dass sie den Esel losliessen und ihre Forderungen für Rückgabe herabstimmten. Eine ordentliche und ruhige Erörterung folgte und endete mit einem beiden Parteien genehmen Abkommen.

Am 30. August erreichten wir Besil und lagerten in der Nähe einer niedrigen Hügelkette, jenseits welcher wir die Uluberge in einiger Entfernung erkennen konnten. Bevor wir das Lager aufschlugen, sah ich einem Kampfe zweier Rhinoceros zu, welche sich nach Art der Stiere angriffen. Das eine gab zuletzt klein bei und floh, während das andere ihm nachsetzte und ihm fürchterliche Stösse in den Hintern ertheilte, dass es thatsächlich in die Höhe gehoben wurde und grunzte wie ein Schwein. Auf dieser Jagd schienen sie die Karavane gar nicht zu bemerken, da sie ganz nahe vor der Spitze vorübergingen. Nachdem der Sieger den andern aus dem Felde geschlagen hatte, wandte er uns seine Aufmerksamkeit zu und griff, da sein Blut einmal in Wallung gerathen war, die Karavane ungestüm und herausfordernd an und trieb die Leute wie eine Heerde Schafe auseinander, ohne ihnen jedoch Schaden zuzufügen. Zu den fernern Ereignissen dieses Abends gehörten der Diebstahl einer Traglast mitten aus dem Lager, ein Stossduell zwischen zwei Händlern wegen Elfenbein, und die nächtliche Entführung einer Ziege aus dem Lager durch eine Hyäne. Besil liegt in einer Meereshöhe von 1430 m und bildet die Wasserscheide zwischen Matumbato im Süden und der Landschaft Kapte im Norden.

Hinter Besil machten wir einen Gewaltmarsch nach Norden zu den Nullah von Turuku über wellenförmige Grasbenen, ziemlich baumfrei, aber hier und da mit Kraals besetzt, welche jedoch infolge neuerlicher Streifzüge der Wakamba verlassen waren, nachdem letztere kürzlich die Offensive ergriffen und Repressalien genommen hatten, indem sie das Vieh aus dem Herzen des feindlichen Landes entführten. In der Nähe des Lagers gelangten wir an eine Schlucht, welche uns auf einem guten, von dem Vieh der Massai ausgetretenen Wege zum Bache von Turuku sanft hinunterführte. Wir bemerkten hier, dass die Kämme der die Schlucht bildenden Berge von Massen porphyritischen Grünsteins bedeckt waren, welcher eine Anlage zu säulenförmiger Lagerung verrieth. Das metamorphische Gestein verschwindet hier unter ziemlich grossem Neigungswinkel unter der Lava, und die Schlucht liefert prächtige, die Beziehungen der beiden Gesteinsarten klarlegende Durchschnitte.

Nachdem wir das Lager abgebrochen hatten, stiegen wir die Schlucht vollends hinunter und tauchten nach Verlauf einer Stunde in einer grossen Wüste auf, welche sich in ununterbrochener Eintönigkeit bis zu den Bergen von Ngurumani und Mosiro erstreckt, hinter welchen die schwarze abschreckende Masse des Mau sich aufthürmt — die Böschung der Guas-Ngischu-Hochlande. Nach Osten erblickt das Auge nichts als einen düstern schwarzen Absturz von Lavafelsen, der mauerartig in fast gerader Linie Nord-Süd läuft, und das thatsächliche Gegenstück des Mau bildet. Es sind beide nichts anderes als zwei grosse Spaltflächen, zwischen welchen die vor uns liegende Ebene auf ihr jetziges Niveau herabgesunken ist, aus dem die Ränder von Guas-Ngischu und Kapte in kahler grimmer Massigkeit herausragen. In die östliche Grenze der Schlucht bringen zahlreiche niedrige

Bergkegel, die selbst aus der Ferne gesehen ihren vulkanischen Ursprung zur Schau tragen, eine gewisse Abwechslung. Sie haben sich längs der schwachen Bruchlinie erhoben, welche durch die Nachgiebigkeit des Untergrundes entstanden ist, und haben den eingeschlossenen Kräften,



Schlucht von Ngare-Sure.

welche die Berge aufbauten, verhältnissmässig leichten Austritt gestattet. Weiter nördlich liegt seitlich eine Kette malarischer Berge dem grossen Absturz im Westen vorgelagert. Die Wüste ist bekannt unter dem Namen der Dogilani-Wüste, und ist wegen fast durchgängigen Wassermangels unbewohnt ausser in der nächsten Nähe der Berge, von denen kleine

Bäche aus dem Hochlande niedersteigen und das Wachstum von Gras begünstigen. Der Absturz hat nach seinem düstern unzugänglichen Aussehen den Namen Doenje-Erok el Kapte (schwarzes Gebirge von Kapte) erhalten. Um Wasser zu finden, mussten wir tief in die äusserst malerische Schlucht von Ngare-Sure eindringen, welche wol 100 m tief durch die Lavafelsen eingeschnitten ist.

Zwei weitere Märsche brachten uns zum District La Do-riac, welcher eine überraschende Aehnlichkeit mit einer mächtigen Meeresbucht hat, wie sie so eben und flach da-liegt, umgeben ausgenommen im Süden von einem prächtigen Amphitheater von Bergen, unter welchen der Doenje-Kisali den Eingang an der einen, Doenje-Njiro an der andern Seite bewacht. Wir lagerten hier unter den unbequemsten äussern Umständen, die wir bis dahin erlebt hatten. Der ganze Boden war bedeckt mit solchen verwünschten winkligen Steinblöcken und diese wieder umgeben von so tückischen, das Leben verbitternden Dornen, dass man wol von einem üppig bequemen Lager hätte träumen mögen, ohne aber von ihnen eine Verwirklichung des Reizes eines solchen Bettes erwarten zu dürfen. Die Massai waren ausserordentlich zahlreich und demgemäss unverschämt und lästig, während erstaunliche Scharen von Fliegen, ebenso lästig wie die Rasse bei der sie hausen, uns das Leben zur Qual machten, sintemal es doch kein Vergnügen war, sie in nicht enden wollenden Haufen gleichzeitig mit unserer Kost hinunterzuschlingen. Trotzdem zwei Jungen sie beständig während der Mahlzeit von uns abwehrten, so glaube ich doch, dass wir mehr von ihnen als von sonst etwas genossen haben. Dazu die schreckliche Hitze, und bei alledem liessen uns die Eingeborenen nicht einen Augenblick in Ruhe, trotz Boma, Dornhecken um die Zelte und Wachtposten davor. Was die Massai nur

erreichen konnten, wurde von ihnen gestohlen. Makatubu vergass sich und hätte beinahe ein Gefecht herbeigeführt, indem er seinen Revolver auf einen Dieb abfeuerte — glücklicherweise ohne zu treffen, sonst würde unsere Lage eine ernste geworden sein. Wilde Stiere brachen sich los und rannten wie toll durch das Lager, Zelte, Menschen und was ihnen sonst in den Weg kam zu Boden reissend. Ein fürchterlicher Lärm erfüllte die Luft und das Ende der Welt schien gekommen zu sein.

Wir dankten unserm Schöpfer, als wir diesen Ort verlassen konnten und dem Laufe eines Baches folgend die seitliche Bergkette hinanstiegen. Wir kletterten über die etwa 1800 m betragende Höhe und folgten dann dem engen Thal eines andern Baches und zwar solange, bis wir die eigentliche Wasserscheide überschreitend in ein kleines anstossendes Thal hinabstiegen und endlich bei Anbruch der Nacht am Fusse eines Kapteberges Namens Lamuju unser Lager aufschlugen. Unterwegs schoss ich an einer Stelle nicht weniger als vier Rhinoceros. Es war wirklich ein prächtiger Spass zu sehen, wie eins dieser Thiere die ganze Karavane auseinanderjagte, bevor ich ihm den Fangschuss gab.

Während der Nacht hatten die Leute eine schlimme Zeit durchzumachen. Es gab kein Brennholz, dafür aber Regen nach Sonnenuntergang, während der Wind mit fürchterlicher Wuth vom Hochlande herunterwehte und die müden, seinem Grimm schutzlos preisgegebenen Träger entmuthigte. Glücklicherweise liess der Wind nach Mitternacht nach. Ich hatte jedoch Mitleid mit meinem guten Freunde Jumba und gab ihm eine meiner österreichischen Decken.

Niemand dachte daran das Lager zu verlassen, bis erst spät am Morgen. Als wir endlich zum Aufbruch kamen, marschirten wir in nördlicher Richtung zum Ende des Thals,

•

wo wir einen verlassenen Viehweg der Massai entdeckten, der uns oben auf das Hochland von Kapte führte. Der Blick vom Rande des Tafellandes hat mehr von dem allgemeinen Aussehen einer europäischen als einer mittelafrikanischen Landschaft. Wellenförmiges Land lag weit gestreckt vor uns, die Niederungen mit kniehohem saftigen Grase bedeckt, aus welchem unser Klee ganz heimatlich hervorschaute. Die Rücken dagegen waren mit Bäumen von mittlerer Höhe bestanden, die viel Aehnlichkeit mit denen der gemässigten Zone hatten, wenn auch prächtige Calodendron (Schönbäume) vom Cap mit ihrem herrlichen Blumentepich ein ungewohntes Schauspiel darboten. Die Zwischenräume im Waldlande wurden von einer schönen und stark riechenden mannichfaltigen Menge von Gestrüchern ausgefüllt. Diese offenen Stellen waren die Stelldicheins grosser Büffelherden und die Weideplätze von zahlreichen Elefanten und Rhinoceros, während man in den graserfüllten Niederungen grosse Scharen Elennantilopen, Hartebeests, Zebras und Straussen sehen konnte. Ich beschlich eine der Elennantilopen, konnte sie aber nur anschiessen. Glücklicher war ich darin, ein schlafendes Rhinoceros abzuthun. Mit der gewohnten Vorsicht kroch ich zu ihm heran, und unterwegs musste ich wieder die üblichen Empfindungen durchmachen, als ob Hundertfüsser mir am Rücken heraufkröchen, ich Blut schwitzte, die Augen glotzten und ich bei hoch klopfendem Herzen nach Luft schnappte, bis die wirkliche Gefahr an mich heranrückte und nun die Nerven sich spannten und die Muskeln wie von Eisendraht wurden. Auf einige Schritte herangekommen zielte ich rasch und leise. Als der Knall mit betäubendem Echo widerhallte, klapperte ich mit den Füßen auf dem Boden wie ein Hase. Die grosse schwarze Masse bekam sofort Leben. Aufspringend stierte das Thier

wild herum, dann schoss der Schweiss stromweise aus seinen Nasenlöchern wie Wasser aus einer Quelle; es lief noch eine kleine Strecke fort und brach todt zusammen. Der Schuss war durch die Lungen gegangen.

Nach dieser Heldenthat brachte uns ein einstündiger Marsch zu einer schönen Bodensenkung, welche von baumgekrönten Hügelreihen umgeben war und eine herrlich murmelnde Quelle kalten Wassers umschloss, das einen entzückenden Teich bildete, auf dessen Fläche Enten schwammen und Wasserlilien in der Schönheit der ersten Frühlingstage sich wiegten. Dies war Ngongo-a-Bagas, das „Auge“ oder „die Quelle“ von Bagas, einer der Hauptzufüsse des Flusses Athi von Ukambani. Ein zweiter noch grösserer, der Ngare-Murju, vereinigte sich mit dem Bagas etwas weiter östlich. Er entspringt wie der letztere in beträchtlicher Stärke am Fusse der Ostseite des Doenje-Lamuju.

Bevor wir weiter ziehen, dürfte es angezeigt sein, dem Leser eine Vorstellung von unserer täglichen Lebensweise zu geben. Es war anerkannte und unverletzliche Regel, auf dem Marsche zu sein, bevor die Sonne sich über den Horizont erhob. Beim frühesten Zeichen der Dämmerung, häufiger noch beim ersten Krähen der verschiedenen von der Karavane mitgeführten Hähne, taumelten wir aus dem Bett, tauchten das Gesicht in kaltes Wasser, und wenn die Gegenstände gerade sichtbar wurden, sassen wir draussen beim Frühstück, während die Askari das Zelt abschlugen, das Feldbett aufrollten und alles marschfertig machten. Für das Frühstück wurde nur wenig Zeit bestimmt, und wenn das Karmoisinroth des Morgenhimmels in goldigen Glanz übergang, wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben.

Ich selbst gehe voran mit dem Vortrab. Das Lager liegt hinter uns und in der frischen kräftigen Morgenluft eilen

wir lustig vorwärts. Um diese Zeit haben die Leute einen kapitalen Schritt und jeder sucht in freundschaftlichem Wett-eifer an die Spitze zu gelangen. Wie die Sonne jedoch höher steigt, stimmt sich ihr Enthusiasmus herunter. Die Schwachen und Faulen beginnen hintenzubleiben und bald sieht man sie hier und dort ihre Lasten abwerfen, sei es um auszuruhen, sei es unter dem Vorwande etwas in Ordnung zu bringen. Marodiren wird jedoch nicht gestattet und die Rast darf immer nur kurz sein. Jedermann weiss, dass einschlafen soviel heisst als rascher Tod durch den Speer eines Massai. Martin bewacht den Nachtrab unserer Abtheilung und sieht dort nach dem Rechten, während ich vorn meine Messungen und sonstige Beobachtungen anstelle und wenn möglich übermüthige Rhinoceros und Büffel schiesse und so gleichzeitig Gefahren beseitige und den Topf fülle. An die Wildniss werden wir übrigens gründlich erinnert, wenn wir die hungrigen Leute wie gefräßige Hyänen über das Wild herstürzen sehen, um mit Messerhieben und unter zänkischem Geschwätz sich die fettern oder zarteren Theile zu sichern. Verwundungen sind nicht ungewöhnliche Vorkommnisse und häufig muss unter dem fechtenden Pack durch die drohend aufgehobene Ruthe die Ordnung wiederhergestellt werden, zumal jeder weiss, dass Drohungen niemals umsonst ausgestossen werden.

Zwei Stunden nach dem Abmarsch aus dem Lager wird halt gemacht, damit die lange Reihe sich wieder engaufschliesse, denn jetzt bei sich erwärmender Atmosphäre beginnen die Massai zu erscheinen. Von allen Seiten werden wir begrüsst mit „Schore! Schore!“ (Freund). Ich persönlich werde mit „Leibon!“ (Medicinmann) begrüsst, was ich mit einigen unartikulirten Tönen erwidere, um zu verstehen zu geben, dass ich ganz Ohr bin. „Gusak!“ (deine Hand)

wird dann verlangt. Nachdem sie derb geschüttelt ist, kommen wir zu einem neuen Abschnitt in der förmlichen Begrüssung mit dem Worte „Sobai?“ (Wie geht es dir?), worauf ich antworte „Ebai!“ (Gut!) Dann lässt der Besucher seinen Begrüssungen einen Zusatz folgen, indem er fragt „Jogon? maschetan!“ (Hörst du? Eine Perlenschnur!), und ohne Zaudern wird eine solche dem reckenhaften Bettler überreicht. Mehr Vergnügen macht es, unter Begleitung freundlichen Lächelns die „Ditto“ zu begrüssen, und zwar auch in andern Worten als für Männer passen — („Tagwenja!“ worauf sie „Eo!“ antwortet.) Abgesehen von der Begierde nach Geschenken, empfangen uns die Massai mit aristokratischer Würde. Sie laufen nicht wie in den südlicher belegenen Ländern ängstlich beiseite, noch rennen sie unter rohem Gelächter und gemeinem Geschrei nebenher. Ruhig beobachten sie uns, neugierig ohne allen Zweifel, verbergen aber ihre Gedanken unter einer anscheinend gleichgültigen Miene.

Um Mittag wird der zum Lager ausersehene Platz erreicht. Jeder Händler sucht sich eine passende Stelle, und grosses Rennen und Laufen findet statt um den Platz unter schattigen Bäumen oder um andere begehrenswerthe Stellen. Der erste Mann, welcher eine geschützte Localität erreicht, sichert sich seine Ansprüche, indem er sie mit seiner Flinte oder einem andern Gegenstande belegt, und dann wird ihm niemand sein Recht streitig machen. Muhinna war hierin gross; er schien instinctiv die wohnlichste und traulichste Ecke zu erkennen, und verstand den Kniff, dort zuerst anzukommen. Wenn jeder im Lager ist, werden die Güter eines jeden Händlers aufgestaut und mit Fellen oder sonstigen Gegenständen bedeckt, um sie vor den spähenden Augen und diebischen Fingern der Massai zu behüten. Wachen werden ausgestellt und ohne Zeitverlust gehen die Männer

mit Axt und Gewehr hinaus, dornige Akazien umzuhauen, um eine starke Boma oder Umzäunung herzustellen. Die Flinte wird für alle Fälle fertig gemacht, während kräftige Hiebe sich gegen die Stämme richten, und bald liegen die Bäume da, um weiter behandelt oder im laut schallenden Chor von Scharen der Leute nach den abgesteckten Linien geschleppt zu werden. Martin überwacht diese Arbeit, während ich neben unserm mächtigen Waarenhaufen Stellung nehme, mich den Blicken der Eingeborenen preisgebe und mit einer Tasse Kaffee labe, gewöhnlich in Gesellschaft von Jumba, der sich darauf versteht in solchen Augenblicken heranzulavieren.

Während die Arbeiten fortschreiten, erscheinen verschiedene Banden El-Moran von allen Seiten her, strahlend in einem neuen Ueberzieher von Lehm und Fett, mit grossen Speeren in der Hand, die in den Strahlen der Sonne funkeln, und mit Schilden, welche die Wappen der besondern Districte oder Anführer in neuer Ausführung tragen. In der Nähe des Lagers vollführen diese Krieger eine Menge militärischer Bewegungen zum Beweise, dass sie einige Anfangsbegriffe militärischer Kunst und des Werthes der Zucht und der einheitlich geschlossenen Thätigkeit besitzen. Darnach thun sie sich zusammen, stecken ihre Speere in den Boden, lehnen die Schilde dagegen und vollführen sodann einen besondern Tanz. Ein Krieger hüpfte einige Schritte vorwärts; dann springt er mit strammgehaltenem Körper, die Waffen an der Seite festnehmend und ohne die Knie zu beugen, verschiedene mal gerade aufwärts und wirft gelegentlich mit einem plötzlichen Ruck das lange Haar des Hinterkopfs sich über die Stirn. Während einer von ihnen diesen Tanz ausführt, singen die andern mit den ernsthaftesten Gesichtern der Welt einen lächerlichen Willkommen-

gesang (nämlich zur Plünderung!). Die Verzerrungen ihrer Gesichter und ihr sonstiger tiefer Ernst vereinigen sich zu einem unbeschreiblich komischen Bilde.

Nachdem der Tanz vorüber ist, sind sie bereit zum Geschäft überzugehen. Die hauptsächlichsten Redner auf beiden Seiten tauschen erst wohlgesetzte Begrüssungen aus. Diesem folgt eine langdrängige Erörterung über die angemessene Höhe des zu zahlenden Tributs. Bis die Hongofrage entschieden ist, wird die Umzäunung fertig, und wir sind geschützt vor jeder ernstesten Gefahr, obgleich die Verdriesslichkeiten jetzt erst beginnen. Die Zelte sind aufgeschlagen und eine zweite Dornenhecke ist um sie angelegt, welche nur eine kleine Stelle offen lässt. Diese wird von zwei Askari bewacht, welche mit freundlichen Manieren und süssen Worten die Schrecken eines Einbruchs der Massai zu mildern bemüht sind. Alle solche Versuche sind freilich in der Regel umsonst, denn keiner wagt Hand an einen Krieger zu legen, der sich in den Kopf gesetzt hat, mich und meine Sachen zu sehen. Mit der grössten Unverschämtheit stösst er die Wache beiseite, macht sich breit und lässt sich gehen, kommt mit einer „Gott grüss dich Junge, schmeckt das Pfeifchen!“-Arie auf mein Heiligthum zu und setzt sich mit seiner übelriechenden fettstarrenden Person auf mein Bett oder was sonst seinen Bequemlichkeitsgelüsten zusagt. Förmlich selbst in seiner Anmassung, pflegt er dann mich zu grüssen und bittet um einige Perlen. Diese gebe ich ihm in grösster Eile, damit er sich nur rasch wieder entferne. Nachdem ich endlich seinem unverschämten Gaffen alle Wunder meines Zeltens und meiner Person preisgegeben habe, complimentire ich ihn hinaus, nicht ohne dass er einige übelriechende Erinnerungen an seine Gegenwart zurücklässt. Die unwürdige Behandlung, die wir zu erdulden haben, ist geradezu unbe-

greiflich. Hätte ein Krieger mich bei der Nase zupfen wollen, so hätte es keine Hülfe dagegen gegeben; und hätte er mich „auf die rechte Backe geschlagen“, so hätte ich, gehorsam den Worten des Evangeliums, ihm auch noch in aller Unterwürfigkeit „die linke anbieten“ müssen. Dank meinem Rufe als Medicinmann kamen solche Dinge indessen bei mir nicht vor. Aber vom Morgen bis zum Abend wurde ich wie eine „Ausstellung“ betrachtet, und musste stets bereit sein, an die kriegerischen Bettler meine Perlen zu verschenken, — denn eine Weigerung durfte man sich gar nicht träumen lassen. Kein Mann wagte seine Flinte wegzulegen oder etwas frei liegen zu lassen. Nur in grosser Zahl durfte man Wasser holen oder Brennholz sammeln gehen. Das Lager wurde beständig in Unruhe erhalten, die sich zuweilen steigerte, wenn ein Massai gewaltsam Hand an etwas legte, was selbst mitten im Lager oft geschah, und damit ins Freie wollte. Dank unserer Vorsicht gelang es ihnen selten; aber sonst war es unmöglich es wieder zu erhalten, da kein Mensch an den Dieb herankommen konnte; man durfte ihn nicht einmal aus dem Lager ausschliessen, ohne sein Leben zu gefährden.

Gegen Sonnenuntergang pflegen sich die Krieger zu ihren Dörfern zurückzuziehen, sodass man einigermassen wieder aufathmen kann. Das Thor wird geschlossen und eine Wache daneben aufgestellt. Dann durfte man die Gewehre weglegen, Feuer anzünden und die Mahlzeit bereiten. Die Zungen lösten sich und eine allgemeine Heiterkeit trat ein, als wäre eine grosse Last von uns genommen. Dann und wann wurde es still, wenn ein Herumstreicher von Massai von der Wache angerufen oder ein Gewehr abgefeuert wurde, um ihn fortzujagen. Das Geräusch des Lagers erreichte seinen Höhenpunkt drei Stunden nach Sonnenuntergang und nahm dann



MASSAI-KRIEGER VON KAPTE.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX
TILDEN FOUNDATION

allmählich ab, wenn die von der Arbeit und Last des Tages ermüdeten Träger, vollgefressen bis zum Rande, einer nach dem andern sich schlafen legten und nachher nur noch das hässliche Lachen und Heulen der Hyänen, das gelegentliche Brüllen der Löwen und das Bellen der Schakale durch die klare mitternächtliche Luft ertönte.



Blick ins Lagerleben.

Doch kehren wir jetzt wieder zu unserer Erzählung zurück. In Ngongo hatten wir die südliche Grenze der Landschaft Kikuju erreicht, deren Einwohner in dem Rufe stehen, die lästigsten und wenigst umgänglichen dieser ganzen Gegend zu sein. Keine Karavane hat bisjetzt in das Innere dieses Landes eindringen können, so dicht sind die Wälder und so mordsüchtig und diebisch seine Bewohner. Sie sind gierig nach Küstenzierath und Tüchern und vereiteln stets ihre

Wünsche, weil sie es durchaus nicht lassen können zu stehen, oder sich den Scherz zu machen, dem Händler einen vergifteten Pfeil in den Leib zu schicken. Sie können sich ungestraft das erlauben, geschützt wie sie sind durch ihre für jedermann ausser ihnen selber undurchdringlichen Wälder. Selten kommt eine Karavane mit ihnen in Berührung, ohne dass der Handel mit Blutvergiessen endet, und obgleich sie in mehr als einem fürchterlichen Blutbade zu Ngongo und sonstwo bittere Lectionen empfangen haben, so sind sie doch immer bereit, mit den Kaufleuten Händel anzufangen. Ihr Land hat ungefähr die Gestalt eines Dreiecks mit einer Grundlinie von 65 km, die von Ngongo bis zu der den Naiwascha-See überragenden Hochfläche reicht. Die Länge des grössten Schenkels ist 112 km, und der Scheitelpunkt des Dreiecks endet am südlichen Abhange des Keniaberges. Dieser dreieckige Landstrich liegt gerade südlich vom Aequator und bildet sozusagen eine grosse Welle des Hochlandes von Kapte und seines nördlichen Ausläufers Leikipia. Seine Waldregion liegt in einer Höhe von 1800—2700 m; in den höhern Lagen bestehen die Bäume hauptsächlich aus mächtigen Wachholderbäumen und einem andern zapfentragenden Baume, der Conifere *Podocarpus*. In diesen hochliegenden Gegenden ist Trockenheit unbekannt und überall eine erstaunliche Fruchtbarkeit wahrnehmbar. Bäche sieht man in grosser Zahl und sie vereinigen sich zu dem grossen Wasserlaufe des Kilalumi oder Tanafusses. Es wachsen dort ungeheure Mengen süsser Kartoffeln, Yams, Cassava, Zuckerrohr, Mais, Hirse u. s. w., und scheint der Vorrath geradezu unerschöpflich zu sein. Auf meiner Rückreise traf ich eine Karavane von über 1500 Mann an, welche einen Monat in Ngongo verweilte und für drei Monate Vorräthe mit sich nahm, und doch schien dies keinen merkbaren Einfluss auf

die Zufuhr oder eine Erhöhung der lächerlich niedrigen Preise zu haben. Ausserordentlich fette Schafe und Ziegen kommen häufig vor, doch haben sie auch Vieh in beträchtlicher Menge.

Die Wakikuju sind nach Sprache und Gewohnheiten mit den Wakamba verwandt, obgleich sie bei weitem nicht so gut aussehen. Die jungen Männer und Frauen ahmen die Tracht der Massai etwas verändert nach, obgleich sie durch die an ihrem Körper angebrachten Pomaden von Fett und Lampenruss an die Wateita erinnern. Sie führen einen kurzen Speer, Schild, Streitkeule, Sime, und Pfeil und Bogen. Die Massai haben wiederholt versucht in ihr Land einzudringen, indessen schliesslich eingesehen, dass die Wakikuju ihnen in ihren dichten Wäldern „über“ sind. Bei jeder Gelegenheit sind sie geschlagen worden. Aber obgleich sie immer Krieg aufs Messer gegeneinander führen, so besteht seltsam genug doch eine Uebereinkunft zwischen ihnen, niemals das Weibsvolk gegenseitig zu belästigen. Daher kann man das seltsame Schauspiel geniessen, dass Massaiweiber ungestraft ihren Weg zu einem Dorfe der Kikuju nehmen, während dicht nebenan vielleicht ihre Angehörigen in tödlicher Fehde sich bekämpfen. Desgleichen bringen Wakikujuweiber häufig Korn zu den Kraals der Massai, um Häute dafür einzutauschen. Die Hütten der Wakikuju sind von der üblichen Bienenkorb- oder kegelförmigen Gestalt. Es erübrigt noch zu bemerken, dass diese Völkerschaften in jenen bedeutenden Höhen ein anstrengendes Leben führen müssen, weil die Temperatur in der trockenen Jahreszeit von unter dem Gefrierpunkt bis zu 32 Centigrade schwankt, während sie in der unangenehmen Regenzeit zwischen 10° und 35° sich bewegt, und dabei wegen der übermässigen Feuchtigkeit die niedrigern Grade sich kälter, die wärmern sich heisser

„anfühlen“ als in der trockenen Jahreszeit. Heftige und verheerende Hagelschauer kommen häufig vor; mehr als einmal sind Karavane von ihnen überfallen und haben, ihnen schutzlos preisgegeben, grosse Verluste dadurch erlitten.

So sind Land und Leute beschaffen, zu denen wir jetzt in Ngongo gekommen waren, und wir durften keine Zeit verlieren, uns vor den Wakikuju einerseits und den fast ebenso gefürchteten Massai von Kapte andererseits sicherzustellen. Wir wussten, dass diese sich in grosser Zahl östlich von uns in einiger Entfernung aufhielten. Unsere übliche Schutzwehr, die Dornenhecke, wurde für unsere gegenwärtige Lage nicht ausreichend befunden, weil die Pfeile der Wakikuju in der Stille der Nacht am meisten zu fürchten sind. Ein Pfahlzaun von drei Stämmen hintereinander musste angelegt werden. Zu diesem Zweck musste die eine Hälfte der Leute den erforderlichen Graben auswerfen, während die andere mit Gewehr und Axt zum Walde ging. Das dumpfe Fallen der Stämme und das Krachen der Zweige belehrten uns bald darüber, dass die Leute fleissig am Werke waren. Mittlerweile patrouillirten die Soldaten in der Nähe, um nach mordsüchtigen Dieben auszuschaun. In wenig Tagen hatten wir 20000 qm mit einem Staket umgeben, das durch dicht eingeflochtene Zweige verstärkt war.

Als dieses wichtige Werk vollendet war, mussten wir mit den Wakikuju in Verbindung zu treten suchen, um Lebensmittel zu kaufen, deren wir um so mehr bedurften, als wir seit beinahe einem Monat auf reine Fleischkost angewiesen waren, welche die Leute ohne alles Salz genossen. Infolge davon stellten sich allerlei Anzeichen von Durchfall ein, von welchem ich selbst keineswegs frei blieb. Es war jedoch nicht leicht an die Wakikuju zu gelangen. Die grossen Scharen der zu unserm Lager herunterkommenden Massai

verhinderten ihre Feinde, sich zu uns zu wagen, obgleich sie anfangs eingewilligt hatten, ihren Markt in einiger Entfernung abzuhalten. Um die Sache noch zu verschlimmern, fand ein Gefecht statt, in welchem mehrere umkamen, und nun wurde es uns bald klar, dass uns nichts anderes übrigblieb als in den Wald einzudringen.

Eine starke Abtheilung wurde deshalb organisirt, deren Oberbefehl ich übernahm, und dann marschirten wir zu unserm etwas gefährlichen Unternehmen ab — denn wir wussten, dass sie in den Dickungen des Waldes uns völlig gewachsen sein würden. Wir durchwanderten eine der lieblichsten Waldlandschaften, welche ich je das Glück hatte zu sehen. Wege von 3 bis 6 m Breite durchschnitten den Wald nach allen Richtungen. Da dieselben von jedem Busch oder Schlinggewächs frei und mit einer schönen Decke von Klee-
rasen überzogen waren, so ging es sich sehr angenehm darauf; dazu waren sie von immergrünen Gewächsen, mächtigen Wachholderbäumen und einer Fülle blühender Gebüsche eingefasst, welche die Luft mit herrlichem Duft erfüllten. Alle Augenblicke öffneten sich diese Wege auf einen schönen Park oder eine entzückende Lichtung, belebt von Gruppen von Antilopen und zuweilen von schwarzen Heerden von Büffeln. Ueberall erblickte man Spuren von Elefanten und doch sahen wir keine Thiere. Diese schönen Fussspuren leiteten mich anfangs sehr in die Irre; sie waren so schön regelmässig und breit, dass sie offenbar nicht das Werk der Natur waren. Auf Nachfrage erfuhr ich, dass sie von dem beständigen Eintreten der grossen Massaiheerden auf ihren Gängen zwischen den verschiedenen offenen Stellen des Waldes herrührten.

Nach einem mehrstündigen vorsichtigen Marsche durch die verschlungenen Wege erreichten wir eine Stelle, in deren

Nähe wir die Wakikuju vermuthen durften. In Erwiderung auf eine donnernde Gewehrsalve sprangen auch plötzlich Hunderte von Eingeborenen uns vor die Augen,

Aus jedem Ginsterstrauch sprang uns zur Seite
Ein schwarzer Krieger, gerüstet zum Streite.

Offenbar waren sie die ganze Zeit in den Wäldern herumgeschwärmt, hatten unsere Bewegungen bewacht und auf eine Gelegenheit uns anzugreifen gewartet. Jetzt sammelten sie sich rund um uns; da sie aber gefahrdrohend aussahen, so „zeigten wir ihnen die Zähne“, worauf sie eilends in gewisse Entfernung zurückwichen. Dann rückten wir bis mitten auf die Lichtung vor und machten unsern Kriegsplan fertig — soviele sollten kaufen, soviele das Gekaufte nach der Centralstation bringen, und über die Hälfte sollte, als für jeden Nothfall bereit, als Wache dienen. Verschiedene Gegenstände wurden gestohlen und mehrere mal brach panische Flucht unter den Wakikuju aus, aber glücklicherweise ereignete sich kein ernster Zwischenfall und so konnten wir mit allen möglichen guten Sachen beladen nach dem Lager zurückkehren.

Darnach besserten sich die Umstände erheblich. Die Weiber (niemals aber die Männer) kamen oft bis an den Rand des Waldes und gaben von ihrem Ueberfluss an uns ab. Sie versuchten es jedoch gern, die gedankenlosen Träger in die Tiefen des Waldes zu locken, indem sie den Markt immer weiter landeinwärts abhielten. So eifrig war die Mitbewerbung und so äusserst gedankenlos waren unsere Leute, dass, wenn sie sich selber überlassen worden wären, sie sicherlich soweit sich in den Wald vertieft hätten, bis eine Anzahl von ihnen erschlagen wäre. Ich machte deshalb in Bezug auf meine Leute diesem unvorsichtigen Benehmen rasch und

wirksam ein Ende, und Jumba machte es ebenso mit den ihm untergebenen Leuten.

Als ich am 8. September erfuhr, dass man Elefanten in der Nähe habe trompeten hören, zog ich mit einem kleinen Gefolge verlässlicher Leute aus, um mein Glück auf dieser Art Jagd zu versuchen. Uns ins Innere des Waldes vertiefend folgten wir anfangs einem Elefantenwege mit äusserster Vorsicht, indem wir einander durch Blicke oder Zeichen bedeuteten und nur einen leisen Pfiff zur Erregung der Aufmerksamkeit gestatteten. Das düstere Walddunkel, unsere schleichenden stillen Bewegungen, die Sorgfalt, mit welcher wir die Gesträuche zur Seite bogen, unsere peinliche Empfindlichkeit gegen jedes Geräusch, jeden Anblick, die hochgespannten Nerven und die Gefahr der Jagd überhaupt — alles dies waren gleich starke Quellen der Aufregung und unwiderstehlichen Zaubers. Wir bewegten uns auf diese Art wol eine halbe Stunde vorwärts, als wir durch ein ganz besonderes Geräusch in unserer unmittelbaren Nähe elektrisirt wurden. Wir standen still wie Bildsäulen, mit angehaltenem Athem, die Hand zur Warnung erhoben und den Kopf nach der Richtung des Schalles drehend, und dann tauschten wir Blicke aus, in denen, auch ohne „Gedankenleser“ zu sein, jeder das Wort „Tembo“ (Elefant) errathen hätte. Gleichzeitig verdoppelten wir unsere Vorsicht, überblickten unsere Gewehre, und brachten alles in Ordnung für den bevorstehenden Kampf. Wir konnten nicht einen Schritt vor uns sehen und mussten uns auf den Schall verlassen, dass er uns die Richtung nach dem Wilde und dessen Nähe anzeige. Augenscheinlich waren wir nahe heran, aber der Ton erstarb, und wir strengten unsere Aufmerksamkeit aufs höchste an, irgendwelche fernern Anzeichen von der Stellung des Elefanten zu erhalten. Dann sanken wir auf Hände und Knie und krochen vor-

wärts, strahlenden Auges in die Dunkelheit uns einbohrend und dann wieder haltend, damit das Wild womöglich stehen bliebe. Wiederum schlug der seltsame Ton an unser Ohr und schien auch ganz nahe, aber wir hörten merkwürdigerweise keine Zweige knacken noch Gebüsch beiseite biegen. Das Warten wurde geradezu tödlich und kaum wussten wir was zu thun sei. Aengstlich und verlegen sahen wir nacheinander hin, und gingen nach einigen pantomimischen Gebärden und Gesichterschneiden vorwärts. Zoll um Zoll näherten wir uns dem vermutheten Elefanten. Noch einmal wiederholte sich der verwirrende Ton, diesmal nur wenige Fuss vor uns, und doch fehlte jedes weitere Anzeichen, dass das Thier uns so nahe sei. Wir stierten durch jeden Busch, horchten mit neuem Eifer, aber hörten nur die wilden Schläge unserer Herzen, während grosse Schweisstropfen uns über die Backen und in die Augen rannen. Plötzlich hörten wir ein fürchterliches Knurren, dass das Herz uns in der Brust stockte und im nächsten Augenblick sprang nicht ein Elefant sondern so ein verwünschter Leopard uns fast unter der Nase auf. — Mit widerwilligem Ausruf, aber zugleich mit dem Gefühl, von einer unerträglichen Spannung erlöst zu sein, sprangen wir auf unsere Füße, aber doch zu spät, um noch etwas von der grossen Katze zu sehen, welche im Gebüsch verschwand.

Etwas beschämt darüber, so „reingefallen“ zu sein, nahmen wir unsere Jagd wieder auf. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir alle erschreckt und angeregt wurden durch ein fürchterliches Krachen, als ob eine ganze Heerde Elefanten auf uns zukäme. Meine tapfern Begleiter flohen hinter Bäume oder versuchten sie zu erklettern, während ich in dem widerhallenden Forst dastand, verwirrt und kaum wissend, nach welcher Richtung ich den furchtbaren Feind

suchen sollte. In demselben Augenblick brach ein grosses Rhinoceros aus den nächsten Büschen hervor und verschwand wieder, bevor ich Feuer geben konnte; aus seinen Nasenlöchern blies es mit ganz ungewöhnlichem Pusten Luft aus, sodass es wirklich grosse Aehnlichkeit mit einer keuchenden Dampfmaschine hatte. Wir gingen ihm nach, aber obwohl wir viele frische Spuren entdeckten, so konnten wir doch keinen einzigen Elefanten zu Gesicht bekommen und mussten niedergeschlagen zum Lager zurückkehren.

Das Geschäft entwickelte sich immer besser in Ngongo. Lebensmittel wurden von den Wakikuju reichlich herzugebracht, während die Massai täglich ins Lager kamen mit Rindern, Eseln, Ziegen und Schafen, und uns die Langeweile fernhielten durch ihre beständigen Versuche zu stehlen, ihr Singen, Tanzen und die militärischen Manöver, wenn sie Hongo forderten; dazwischen brach ihr halb wildes Rindvieh beständig aus, rannte wie toll durch das in völligen Aufruhr versetzte Lager, oder stürmte ins Freie und veranlasste dann eine förmliche Jagd, auf welcher es schliesslich todtgeschossen wurde. Bei diesen Jagden zeichnete sich besonders Makatubu durch seine Flinkheit und Tapferkeit mit seinem Armeerevolver aus, welcher ununterbrochen der Gegenstand der Bewunderung für die Küstenhändler war — weil ihnen der Revolver ein harmloses Spielzeug zu sein schien.

Einer meiner Leute, welcher bei Turuku auf höchst geheimnissvolle Weise verschwunden war, wurde uns von einem El-Moruu (älterer oder verheiratheter Mann) der Massai zurückgebracht, der ihn davor bewahrt hatte, vom Speer eines Moran gespiess zu werden. Der Krieger hatte den armen Schelm gefunden und ihn wie üblich erstechen wollen. Ein Mann Namens Kilimali starb hier an der Dysenterie; dies war der vierte Todte in meiner Abtheilung der Karavane. Die

Suaheli-Elefantenjäger schossen während unsers hiesigen Aufenthalts zwei Elefanten; ich konnte nicht einmal einen aufspüren, obwol ich noch zweimal auszog, um mein Glück zu versuchen.

Im ganzen war jedoch unser Leben zu Ngongo ein recht angenehmes. Die Aussicht war entzückend, die Zwischenfälle und Lagerbilder höchst lebendiger Art und in unserm umpfählten Raume fühlten wir uns gleich sicher vor den Wakikuju wie vor den Massai. Unterhaltungen mit der bessern Klasse der Händler füllten die müssigen Stunden aus und die Abende widmete ich der Lectüre eines Lieblingsdichters oder astronomischen Beobachtungen. Die Tage waren freilich recht heiss, da die Wärme gewöhnlich 32 Centigrade überstieg, wenn sie auch durch angenehme Winde gemässigt wurde. Die Nächte waren dann aber von köstlicher Kühle und 4—5° war keine ungewöhnliche Temperatur kurz vor Sonnenaufgang. Einmal sank das Thermometer sogar bis unter den Gefrierpunkt und durchlief an diesem Tage 27 Centigrade.

Auf einem meiner Jagdausflüge sah ich zum ersten mal einige Exemplare jener schönen Affen, welche die Zoologen *Colobus Guereza*¹ nennen. Er zeichnet sich besonders aus durch einen Gürtel oder eine „Mähne“ von langem weissen Haar, welche längs der Seiten bis zum Schwanz läuft, der ebenfalls weiss und bei den Männchen sogar noch buschiger als ein Schafschwanz ist. Das weisse Haar längs der Seiten ist öfters über 30 cm und an der Schwanzwurzel etwa 15 cm lang. Die übrige Haut ist mit kurzem, sammtartigen schwarzen Haar bedeckt. Das schöne Thier haust

¹ Vergl. Brehm I, 48, welcher dort eine begeisterte Schilderung von dem „schönsten aller Affen“ bringt. Er ist von unserm Landsmann Rüppell zuerst in Abessinien gesehen worden.

nur in dichten Wäldern und ist ein „vollendetes Baumthier“. Es wird häufig auf dem Kilima-Ndjaro und in den Wäldern von Kahe angetroffen; an beiden Orten bekam ich Felle.

Nach 14tägiger Ruhe waren alle unsere Leute wieder erfrischt und unsere Vorbereitungen beendet. Die Panganihändler hatten durchschnittlich für 3 Monate Lebensmittel



Maasaiweiber von Kapte.

angeschaft, welche sie mittels der zahlreich eingekauften Esel transportiren konnten. Ich konnte mit meinen Leuten und bloß 12 Eseln nur für 20 Tage mitnehmen. Davon trugen die Leute jetzt eine Ration für 8 Tage zu ihrer übrigen Traglast, und zwar ohne ein aufsätziges Wort, eine Thatsache, welche deutlich bewies, wie sehr sie eine ausschliessliche Fleischkost hassten, aber auch einen grossen Fortschritt in ihrer sittlichen Erziehung verrieth. Hätte ich

beim Abmarsch aus Rabai den Leuten zugemuthet, nur eine Tagesration zu tragen, so hätte kein Mensch einen Fuss vor den andern gesetzt. Ausser dem Vorrath an Hirse, Bohnen und Mais für 20 Tage hatte ich über 20 Rinder und 5 Ziegen eingekauft, welche noch für eine fernere Woche ausreichten.

Der 20. September wurde einem grossen „Sadaka“ oder Opferdienst gewidmet, um die Götter günstig zu stimmen und unser Schicksal zu erforschen. Dieses „Sadaka“ besteht in einem angenehmen religiösen Festschmaus von fettem Fleische und den besten Producten des Landes, wobei gesungen und gewisse Gebete hergesagt werden. Dann wird nach einem Zeichen für den besten Tag und die beste Stunde zur Abreise gesucht, ohne welches keine Pangani- oder Mombas-Karavane daran denkt, das Lager zu verlassen. Das Ergebniss dieser frommen Uebungen war die Entdeckung, dass ihr Sonntag (unser Freitag) und zwar 4 Uhr früh die günstige Zeit sei, und zu dem Ende rief Jumba's Mann die übliche Kinjamwesi-Warnung sich fertig zu halten aus.



Lager in Ngongo.

ACHTES KAPITEL.

NACH DEM NAIWASCHA-SEE.

Eine liebliche Nacht. — Rache aufgeschoben. — Zwei auffällige Berge. — Plötzlicher Schrecken. — Warme Bäder. — Erste Elefantenjagd. — Ein Bergwunder. — Aussicht vom Doenje-Longonot. — Trauriges Schicksal eines Trägers. — Wildreichthum. — Erniedrigende Behandlung. — Kriegslisten. — Zum Doenje-Buru und seinen Dampföchern. — Heiliger Boden. — Der See Naiwascha. — Gefährlicher Reiseplan. — Die Brennholzebene. — Vorbereitungen zu dem Abstecher nach dem Kenia.

Es wäre sehr nützlich gewesen früh aufzubrechen, um Wasserstellen zu erreichen und hinlänglich Zeit zu finden, einen sichern Lagerplatz auszuwählen und eine starke Boma zu unserm Schutz zu bauen. Aber Jumba's Frage ans Schicksal machte jedem Händler klar, wir dürften Ngongo nicht vor 4 Uhr morgens verlassen, wenn wir nicht den Zorn der unsichtbaren Mächte auf uns laden wollten. Als diese Stunde endlich herangekommen war, nahm unsere übermässig schwer beladene Karavane mit jetzt ganz erfrischten Leuten den Marsch nach dem Naiwascha-See wieder auf.

Unser Weg führte uns in nordnordwestlicher Richtung durch den dichten Wald längs eines schönen Viehweges. Wir stiegen erheblich bergan über einen wellenförmigen Rücken, auf dessen Kamm wir eine weite Aussicht nach Osten hatten über die Ebene von Athi bis zu den Ulubergen. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir entdeckten, dass die

Wakikuju im Walde uns umschwärmten, immer darauf bedacht eine Gelegenheit zu finden, ihre Speere in Blut zu färben oder Waaren zu stehlen. Es war uns doch etwas wunderlich zu Muthe in diesen Waldtiefen, wo wir immer auf dem Ausguck stehen und jeden Augenblick verrätherische, zwischen den Bäumen weg auf uns abgeschossene vergiftete Pfeile erwarten mussten. Wir kamen nur sehr langsam vorwärts, da wir jede halbe Stunde anhielten, um die Leute aufschliessen zu lassen und uns zu überzeugen, dass alles wohl sei. Etwas nach Mittag erreichten wir eine merkwürdige kreisrunde Niederung, welche sicherlich einstmals ein reizender See gewesen, jetzt aber eingetrocknet war. Die Kaufleute hatten hier Wasser zu finden gehofft und waren über das Gegentheil sehr niedergeschlagen. Es blieb uns jetzt nichts übrig, als die gerade Strasse zu verlassen und in das Innere des Waldes einzudringen, da dort ein Teich, wenn auch in unangenehmer Nähe der Wakikuju, vorhanden sein sollte. Jetzt verwünschte jedermann laut den Aufschub am Morgen, da wir frühestens eben vor Sonnenuntergang das Wasser erreichen konnten; und selbst dann sollte ein guter Lagerplatz noch gesucht werden. Es folgte deshalb fast ein Wettrennen, wer zuerst das Wasser erreiche; die Hauptsorge war aber, den vor einem nächtlichen Angriff gesichertesten Platz ausfindig zu machen, den jetzt jedermann mit Sicherheit erwartete.

Kurz vor Sonnenuntergang standen wir vor einem schönen waldumgürteten von vielen Quellen genährten Teiche, und jetzt suchte jeder Händler ohne Rücksicht auf die allgemeine Sicherheit für sich die sicherste Stelle aus, wo undurchdringlicher Busch den meisten Schutz böte. Wer nicht so glücklich war, schloss sich enge an diese an, weil keiner im Freien bleiben wollte. Die Karavanenregel schrieb vor, dass

die verschiedenen Händler und Anführer die Plätze für ihre Abtheilungen so wählten, dass ein völliger Ring entstand, dessen Mitte die Rinder, Esel u. s. w. einnahmen. Diese äusserst nothwendige Regel wurde in diesem Falle völlig ausser Acht gelassen, und bei Anbruch der Nacht befanden wir uns in einem Lager, welches aus zwei zusammenlaufenden Schenkeln bestand, sodass die Grundlinie des Dreiecks gar nicht besetzt und unsere grosse Viehheerde unbeschützt war. Ich war unter den ersten gewesen, die den Lagerplatz erreichten, und weil ich einen verhältnissmässig guten Platz gefunden hatte, so hielt ich es nicht für meine Obliegenheit, den gefährlichern Posten einzunehmen.

Beim Eintritt der Dunkelheit wurde die Annehmlichkeit unserer Lage nicht gerade erhöht durch ein fürchterliches Gewitter mit Hagelschlag im Gefolge, welches die Träger zu jämmerlich hilflosen Leuten machte, weil nichts einen Neger schneller darniederwirft als feuchte Kälte. Glücklicherweise zog das Unwetter bald vorüber und die trauliche Wärme der Feuer begann die Leute wieder zu beleben, welche unbelästigt wie sie waren sich wieder menschlicher fühlten. Eine Gewehrsalve benahm ihnen bald das Gefühl der Sicherheit und liess jeden Mann die stets bereite Feuerwaffe fester fassen. Keiner wagte sich jedoch vom Feuer zu entfernen, obgleich sich jeder leicht hätte sagen können, dass er gerade in der Nähe des Feuers sich grösserer Gefahr aussetze. Im nächsten Augenblick hörte man eine Bewegung unter dem Vieh, und warnende Stimmen riefen, dass die Wakikuju es in Schrecken setzten. Die allgemeine Furcht und Bangigkeit war so gross, dass kein Versuch gemacht worden wäre, dem unheilvollen Beginnen Einhalt zu thun, hätte ich nicht meine eigenen Leute aufgemuntert und mit meinen braven Burschen Brahim und Makatubu mich zur Verfolgung aufgemacht. In

der tiefen Finsterniss konnten wir natürlich nicht Freund noch Feind unterscheiden, feuerten deshalb ohne zu zielen in den Wald hinein, in der Hoffnung, die Friedensstörer zu erschrecken, je weiter wir vordrangen. Bald kamen wir den Reisläufern zuvor und trieben sie zurück; sie wären aber hoffnungslos verloren gewesen, wenn sie noch einige 20 Schritte weiter gekommen wären. Verschiedene Pfeile wurden aus dem Gebüsch abgeschossen und zwei Kühe verwundet eingebracht. Die erste Gewehrsalve war veranlasst durch einen Versuch, eine kleine Abtheilung zu beschleichen und abzu thun. Sie wurden entdeckt, nachdem ein Träger beinahe durch ein Sime getödtet war. Ein rasches Feuern hatte indessen die Mörder verscheucht, von denen mehrere verwundet, einer getödtet wurde. In demselben Augenblick war eine Schar Eingeborener mit seltener Kühnheit unter das Vieh gegangen, um es zu erschrecken und zum Davonlaufen zu veranlassen. Noch zwei Versuche wurden gewagt, diesen reichen Fang zu machen, und obgleich es ihnen mislang das grosse Los zu gewinnen, so bekamen sie zuletzt doch einige Thiere, darunter auch von meinen. Noch schlimmer war es, dass zwei Träger von der Küste entweder von Speeren durchbohrt oder gefangen genommen wurden. Nicht ein Auge wurde die liebe lange Nacht geschlossen. Ein beständiges Gewehrfeuer als unser einziges Schutzmittel wurde unterhalten, und sicherlich müssen einige Kugeln gut gegessen haben, nach den Blutlachen am andern Morgen zu urtheilen. Zahlreiche Pfeile wurden ins Lager geschickt, aber glücklicherweise niemand verwundet, hauptsächlich wol aus dem Grunde, weil die meisten Leute sich in Massafelle eingehüllt hatten.

Die ersten Streifen der Morgenröthe wurden um so freudiger begrüsst, als wir über den Umfang unserer Verluste

bisjetzt nicht unterrichtet waren. Sie erwiesen sich jedoch nicht grösser als eben angedeutet wurde. Die Händler waren aber in wüthender Stimmung und zu jeder Blutthat bereit. Dazu bot sich bald Gelegenheit, weil eine Gefangennahme von Wakikuju im grossen Stile gelang. Jedermann schrie ärgerlich, man solle ihnen die Köpfe vor die Füsse legen, und sie wurden unter wilden Verwünschungen fürchterlich herumgestossen. Von allen Seiten her ertönte durch den Wald das Kriegsgeschrei, und fast schien es, als ob ein Blutbad das nothwendige Ende des Zwischenfalls sein müsse. Ich liess die Händler anfangs wirthschaften wie es ihnen beliebte, weil die Räuber die Angst reichlich verdient hatten; als ich sie aber zu äussersten Massregeln bereit sah, erhob ich entschiedenen Einspruch gegen jedes fernere Blutvergiessen. Nur schwer gelang es mir, die Gefangenen wieder in Freiheit setzen zu lassen.

Nach beträchtlichem Aufenthalt wegen dieser Geschichte nahmen wir unsern Marsch wieder auf. Die Eingeborenen umschwärmten uns zu Tausenden, und alle Augenblicke mussten wir Front machen und sie durch Fertigmachen unserer Gewehre verscheuchen. So kamen wir endlich aus den schlimmsten Theilen des Waldes heraus und liessen die Wakikuju, denen wir doch zu zahlreich waren, allmählich zurücksinken, bis wir völlige Ruhe vor ihnen hatten. Wir befanden uns hier in wol 1900 m Meereshöhe und ich war vor Ueberraschung fast ausser mir, als ich hier einige schöne Coniferen (Wachholder und Podocarpus) zu Höhen von 30 m aufsteigen sah, mitten zwischen prächtigen Cap-Calodendren, welche herrlich blühenden Bäume ich niemals nördlich von Natal gesehen hatte. Das ganze Landschaftsbild war ungemein reich und mannichfaltig wegen dieser Beimischung von Gewächsen der gemässigten Zonen, dem dichten Unterholz

von reizend blühenden Gebüsch, welche einen starken gemischten Duft ausathmeten. Den Wald belebten hübsche Lichtungen, die durch Viehwege miteinander verbunden waren.

Kurz nach Mittag traten wir aus dem Walde heraus und stiegen zu einem vorspringenden Absatz oder einer Terrasse des Hochlandes herab, welche offenbar durch Wegsinken des Bodens in einer mit der Hauptrichtung des Spalts parallelen Linie entstanden war.

Um 3 Uhr nachmittags erreichten wir die Kante der Hochfläche und übersahen noch einmal die Dögilaniwüste. Der Blick über diese Wildniss nach dem düster drohenden Wall von Mau machte einen imposanten Eindruck. Hauptsächlich fesselten meine Aufmerksamkeit zwei vereinzelte Bergmassen, die man auch mit geringen geologischen Kenntnissen sofort für Vulkane halten musste. Der südliche und grössere Berg, Doenje la Njuki, erschien als ein grosser Krater, dessen eine Hälfte weggeblasen war und in dessen Mitte sich ein zweiter, ein Nebenkrater erhoben hatte, welchen die südliche Hälfte des Kraterrandes gleich einer Mauer oder Schutzwehr umgab. Der nördlich belegene Berg war der Doenje-Longonot oder Suswa, welcher wie ein breiter abgestutzter Kegel und so sehr nach einem Krater aussah, dass ich mich sogleich dafür entschied, dass er ein solcher sei und beschloss, bei Gelegenheit sicher festzustellen, ob es sich so verhalte. Der Weiterblick nach Norden wurde durch dieselbe Böschung gehindert, auf welcher wir standen, da sie sich hier nach Westen etwa 16 km weit umbog. Dieser Theil heisst Miansi-ni, ein Suaheli-Ausdruck, welcher den Bambus-district bedeutet, weil ein solcher Wald dort liegt. Er sah sehr wild und wenig einladend aus, er sollte indessen in Trauerfarben gehüllt werden, als Zeichen meiner später mit ihm gemachten nähern Bekanntschaft.

Ich hatte jedoch wenig Zeit zum Nachdenken, da der Tag schon weit vorgerückt war und wir noch einen starken Marsch vor uns hatten. Die ohnehin schwerbepackten Leute waren seit frühmorgens auf den Beinen gewesen, ohne eigentliche Pause und ohne Trunk noch Nahrung. Sie fingen schon an jämmerlich zusammenzubrechen und bedurften aller verfügbaren Mittel der Ueberredung, um sie in Bewegung zu erhalten. Unser Lagerplatz war noch beträchtlich weit entfernt. Jedermann drängte nach dem Maass seiner Kräfte voran, unbekümmert um die Schwachen oder die Gefahr vor Herumstreichern; bald war die ganze Karavane in eine Reihenfolge einzelner Gesellschaften aufgelöst, nur hier und da verbunden durch die erschöpften und sich ausruhenden Träger. Wir erreichten endlich die wüste Ebene, indem wir den steilen Abfall der Böschung auf einem vortrefflichen schräglaufenden Viehwege hinunterliefen, der im Laufe der Jahrhunderte von zahllosen Rinderheerden ausgetreten war, die beständig von oben nach unten oder umgekehrt gewandert waren.

Als wir im Grunde anlangten, begannen die Abendschatten sich zu verlängern, aber noch immer war kein Wasserplatz zu sehen. Die Leute fielen erschöpft unter ihren Lasten nieder, da die Küstenträger oft bis 50 Kilo zu tragen hatten. Jeder sah nur auf sich und drängte vorwärts, um baldmöglichst den Durst zu löschen. Plötzlich entstand grosse Verwirrung durch ein aussergewöhnliches Ereigniss. Löwen griffen die Esel an und tödteten mehrere. Die Träger warfen ihre Lasten ab und flohen. Die Esel thaten dasselbe, stiessen auch ihre Trachten ab und schrien laut vor Furcht. Viele brachen durch die Büsche, wurden von den tödlich erschrockenen Trägern für Löwen gehalten und niedergeschossen. Das Vieh entzog sich jeder Aufsicht, brach durch die Ginster-

büschel und vermehrte die Verwirrung. Das Rufen und Schreien der Leute, vermischt mit dem Brüllen der Löwen, dem I-a-en der Esel und ein beständiges Knattern der Feuerwaffen lieferte alle Elemente zu einer Schreckensnacht.

Unter den Kaufleuten hiess es „rette sich wer kann!“ und die Anführer hatten, unbekümmert um ihre Güter und Leute und nur auf die eigene Sicherheit bedacht, alles im Stich gelassen und sich eilends davongemacht, um den Lagerplatz aufzusuchen. Geschickt unterstützt von Martin und meinen Anführern hielt ich den Schrecken in meiner Abtheilung nieder und kam zwei Stunden nach Sonnenuntergang ohne Verlust an Gütern und Leuten am Guaso-Kedong an. Nicht so glücklich waren die Panganihändler. Mehr als ein Viertel der Karavane, zum Tode erschreckt durch die Löwen und in der Meinung wir seien von vorn angegriffen, wagte nicht vorzurücken, sondern drängte sich zusammen wie eine Herde Schafe, indem sie Löwen in jedem sich bewegenden Busch und Wakikuju in jedem Baumstumpf sahen. Sie müssen beträchtlich Noth gelitten haben, weil sie ohne Feuer, Nahrung und Wasser waren, und der Wind bitter kalt und scharf vom Hochland herunterwehte. Während der Nacht hörten wir häufig Flintenschüsse, welche beredtes Zeugniß ablegten von dem erregten Zustande, in welchem die Leute sich befanden, während wir selbst bei prasselndem Feuer und reichlich mit Wasser versehen uns über die äusserst komische, wenn auch gefährliche Episode des Abends zu lachen gestatteten.

Verlorene Esel und Rinder aufzutreiben, geworfene Lasten aufzusammeln und die übrigen Unfälle der seltsamen Nacht wieder gutzumachen, erforderte einen Halt von drei Tagen. Selbst dann brachen wir auf mit einer beträchtlichen Verminderung unserer Kriegsmittel. Glücklicherweise

war niemand verwundet, was in Betracht aller Vorfälle wirklich wunderbar zu nennen war. Wären die Wakikuju in jener Nacht erschienen, so hätten sie bei unserer vollständigen Verwirrung und Auflösung plündern können wie nie zuvor.

Der Guaso-Kedong erwies sich als ein reizender Bach, der einem kleinen Felsloch am Fusse des grossen Absturzes entquillt. Er liefert ein herrliches warmes Bad, da sein Wasser eine Temperatur von 28° hat, während die mittlere Wärme der Luft blos 21° betrug.

Bevor wir dieses Lager verliessen, wünschte Jumba auf irgendwelche geheime Weise einem schwarzen Rind eine Heilkraft einzufliessen, damit alle, welche es berührten, von jeglicher Krankheit geheilt würden. Um die heilende Kraft zu verbreiten, legten alle Träger ihre Hände auf das geweihte Thier. Die Feierlichkeit endete jedoch in einer ungestümen Posse. Zuletzt nämlich schleppten die Leute das arme Thier am Schwanz herum, bis es beinahe rasend wurde und ich dazwischen treten musste.

Uns Nord zu West haltend vom Lager ab, streiften wir den Fuss des Hochlandes und erreichten bald einen grössern Guaso-Kedong, der in einem tiefen engen Bett floss, welches aus sehr festem Tufstein ausgewaschen war, wodurch wir uns wieder überzeugten, dass wir auf das Feld der Ausbrüche vulkanischer Kräfte zurückgekehrt seien. Zahlreiche Bruchstücke von Obsidian lagen umher, als wären es Stücke von Glasflaschen.

Um 10 Uhr erreichten wir eine offene Stelle, wo ich ein Zebra schoss, und setzten darauf unsern Marsch auf einem bewunderungswürdigen Viehwege durch den Wald fort. Ich war etwas vorauf mit Songoro, als ich plötzlich von dem Anblick einer Heerde von 10 Elefanten elektrisirt wurde,

die vor uns über den Weg gingen. Ich stand wie angenagelt, denn es waren die ersten, die ich in freier Wildheit sah. Ich schickte Songoro zurück nach Brahim und dem grossen „Knochenbrecher“ und eilte allein vorwärts, aus Furcht, mein Wild aus Sicht zu verlieren. In den dichten Busch mich vertiefend und durch seine Irrgänge mit angehaltenem Athem und hochklopfendem Herzen eilend, war ich bald auf der Fährte und kurz nachher seitwärts von den Elefanten, welche gemacht vorwärts trampelten, die Büsche niedertraten und von den blattrreichen Zweigen frassen. Auf 10 Schritt herangekommen, zielte ich auf einen grossen Burschen, der leider etwas schlecht zu Schuss stand, und feuerte indem ich gerade hinter der Schulter hielt, aber freilich unter einem solchen Winkel, dass ich das Herz verfehlte. Im nächsten Augenblick gab es ein fürchterliches Krachen und die ganze Heerde zog donnernd ab. Allein wie ich war, dazu mehrere Kilometer vom Wege ab, musste ich widerwillig die Jagd aufgeben und zurückkehren, ohne mich zu vergewissern, welchen Schaden ich angerichtet hatte. Etwas weiterhin sahen die Träger einige andere Elefanten und sie waren offenbar sehr zahlreich hier, wenn auch zu anderer Jahreszeit, denn wenn die Massai durch die Niederungen ziehen, fliehen sie in die Waldestiefen von Miansi-ni und Kikuju.

Um Mittag erreichten wir nach scharfem Marsche die Hauptgewässer des Guaso-Kedong (Mkubwa), welche gleich dem kleinen gleichnamigen Bach am Fuss des Absturzes entspringen. Wir schlugen hier unser Lager auf, ich aber beschloss erfahrungsmässig die Richtigkeit meiner Annahme über den Doenje-Longonot zu erproben und mich zu überzeugen, ob ich ihn wirklich für einen richtigen Vertreter eines vulkanischen Kraters halten durfte. Vier meiner besten Leute auswählend verlor ich keine Zeit mit dem Aufbruch;

da wir offenbar eine tüchtige Marschleistung vor uns hatten. Wir kamen allmählich höher und sahen in dem „Leleschwa“-Busch¹ mehrere Elennantilopen. Ein harter Marsch von 2½ Stunden brachte uns an den Fuss des Berges, vor uns aber war ein gähnender Spalt, welcher uns von dem Gegenstande meiner Wissbegierde zu trennen schien. Dieser Riss stammte offenbar aus feuriger Ursache, da er in ausserordentlich festem Tufstein oder vulkanischem Staube sich



Doenje-Lougonot vom Guaso-Kedong aus gesehen.

befand. Ein beträchtlicher Umweg führte uns zu einer Stelle, wo wir hinübergelangen konnten. Hier musste ich jedoch zwei Leute zurücklassen, die durch mein ihnen ungewohntes Ausgreifen völlig erschöpft waren. Ich hatte jetzt blos

¹ Dr. Fischer nennt ihn unter dem Massainamen „Elelescho“; dieser „Strauchbaum“ bildet auch fernerhin das charakteristische Gewächs bis zum Baringo-See; Blätter, Blüten und Holz sind von stark aromatischem Geruch und das in seiner Nähe geschöpfte Wasser hat einen ebensolchen Geschmack.“ (Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg, 1882/83, I, S. 77.)

Brahim und Songoro bei mir, als ich mich zu dem ausserordentlich steilen Aufstieg rüstete. Ueber einige Terrassen oder Abstürze schlackenartiger Lava, welche feinen vulkanischen Staub bedeckte, wegkletternd, hasteten wir stolpernd, keuchend und schwitzend vorwärts über unbequeme, mit Gras überzogene Auswürflinge hinweg und durch schreckliche Dornbüsche hindurch. Recht sehr erfreute es mich, dass ich einige Hände voll Heide pflücken konnte. Ich nahm sie und steckte sie auf meinen Hut und rief Brahim und Songoro „Vorwärts“ zu (auf Suaheli), sie antworteten aber wie nach Luft schnappend. Halbwegs sank Songoro zusammen und musste zurückgelassen werden. Brahim sah wie der richtige Rübezahl aus, wie er die Zähne zusammenbiss und ärgerlich darüber, geschlagen zu sein, hinter mir herhumpelte.

Endlich war der Fuss des eigentlichen Kegels erreicht und staunend erkannte ich seine ungewöhnliche Steilheit. Sie übertraf alles bisher von mir Gesehene. Ich nahm einen entschlossenen Anlauf, buchstäblich auf Händen und Knien, um hinaufzukommen. Wäre ich ausgeglitten, so wäre ich den halben Berg hinabgerutscht. Zuletzt erreichte ich den Gipfel und der Ausblick von da oben war wirklich überwältigend grossartig. Ich stand auf dem scharfen Rande eines ungeheueren Loches, das, soweit ich sehen konnte, 450—700 m tief sein mochte. Es war indessen kein umgestülpter Kegel, wie die vulkanischen Krater häufig aussehen, sondern eine grosse kreisrunde Aushöhlung mit vollständig senkrechten Wänden und etwa 5 km im Umfange, ohne eine einzige Unterbrechung, wenn auch an der Südwestseite eine Spitze sich etwa 100 m über das allgemeine Niveau des Randes emporhob. Die umschliessenden Wände waren derartig senkrecht, dass unmittelbar vor ihnen ich mit dem Blick nicht bis unten folgen konnte, weil sie ganz oben einen ein-

springenden Winkel bildeten. So scharf war auch die Kante dieses wunderbaren Kraters, dass ich wirklich rittlings auf ihr sass, mit dem einen Bein über dem Abgrund nach innen, das andere am äussern Berge herunter. Der Boden der Vertiefung schien ganz eben und horizontal zu sein, und war bedeckt mit Akazien, deren Wipfel aber in der grossen Tiefe ganz wie Grastüpfel aussahen. Kein Busch, keine Schlingpflanze bedeckte die kahlen unzugänglichen Wände, welche aus Lagern von Lava und Agglomerat bestanden. Das Ganze war so erstaunlich in seiner Art, dass ich vollkommen bezaubert war und ein fast unwiderstehliches Verlangen in mir spürte, mich wie toll in den schwindelnden Abgrund zu stürzen. Das Gefühl überwältigte mich endlich dermassen, dass ich mich vom Rande der Tiefe zurückzog.

Am Abhange des Berges hinunterblickend gewahrte ich Brahim 100 m tiefer vollständig zusammengebrochen, sodass ich meinen Gefühlen Luft machte durch Hurrahs und eifriges Zurufen heraufzukommen und den wundervollen Anblick zu geniessen. Dadurch etwas erleichtert wandte ich meine Aufmerksamkeit der umliegenden Landschaft zu. Nach Norden hin fesselte meinen Blick zuerst der schimmernde, inselreiche, weitgedehnte Naiwascha-See, mit dem Absturz von Mau im westlichen Hintergrunde, dessen dunkle Farbe noch vertieft und malerischer und wilder gemacht wurde durch die darüber sich wälzenden Gewitterwolken, von denen strichweise heftige Regenschauer sich ablösten. Blitzstrahlen zuckten hier und da, gefolgt von mächtigen Donnerschlägen. Nach Osten erhob sich steil das eben von uns verlassene Hochland und über den bambusbedeckten Höhen von Miansi-ni konnte man die höhern Massen einer schönen Bergkette erblicken. Nach Süden erstreckte sich die Wüste Dogilani mit dem weniger ausgebildeten aber grössern Krater des Doenje la Njuki.

Alles dieses musste rasch genossen werden, da wir einen langen Weg bis zum Lager vor uns hatten. Meine Beobachtungen ergaben eine Höhe von 2530 m. Der höchste Punkt dürfte indessen 2750 m erreichen.

Jetzt ging es hastig denselben Weg zurück, weil die Sonne schon untergehen wollte und wir nur zu gut wussten, dass wir auf unserm Pfade ebenso gut Massai als Löwen antreffen konnten. Songoro und später auch die beiden andern Leute aufnehmend, eilten wir fast rennend zurück. Auf halbem Wege ereilte uns die Dunkelheit und wir stürmten mehr nach unserm Instinct als nach sonstiger Anweisung vorwärts. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang erreichten wir das Lager, mit jubelndem Zuruf bewillkommnet von der Karavane, welche sich schon Sorge um uns gemacht hatte. Ich stieg beträchtlich in der Achtung der Händler, als wir unsere Erlebnisse erzählten — weil ich beim ersten Anblick des Berges vom Hochland aus erklärt hatte, dass ich überzeugt sei, es müsse in seinem Innern ein tiefer Abgrund sein. Es bleibt noch übrig zu erwähnen, dass einer seiner Namen bei den Massai, Doenje-Longonot, den „Berg mit der grossen Grube“ bedeutet. Sie behaupten, es lebten Schlangen von ungeheurer Grösse in ihr. Die Massai erzählen auch von einer merkwürdigen Höhle in der Nachbarschaft, in welcher Thiere erstickten, wenn sie zufällig hineinfallen. Es müssen also dort kohlen saure Gase aufsteigen.

Im Guaso-Kedong wurde am Tage nach der interessanten Entdeckung des Kraters das bisher gesammelte Elfenbein heimlich vergraben bis zur Heimkehr, und darauf eine Abtheilung nach Miansi-ni mit einem Andorobbo abgesandt, welcher behauptete, dass dort einige Zähne zu kaufen seien. Wir andern marschirten weiter zum Naiwascha-See. Der Weg war sehr schwierig und gegen Abend wurden unsere

Leute fast gelähmt durch ein schweres Hagelwetter, welches mit fürchterlicher Wuth niederging, bevor wir Obdach gefunden hatten. Da der See offenbar am Abend nicht mehr erreicht werden konnte, so beschlossen wir in einem verlassenem Massaikraal Zuflucht zu suchen, da wenigstens einige Hütten etwas Schutz gewährten. Zu meinem Leidwesen hörte ich erst spät am Abend, dass einer meiner Leute, von der Kälte überwältigt, zurückgeblieben und nicht ins Lager gekommen sei; leider war jetzt in der pechschwarzen Finsterniss und bitteren Kälte es ohne Frage unmöglich ihn aufzufinden. Bei Tagesanbruch wurden einige Leute ausgesandt ihn zu suchen, fanden aber bloß seine Leiche oder vielmehr nur die Reste derselben. Er war aus Mangel an Obdach gestorben und Hyänen hatten ihn arg verstümmelt.

Weiterziehend durch eine schöne grasreiche Gegend, erreichten wir bald eine weite Ebene, die zwischen dem See und dem Absturz lag. Hier sahen wir Zebras zu Tausenden. Wir umzingelten zwei grosse Heerden, das einzige Ergebniss eines fürchterlichen Gewehrfeuers war indessen, dass nur zwei und zwar meiner Flinte zum Opfer fielen. Es war ein herrlicher Anblick, diese schönen Thiere schwadronweise dahindonnern zu sehen, bald sich streckend wie Rennpferde, wenn sie an ihren Feinden nahe vorbei mussten, bald zuwartend sich sammelnd, mit aufgerissenen Lichtern und gehobenem Kopfe, oder in prächtiger Gangart herumtrabend, als wollten sie dem Jäger zu Leibe gehen. Dann wieder sah man sie in sicherer Ferne sich nach ihren Feinden, den Menschen, umwenden und unwillig forschend fragen, was denn dieser Ueberfall fremder Wesen zu bedeuten habe, indem sie Töne wie bellend oder pfeifend von sich gaben.

Die Oberfläche des Sees war eine lebendige Masse von Enten, weissen Ibissen, Pelikanen und andern Wasservögeln.

Um die nordöstliche Ecke herumgehend erreichten wir eine Gruppe dorniger Akazien, und als wir gerade hineingingen, wurden wir plötzlich alarmirt von einem austretenden Büffel, welcher den Wunsch verrieth, uns auseinander zu jagen. Meine Büchse war nicht zur Hand, aber das Thier änderte seinen Sinn und so konnten wir in Frieden unser Lager beziehen.

Nicht ein Augenblick wurde verloren, die Güter wegzustauen und uns an die Herstellung einer Boma zu machen, denn wir waren hier an eine der gefährlichsten Stellen unsers ganzen Weges gekommen. Jedermann arbeitete jedoch mit Aufwand aller Kräfte, was nichts zu wünschen liess, und lange bevor die Krieger sich in grösserer Menge ansammelten, waren wir in Sicherheit und umgeben von einer undurchdringlichen Dornenhecke.

Ich entdeckte hier, dass ich zum zweiten mal auf Dr. Fischer's Reiseweg gekommen war, hörte aber zugleich, dass Naiwascha sein fernster Punkt gewesen sei. Nach seiner Ankunft daselbst habe er eine grosse Menge Elfenbein eingekauft, aber da er durch Krankheit sehr geschwächt worden sei, so wäre er gezwungen worden, wenige Tagemärsche vor seinem Ziele — dem Baringo-See — umzukehren.¹

Ueber solche Vorkommnisse braucht man sich nicht zu wundern, wenn man das fürchterliche Leben bedenkt, welches man unter diesen wilden Massai zu führen genöthigt ist. Sie commandirten uns, als wären wir ebenso viele Sklaven. Ich war ihre tägliche Ausstellung und musste zu ihrem Ergötzen

¹ Dr. Fischer gibt als Gründe seiner Rückkehr selbst an, dass sein Waarenvorrath auf ein letztes Viertel zusammengeschmolzen und er selbst durch Fieber so geschwächt gewesen sei, dass seine Leute auf dem Rückmarsch bestanden und seine Massai Freunde selbst dazu gerathen hätten.

aufspielen. „Zieh deine Stiefel aus.“ „Zeige deine Zehen.“ „Lass uns deine weisse Haut sehen.“ „Bei Gott, welch sonderbares Haar!“ „Gnädiger Herrgott! was für possirliche Kleider!“ Das waren die Befehle und Ausrufungen (ins Deutsche übertragen), womit sie mich begrüßten, wenn sie mich herumdrehten, mein Haar mit ihren schmutzigen Tatzen befühlten, während sie „Schore“ (Freund) „gib mir eine Perleschnur“ mit einer Hartnäckigkeit mir in die Ohren schrien, dass man beinahe verrückt wurde. Sie hielten uns fast fünf Tage auf, bis alle El-Moran von nah und fern die Gelegenheit benutzen konnten, zu kommen um uns zu plündern. Um ein Jota hätte es ein Gefecht gegeben, welches ein Unglück für uns geworden wäre, und wir mussten deshalb ganz demüthig sein, die hohen Herrschaften bei guter Laune zu erhalten. Die Menge Waaren, welche wir hier los wurden, ist erschrecklich gross. Niemand fragte vergebens und wenige verliessen uns unzufrieden, und doch machten wir uns, seltsam genug inmitten von alledem, einige Aeltesten zu guten Freunden, welche ihre Freude daran hatten, bei uns zu sitzen und zu plaudern, und dabei eine Freimüthigkeit und Unbefangenheit zur Schau trugen, wie ich sie nirgends sonst bei Afrikanern gefunden habe. Sie hatten eine bewundernswerthe Kenntniss von der Geographie enormer Flächen ihres Landes. Sie hatten sich dieselbe durch ihre beständigen Raubzüge und ihre nomadische Lebensweise erworben und theilten uns ohne Rückhalt von ihrem Wissen mit.

Von den Weibern erhielten wir grosse Mengen Milch, jedoch im geheimen, weil ihnen nicht erlaubt wird, die kostbare Flüssigkeit zu verkaufen, diese vielmehr für den Gebrauch der aufgeblasenen jungen Krieger zurückzustellen ist. Indessen Weiber sind Weiber überall auf Gottes Erdboden, und einige Schmeicheleien mit leichtem Klopfen unter das Kinn,

sowie die verführerische Entfaltung von Perlen gewannen uns ihre Herzen und sicherten die Erfüllung unserer Wünsche. In gewisser Beziehung begann ich fast Gefallen an den Massai (Männer sowol als Weiber) zu finden, wie ich allmählich mich an ihre aristokratischen Manieren gewöhnte; denn so lästig und anmassend sie auch sein mögen, sie trugen doch ein vornehmes Wesen und ein Selbstbewusstsein zur Schau, welches sie unendlich höher stellte als den Neger — wenigstens wie ich ihn kennen gelernt hatte. Die Damen wären natürlich ohne allen Fehl gewesen, wenn sie nur diesen Ueberzug von Fett und Lehm abgelegt und mehr Seife von Treu und Nuglich gebraucht hätten. Für das Massai-Land wäre dieser werthvolle Gegenstand ein schätzbarer Einfuhrartikel ebenso wie Baumwollenwaaren nach dem Kongo. Ist doch unverwerflichen Zeugnissen zufolge der Gebrauch solcher Seifen eine der Vorstufen zur Göttlichkeit! Man stelle sich also vor, zu welchen menschenfreundlichen Ergebnissen sie den Weg bahnen würden!

Hierbei muss ich aber bekennen, dass ich zu Naiwascha alle Ursache hatte, dafür dankbar zu sein, dass ich mich im Besitz einer gesunden Leber befand, denn wäre ich in dieser galligen Welt zu jener Zeit selbst ein galliges Wesen gewesen, so möchte leicht aller fernerer Erfolg ausgeschlossen worden sein, indem ich zu dieser oder jener raschen That verführt worden wäre. Vielmehr war ich gefeit gegen alle Uebel, welche das Massai-Land über den Reisenden verhängt, und bewahrte meinen Gleichmuth selbst unter den widerwärtigsten Umständen.¹

¹ Dr. Fischer hatte sein Lager zu nahe am See aufgeschlagen und dadurch hauptsächlich sich die schweren Fieberanfalle zugezogen. Auch er klagt über die verderblichen Wirkungen ausschliesslicher Fleischkost. Vergl. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg, 1882/83, I, S. 77 fg.

Im Westen unsers Lagers und aus dem Absturz von Mau vorspringend, erhoben sich die wohlgerundeten Umriss des Doenje-Buru (Dampfberg). Ich beschloss ihn zu besuchen, um mich zu vergewissern, ob er den Namen verdiene und ob die vulkanischen Kräfte, wenn auch in gemindertem Maasse, noch in diesem interessanten Berge in Thätigkeit seien. Ich versicherte mich der Gunst eines einflussreichen Massai und schmeichelte ihm so lange, bis er versprach mich zum Berge zu geleiten. Mit acht auserwählten Leuten brachen wir zu unserm gefährlichen Ausflug auf. Unser Weg führte uns zuerst über eine Grasebene im Norden des Sees, und wir freuten und ergötzten uns an der Art, wie zahlreiche Heerden Zebras aus lauter Lust am Leben spielten und umhersprangen, ohne die leiseste Ahnung von einer Gefahr von uns, die wir auf 40 Schritt vorbeizogen. Diese Zahmheit war höchst anziehend und mir eine unversiegliche Quelle des Vergnügens. Ich erlaubte deshalb keinem meiner Leute sie zu erschrecken, obwol wir sie zu Dutzenden hätten schiessen können. Die bemerkenswerthe Furchtlosigkeit verdanken sie dem Umstande, dass die Massai sie nie belästigen, weil sie dieselben nicht essen. Wenn sie auch das Gras niedertreten, so werden sie doch nicht weggejagt, und Jagdliebhaber mit ihren blutdürstigen Gelüsten kennt man in diesen jungfräulichen Landen nicht.

Einige Wegstunden brachten uns zu einem schmalen Arm des Sees an den Fuss des Buru, und dann wurde sogleich mit dem Aufstieg begonnen. Längs einer Seite lief ein grosser Spalt über den Boden hin, der gerade so aussah wie ein Durchhau einer Eisenbahn. Das Gestein war trachytisch, mit starken Buckeln von Obsidian vom reinsten Schwarz. Um einen Vorsprung des Berges wendend genossen wir einen prächtigen Ausblick nach Süden durch einen schmalen, von

der Verengung der Dogilaniebene gebildeten Engpass zwischen den parallel laufenden, vom Naiwascha in nördlicher Richtung sich erstreckenden beiderseitigen mehrgenannten Abstürzen, welche dort sich steil zu 2750 m Höhe erheben. In dieser Nord-Süd streichenden Bodenmulde lag lachend der mit Inseln besäete von Papyrus umgürtete See, begrenzt im Süden von den schmalen kegelförmigen Spitzen von Lolbitat und dem Kraterberg Longonot, auf dessen Ostseite ein niedlicher Nebenkrater von den vollkommensten Verhältnissen sich abhob. Im Norden des Sees lag eine blassgrüne Ebene, dann folgte ein dunklerer Strich buschigen Landes mit einigen unregelmässigen Hügelketten, weiterhin eine seltsame Gruppe skeletartiger Bäume, abgestorben im Laufe der Jahrhunderte und das Gebiet der „Brennholzebene“ (Angata-Elgek) andeutend. Diese Ebene zeigte die deutlichsten Spuren, wie die vulkanischen Kräfte umgestaltend auf das Aeussere der Oberfläche einwirken; zahlreiche Kegel waren hier und dort zu erblicken, aber das seltsamste von allen waren die zahlreichen Spaltlinien, welche die Mulde von einem Absturz zum andern durchqueren und mit ihren hervorragenden Wällen den Festungswerken eines befestigten Platzes glichen. Einige Spalten liefen auch mitten durch zwei Bergkegel hindurch und zerklüfteten sie in eine sonderbare Gruppe von Mauern, Zinnen und gähnenden Schluchten. Jenseits der Brennholzebene schimmerten die schönen Seen Elmeteita und Nakuro hervor, zu deren leuchtenden Gewässern die düstern Wände der benachbarten Hochflächen einen bewundernswürdigen Gegensatz boten. In weiter Ferne konnte man die Berge von Kamasia unterscheiden; und ich sah nicht wenig scharf nach ihnen hinüber, sollte doch der geheimnissvolle Baringo-See an ihrem Fusse liegen. Ueber dem östlichen Hochland — welches hier Leikipia heisst — sah man eine prächtige

Bergkette hervorragen, die um so grossartiger aussah wegen der malerischen Wirkungen einer längs ihr hinpolternden Sturmwolke.

Nachdem wir wieder zu Athem gekommen waren und uns an dieser herrlichen Landschaft satt gesehen hatten, eilten wir vorwärts, da noch reichliche Arbeit vor uns lag, wenn wir zu Nacht wieder im Lager sein wollten. Um die Nordseite des Buru herumgehend, kamen wir an einem höckerigen Nebenkrater vorbei, und nachher noch an einem zweiten, welche beide grösstentheils aus Obsidian bestanden. Damit erreichten wir dann das Gebiet der Dämpfe, welche in förmlichen Dampfwolken mit einem merkwürdigen puffenden Geräusch wie von einer sich in Bewegung setzenden Locomotive aufstiegen. Unser ehrwürdiger Führer ersuchte uns hier, Grasbüschel in die Hand zu nehmen, da wir uns dem geheiligten Orte näherten. Bald darauf erreichten wir die Höhlen, und um die unruhigen Erdgeister uns günstig zu stimmen, warfen wir unsere vegetabilischen Gaben in ein grosses Loch, aus welchem mit seltsamer Regelmässigkeit Dampfwolken aufpufften und hervorzischten, zuweilen von einem gurgelnden, dann wieder von einem rasselnden Geräusch begleitet. Dieses Loch liegt in der Flucht einer Spalte, welche eine beträchtliche Strecke bergabwärts sich verfolgen lässt. Weiterhin gelangten wir zum Rande einer Lavafläche, wo der Dampf noch weit kräftiger austrat, als ob er dem Sicherheitsventil einer Maschine entströmte. Der Fels war hier so heiss, dass die Leute nicht darauf gehen konnten, und er zerfiel unter dem zersetzenden Einfluss des Dampfes in karmoisinrothen Lehm. Diesem wurde eine wunderbare Heilkraft zugeschrieben und deshalb bemalten sich meine Leute über und über damit. Ich selbst machte mit und strich ihn mir über die Stirn. Die Meereshöhe

dieser Dampfächer beträgt 2152 m. Nachdem ich den Boden geprüft hatte, kam ich zu dem Schluss, dass der Dampf nicht aus einer tiefgelegenen Quelle aufsteige, sondern einfach von dem in den Lavastrom, auf welchem wir standen, durchsickernden Wasser herrühre, weil die Lava so spät ausgeworfen sei, dass sie sich bisjetzt noch nicht habe abkühlen können — wie es denn eine allbekannte Thatsache ist, dass Lavaströme von einiger Tiefe Jahre bedürfen, bis sie ihre ursprüngliche Hitze verlieren. Ich sah hier auch keine heissen Quellen, sondern nur das bei der Verdichtung des Dampfes zurückgebliebene warme Wasser. Der ganze Anblick der Umgebung verrieth aufs deutlichste eine neuere vulkanische Thätigkeit.

Der Berg selber kann als eine sehr unregelmässig gestaltete Masse vulkanischer Felsen angesehen werden, obwohl sein Aeusseres durchaus nicht den vulkanischen Ursprung verräth. Eine Untersuchung beweist jedoch, dass er häufig die Ausbruchsstelle verändert hat, und dass zahlreiche Nebenkrater um ihn herum entstanden sind, deren Auswurfsmassen die ursprünglich kegelförmige Gestalt des Vulkans wie er sein soll zerstört haben. Die Höhe des Buru mag wenig unter 2800 m betragen; leider hinderte das drohende Aussehen des Himmels mich an einer Besteigung.

An die Natur des Landes wurden wir sehr unwillkommenerweise durch die plötzliche Erscheinung einer Kriegergesellschaft erinnert, welche im geheimen an einem Bächlein Fleisch geschmaust hatten. Bei unserm Anblick sprangen sie in äusserst drohender Haltung auf, weil die Dampfächer als geheiligter Boden angesehen werden und sie beim Fleischessen zu überraschen als schwere Beleidigung gilt — wovon nachher noch besonders die Rede sein wird. Unser ehrwürdiger alter Führer gerieth in Schrecken und wir mussten

uns so gut als möglich vertheidigen. Die El-Moran fragten ärgerlich, was wir hier machten. Glücklicherweise hatte unser Führer den guten Einfall zu erklären, er hätte uns mitgenommen um einige Elfenbeinzähne mit zurückzunehmen, welche er am Grunde des Berges vergraben hätte. Dies beschwichtigte sie ein wenig, obgleich sie vielleicht sich nichts daraus gemacht hätten, uns kurzer Hand abzuthun, wenn wir wehrloser gewesen wären und mehr Furcht gezeigt hätten. Froh ihnen aus dem Wege zu gehen, eilten wir den Berg hinunter und kehrten zum Lager zurück, das wir aber erst 3 Stunden später nach Eintritt der Dunkelheit erreichten. Ich war nicht weniger als 11 Stunden auf den Beinen gewesen, gehend und kletternd so schnell wie ich konnte, ohne mir einen Augenblick Ruhe zu gönnen; auch der Führer war beinahe hinfällig geworden.

Während der Nacht versuchten die Krieger unser Vieh davonzujagen, aber vergebens. Mehr als einmal mussten wir unsere ganze Geduld zusammennehmen, dass wir nicht mit den anmassenden Wilden handgemein wurden. Im ganzen genommen kamen wir jedoch gut weg, wenn wir den Erzählungen der Händler glauben wollten — wie die jungen Krieger trotz allen Widerstandes ganze Traglasten Waaren wegzuschleppen, oder Ziegen und Schafe ins Lager zu bringen und die Händler zum Ankauf zu zwingen pflegten, gleichviel ob sie dieselben nöthig hatten oder nicht; wie sie ferner die Träger zu klapsen und Feiglinge zu schimpfen pflegten, oder ihre grossen Speere in die Erde zu stecken und zum Gefecht herauszufordern liebten. Von allem diesen sah man wol etwas, aber es wurde nicht ganz so schlimm. Während wir jeden Bruch zu verhüten strebten, war es uns nichtsdestoweniger klar, dass eine kleine Karavane erbarmungslos geplündert worden wäre.

Ich muss an dieser Stelle aber wol etwas eingehender den See Naiwascha schildern. Sein Umfang ist bereits besprochen und ich brauche daher nur zu erwähnen, dass er ein unregelmässiges Viereck bildet von 19 km Länge und 14 km Breite, verhältnissmässig seicht ist, soweit meine Untersuchungen gingen, und in einer Meereshöhe von 1830 m liegt. Drei kleine Inseln heben sich aus seiner Mitte heraus, vielleicht sind es aber auch bloß Papyrusbeete über einer seichten Stelle. Das Wasser ist süß und wird vom Guaso-Giligili und Murundat vom Norden her zugeführt, welche es beträchtlich schlammig gemacht zu haben scheinen, nach den grossen Anhäufungen von angeschwemmtem Land zu urtheilen, welche die Grasebene bilden. Fische sind nicht im See, wol aber Flusspferde. Eine bemerkenswerthe Eigenschaft ist, dass er der Aufenthaltsort grossartiger Scharen von wilden Enten ist; zu gewissen Zeiten des Jahres bedecken sie buchstäblich ganze Flächen des Sees.

Ohne Zweifel ist der See dadurch entstanden, dass sich vulkanische Trümmer quer über diese meridional streichende Bodensenkung anhäuften und die beiden vom Hochland von Leikipia kommenden Ströme zurückdämmten. Drei Kegel (Lolbitat) erheben sich weit sichtbar am südlichen Ende und sind offenbar vulkanisch. Dass das Wasser süß ist, deutet entweder auf eine spätere Entstehung oder einen unterirdischen Abfluss.

In Naiwascha reifte bei mir ein Plan gefährlicher Natur. Er bestand in nicht mehr oder minderm, als meine Karavane mit Martin und Jumba nach Baringo zu senden, während ich mit einer kleinen auserwählten Schar dem Berge Kenia und der schönen von Buru aus gesehenen Gebirgskette einen flüchtigen Besuch abstattete.

Als ich diesen Plan zur Besprechung mittheilte, wurde

er mit Lachen und Unglauben empfangen, das aber in Widerrede und tiefes Erstaunen übergang, als man merkte, dass er ernstlich gemeint sei. „Wie!“ sagten sie, „denken Sie, dass Sie mit wenig Leuten durch eine Gegend wandern können, welche wir nicht mit mehreren Hundert zu durchziehen wagen? Wollen Sie mit einer Hand voll ausführen, was Fischer nicht mit einer Armee gelang? Haben Sie vergessen, dass vor wenig Jahren eine Karavane von 200 Mann in jener selben Gegend völlig vernichtet wurde.“ Vorhaltungen dieser Art wurden mir unaufhörlich gemacht und bis zum Ueberdruss wiederholt. Meine einzige Antwort bestand darin, ich müsse auf irgendeine Weise zum Kenia, weil alle meine Landsleute wissen wollten, was eigentlich mit dem Berge sei; obendrein hätte ich jetzt etwas von den Manieren der Massai gelernt und glaubte auf meinen Stand als Leibon mich selbst da verlassen zu können, wo Menschen und Gewehre uns im Stich liessen. Sadi und Muhinna bemächtigte sich jetzt der tiefste Schrecken, die absolute Verzweiflung. Auf ihren Knien, unter strömenden Thränen, beschworen sie mich den Plan aufzugeben, welcher nach ihrer furchtsamen Vorstellung zum sichern Tode führen würde. Ich war nahe daran, diesen mattherzigen Schurken einen Fusstritt zu geben und würde es auch gethan haben, hätte es mir nicht mehr Spass gemacht, sie in tödliche Angst zu setzen. Bei mir wie bei allen eigensinnigen Leuten hatten alle diese Bitten nur den gegentheiligen Erfolg von dem, welcher beabsichtigt wurde, und vertieften nur meinen Entschluss, das Wagniss zu unternehmen.

Nach fünftägigem Aufenthalt nahmen wir am 4. October unsern Vormarsch wieder auf, und zwar brachen wir sehr früh auf, um ein Stück Wegs hinter uns zu haben, bevor die Massai sich erhöben. In geringer Entfernung vom Lager kreuzten

wir den Murundat, welcher hier in einem tiefen Einschnitt durch Seeschlamm fließt. Wenig weiter erreichten wir den Guaso-Giligili und hielten uns in gleichem Abstände von ihm. Es ging gemach in die Höhe, bis wir einen Höhenkamm von trachitischem Gestein erreichten, der quer durch die Bodensenkung lief, vielleicht ein Lavastrom vom Buru. Der Giligili hat sich in einem sehr tiefen Durchschnitt einen Weg durch diesen Kamm gebahnt. Das Bett des Flusses wurde erreicht mittelst einer langen geneigten Ebene, in welcher man ein Werk von Menschenhand hätte vermuthen können, wenn es nicht von den Myriaden von Vieh ausgetreten wäre, die beständig seit ungezählten Jahren darübergehen. Während der Nacht lagerten wir an den Ufern dieses Flusses und hatten eine unruhige Nacht durch die Diebe, weil wir keine Dornenhecke angelegt hatten. Die Flinte eines meiner Askari wurde gestohlen und die Händler verloren eine beträchtliche Menge Waaren. Die ganze Karavane musste auf dem Posten sein die lange Nacht hindurch.

Am folgenden Tage marschirten wir weiter nordwärts durch eine angenehme Landschaft, welche mit einem silberblättrigen Busch, Leleschwa genannt, bedeckt war. Am meisten auffällig war indessen die wunderbare Menge abgestorbener Bäume, welche das ganze Land erfüllten und aus natürlichen Ursachen eingegangen zu sein schienen. Welche Gründe dabei aber vorliegen, vermag ich nicht zu sagen, weil sie nicht auf alle Arten Bäume gleiche Wirkung gehabt haben. Vielleicht rührt die sonderbare Wirkung von einer Aenderung der Temperatur oder der Regenmenge her. So entschieden tritt übrigens dieser Charakterzug der Landschaft hervor, dass die Massai in ihrer Vorliebe für beschreibende Namen dieses Land Angata-Elgek (Brennholzebene) genannt haben.

Wir entdeckten auf diesem Marsche einen ungeheueren

Massaikraal, welcher nicht weniger als 3000 Krieger zählen konnte, und in einiger Entfernung einen andern von gleicher, wenn nicht noch beträchtlicherer Ausdehnung. Auf Befragen erfuhr ich, es seien die Massailager Kinangop¹ und Kapte auf der einen Seite und die Massai (Wakwafi) von Leikipia auf der andern, welche während einer langen heftigen Kampfperiode sich so nahe voreinander mit allem Vieh niederliessen,



Die Brennholzebene (Angata-Elgek) von Kekupe aus gesehen.

und Tag für Tag miteinander kämpften, bis die eine Partei nachgab. Von diesem Kriege und der Art zu fechten später mehr.

Nach einem beträchtlichen Marsche kamen wir an eine Spaltlinie, welche quer durch die Bodenmulde sich zog und wie eine Treppenstufe aussah. Wir stiegen sie hinab und lagerten dann in einer malerischen Nische des Hochlandes

¹ Dr. Fischer erzählt: „Der ganze District, in dem sich auch der Naiwascha-See befindet, heisst Kinangop, d. h. «unser Land» (ngop = Land)“.

von Leikipia, durch welche ein schöner Bach, Ngare-Kekupe, von der Höhe zum Salzsee Elmeteita herunterfloss. Die trachytischen Gesteine, über welche der Kekupe fiesst, sind durch einen chemischen Vorgang in einen weissen und weichen Fels verwandelt, der nach Farbe, Gewicht und Härte durchaus dem Kalk entspricht. Die Massai benutzen ihn zur Bemalung ihrer Körper und zu den heraldischen Devisen auf ihren Schilden. Am Kekupe bildeten wir zwei Lager, um unsere Auseinandersetzung am andern Morgen zu erleichtern und ohne Verzug oder Verlust von Waaren aufbrechen zu können — denn von diesem Punkte aus wollte ich nach Leikipia und dem Berge Kenia abschnellen.

Da dieser Ausflug voraussichtlich waghalsig und unsicher sein würde und ich die Möglichkeit einer Flucht vorhersah, so nahm ich nur das unumgänglich Nothwendige mit mir. Meine allerbesten Leute, 30 an Zahl, wurden als meine Begleiter ausgesucht, und so fest waren Gehorsam und Vertrauen bereits begründet, dass keiner gegen seine Wahl Einsprache erhob. Ausserdem hatte ich volles Vertrauen zu Martin und Jumba Kimameta, welcher letztere sich gegen mich durchaus loyal betragen hatte. Einige der tapfern Geister unter den Händlern erklärten mir auch, als sie mich zum Durchmarsch durch Leikipia entschlossen sahen, sie würden mir bis zum Berge Kenia folgen, und ich war nur froh sie zu bekommen, weil ich auf Sadi und Muhinna mich doch nicht verlassen konnte. So wurden wir mehr als doppelt so stark. Am Abend kamen Jumba und die vornehmsten Händler zu mir in mein Lager, und lasen und sangen Gebete aus dem Koran zu meiner Sicherheit. Nachdem dieser fromme Ausdruck ihrer guten Wünsche vorüber war, bereiteten sie auf irgendeine heimliche Weise einige Arzneien als ferneres Schutzmittel für mich und dann ward, um allem die

Krone aufzusetzen, eine der geheiligten Komas der Karavane als grosse Gunstbezeugung mir überliefert, damit sie meinem kleinen Gefolge stets vorangetragen würde. Sie wussten freilich recht gut, dass ich kein Tüpfelchen von ihren Dawas glaube; aber das Geschenk bewies doch die Aufrichtigkeit ihres Wunsches, dass ich Erfolg haben möge, und so wäre es mehr als roh gewesen, hätte ich das Angebot nicht im Geiste der Geber angenommen. Es wird wol daheim einige Leute geben, welche ihr Staunen nicht unterdrücken werden, dass ich selbst nur den Schein auf mich geladen habe, den Ansichten der Ungläubigen gehuldigt zu haben. Allen diesen Leuten kann ich nichts weiter entgegen, als dass sie nie in die Lage kommen mögen, ihre bequemen Lehnstühle zu verlassen.

Die Aussicht von Kekupe, die steile Front des Absturzes hinauf, eine Höhe von reichlich 600 m, erweckte eine Menge anregender heimatlicher Erinnerungen, so europäisch war der Anblick der Felsspitzen und der Böschung, die lavabedeckten Pics und das zerrissene Aeussere der Abhänge — und auf jedem günstigen Fleck wuchsen Gruppen und kleine Haine von herrlichen Wachholdern und Podocarpus mit ihrem fichtenartigen Aussehen.

NEUNTES KAPITEL.

AM BERGE KENIA VORBEI ZUM BARINGO-SEE.

Warme Quellen. — Patriotische Freude. — Der Wundermann. — In der eigenen Schlinge gefangen. — Die Aberdare-Kette. — Die Erscheinung des Unbekannten. — Ueble Gerüche. — Widerliche Nahrung. — Verstohlenen Leichenbegängniss. — Büffeljagd. — Spannung. — Aufregende Augenblicke. — Alles umsonst. — Thomson-Fälle. — Katz- und Maus-Spiel. — Der neue Cagliostro. — Antichambriren. — Der Kenia. — Ein Samariter. — Elender Marsch. — Harter Schädel. — Der Baringo-See. — Nicht beneidenswerthe Einsamkeit. — Merkwürdige Augenblicke. — Angenehmer Rastplatz.

Am 6. October waren wir nach einer schlaflosen Nacht früh mit der Morgendämmerung auf, nahmen hastig ein Frühstück von Zebrasteaks und Hirsebrei ein, welches mit honigsüßem Thee hinuntergespült wurde, und rüsteten uns dann zur Besteigung der Hochfläche. Eine Stunde lang durch die steinigen waldigen Abhänge der Schlucht des Kekupe vorwärts marschierend, kreuzten wir diesen Bach, wo er mit geschwätziger Musik über grobes vulkanisches Agglomerat herunterstürzt. Es überraschte mich, zu beobachten, dass er geradezu dampfte, und noch mehr erstaunte ich, als ich die Hand ins Wasser steckte und es ganz warm fand. Da meine Neugierde dadurch angeregt war, verfolgte ich den Bach weiter aufwärts und wurde bald über alle Beschreibung entzückt, als ich einen köstlichen Winkel entdeckte, welcher

von malerischen Abhängen und Felsen umgeben und mit dem reichlichsten Pflanzenwuchse bedeckt war. Das war wieder ein herrlicher Beweis von dem unnachahmlichen Glück der Kunst der Natur, als die grünen und schroffen Aussenseiten der Felsen in dem wunderbaren reichen Behang von Blättern, Wedeln und Blüten selber ganz sonnig und zauberisch wurden. Mitten in dem Ganzen lag ein grossartig rauhes Felsbecken, in welchem der Kekupe in lebendigem Wasserstrahl hervorquoll, indem er silberhellen Dampf emporsandte, welcher sich an den überhängenden Blättern verdichtete, bis sie erglänzten wie diamantene Tropfen. So romantisch war der Fleck, dass ich ganz hingerissen stehen blieb, und mich gar nicht gewundert hätte, wenn ich von einer luftigen Wassernymphe begrüsst wäre oder eine Sirenenmusik zu hören bekommen hätte. Poetische Verzückungen gehen jedoch im allgemeinen schnell vorüber in Afrika. Der Zauber war gebrochen, als ich mich daran erinnerte, dass ich der Führer einer Expedition der Königl. Geographischen Gesellschaft sei, und so liess ich, auf wissenschaftliche Sorgen bedacht, auch bald die Luft von einem Ruf nach Songoro widerhallen, mir meinen Thermometer zu bringen. Mit Hülfe dieses Zeugen bestimmte ich die Wärme der Quelle zu 40,6 °.

Unser Weg sollte eigentlich östlich gehen, aber es war unmöglich, die Abhänge zu erklimmen. Wir waren deshalb genöthigt, uns fast genau nördlich zu halten, eine zweite Spaltflucht entlang, in deren einer der Kekupe entspringt. Es gab hier mehrere dieser aufsteigenden (oder absteigenden) Spalten, welche höchst mannichfaltige und malerische Wirkungen erzeugten, zumal dieselben bedeckt waren mit einer Haube von festen Lavalagern über grobem Agglomerat und mit schönen Bäumen über dem Ganzen. Um Mittag endlich hatten wir die zerrissenen Seiten dieser

Böschung' hinter uns und befanden uns auf der wellenartig ausgedehnten Hochfläche in einer Meereshöhe von 2560 m. Gleich nachher schlugen wir in einer dichten Gruppe von Wachholdern unser Lager auf und fanden dort ein verlassenes Dorf der Andorobbo — des Jägerstammes im Massai-Lande. Die Gegend heisst Dondole, was, wie man mir sagte, „Jedermanns (d. h. Niemandes) Land“ bedeutet, da unaufhörliche Streitigkeiten um den Besitz zwischen den Massai von Kinangop und den Massai (Wakwafi) von Leikipia darum geführt sind. Kurz nachdem wir das Lager aufgeschlagen hatten, spürte ich eine Heerde Büffel auf und schoss nach einer gefährlichen Jagd zwei derselben, eine Kuh und einen Stier. Während ich durch eine bewaldete Schlucht ging, sprang aus dichter Deckung ein Thier auf, welches meine Leute für einen Löwen erklärten. Ich selbst sah es nicht.

Am andern Morgen beim Erwachen war es wunderbar kalt. Als ich meine kleine Zeltthür aufmachte (ich hatte Martin's Zelt mitgenommen) war ich höchlich überrascht zu sehen, dass wir in einen unverkennbaren schottischen Nebel eingehüllt waren, welcher mit geisterhafter Wirkung durch den Wald trieb und alles bis auf unsere nächste Umgebung vor uns verhüllte. Als ich draussen in „patriotischer Freude“ über diese unafrikanische Erscheinung tanzte, die Hände tief in meine Taschen vergraben, fühlte ich das äusserste Mitleiden mit meinen geistig umnachteten Leuten, welche völlig unfähig, den „Witz des Dinges“ zu erkennen, um ein ungeheures Feuer fröstelnd herumsassen und zitterten, als wenn sie das Fieber hätten. Natürlich war es gar keine Frage, dass wir in solchem Wetter nicht aufbrechen konnten und wir mussten daher 3 Stunden warten, bis die Sonne hinglängliche Kraft bekam und den Nebel vertrieb.

Als sich das Wetter nun gebessert hatte, brachen wir wieder auf. Wir waren jedoch in etwas ängstlicher Stimmung, weil wir mit den Massai zusammenzustossen erwarteten. Diese Begegnung würde unser Schicksal stark beeinflussen; der Durchgang durch das „Mlango“ (Thor oder Thür) eines Districts ist immer die kitzlichste Sache. Wir hatten Grund zu glauben, dass die Massai nahe seien, und gingen deshalb mit grosser Vorsicht vorwärts, weil wir, bevor die Nachricht sich ausbreitete, einen Lagerplatz erreichen mussten, an welchem wir ungestört unsere Boma anlegen konnten. Auf unserm Wege überraschten uns aufs äusserste die eingetrockneten Gerippe zahlreicher Rinder, welche die ganze Gegend bedeckten. Zeichen gewaltsamen Todes waren nicht sichtbar, und nur einzelne Theile waren von Hyänen und anderen Fleischfressern verzehrt. Wir kamen zu dem Schlusse, dass eine Krankheit im Lande wüthen müsse. Nach kurzer Zeit bekamen wir einen Massai-Kraal zu Gesicht. Geschickt uns ausser Sicht haltend, kamen wir ihm ganz nahe und weil wir einen kleinen Bach entdeckten (die Quellwasser des Murundat), so lagerten wir hier und waren in überraschend kurzer Zeit von einem starken Verhau umgeben. Dann gaben wir unsere Gegenwart kund durch Abfeuern einer Flinte. Wir waren sehr erfreut, zu hören, dass wir einen Kraal von El-Moruu (verheiratheten Männern) vor uns hatten. Unsere Freude wurde aber sehr rasch gedämpft, als wir erfuhren, dass ein grosser Kraal voll El-Moran (Krieger) ganz in der Nähe liege und dass sie bald wegen ihres Hongo vorsprechen würden. Diese aufgeblasenen jungen Schnapphähne kamen denn auch binnen kurzer Zeit in grossen Banden an. Zuerst begrüsstten sie mich recht förmlich und übertrugen in wenig Minuten in meine Hand eine ansehnliche Schicht von übelriechendem Fett und Lehm. Als sie sahen,

dass ich ein harmloser, wenn auch ungewöhnlicher Mensch sei, begannen sie mich ins Kreuzverhör zu nehmen. Wohin ich ginge? Woher ich käme? Was ich wollte? und warum ich so wenig Waaren hätte? Diese und tausend andere Fragen wurden mir entgegengehalten. Ich erzählte ihnen, dass ich der weisse Leibon der Lajomba (Suaheli) sei — dass ich das Land besuche, um durch meine geheimen Mittel für die Händler die Stellen ausfindig zu machen, wo man Elfenbein kaufen könne. Mbaratien (ihr Haupt-Leibon) sei ein Stümper im Vergleich mit mir. Es könne ja doch kein grosser Medicinmann eine Haut gleich der meinigen haben oder solches Haar wie ich? „Nun, du da!“ sagte ich, „komm heran, und ich will dir deine Nase abnehmen und wieder ins Gesicht setzen. Komm her, du brauchst nicht bange zu sein. Ah! Du willst nicht! sehr gut. Nun sieh einen Augenblick her und ich will dir etwas Neues zeigen. Du siehst meine Zähne? Höre wie fest sie sind.“ (Dabei klopfte ich mit meinen Nägeln dagegen.) „Ihr seht, es ist kein Betrug dabei. Nun wartet einen Augenblick, bis ich den Kopf herumdrehe. Da seht! weg sind sie!“ Jetzt schauderte aber jedermann in höchster Verwunderung zurück und die ganze Gesellschaft war auf dem Punkt zu fliehen. Sie beruhigend, drehte ich noch einmal meinen Kopf herum, brachte die Zähne im Nu wieder in Ordnung und unter vielen freundlichen Verbeugungen vor meinen verwunderten Zuschauern klopfte ich noch einmal an meine Zähne. Der freundliche Leser möge nämlich wissen (im tiefsten Vertrauen natürlich), dass ich ein paar künstliche Zähne habe, welche zu dieser Zeit wirklich Goldes werth waren. Ich hantirte deshalb zum Staunen der Massai in angegebener Weise mit ihnen und weil sie glaubten, ich könne das Gleiche mit meiner Nase oder den Augen thun, so riefen sie mich so-

fort als den wahrhaftigen „Leibon n'ebor“ (weisser Medicinmann) aus.

Darnach fragten sie abwechselnd nach Geschenken und Medicinen, obgleich das gewöhnliche schwarze Weggeld schon bezahlt war. Sie quälten mich fürchterlich und betäubten mich förmlich durch dasselbe hartnäckige Betteln um Perlen



Krieger von Lelkipia.

u. s. w. Ich wurde geradezu herumgezerrt, weil sie mich für ein Spielzeug hielten, mit welchem jedermann spielen könne. Sie fassten meinen Arm, griffen in mein Haar und nahmen mir meinen Hut ab. Wenn ich in mein Zelt ging, so drängten sie sich hinter mir her, bis alles schmutzig war. Sie prahlten damit, meine Leute zu erschrecken, indem sie sich anstellten, als wollten sie sie erstechen, und lachten

dann unbändig über ihre jämmerliche Furcht. Speisen kochen war unter diesen Umständen einfach unmöglich, und ich musste mich damit begnügen, rasch etwas gewellten Mais herunterzuschlingen. Als ich mich nach einem Führer für den nächsten Tag erkundigte, lachten sie mich höhnisch aus. „Was“, sagten sie, „weisst du nicht, dass uns allen unsere Rinder zu Hunderten wegsterben? Du bist ein grosser Leibon; du musst hierbleiben und der Pest ein Ende machen.“ Das war eine hübsche Aufgabe! In der That war ich ganz regelrecht „in meiner eigenen Schlinge gefangen“. Alle Einreden waren vergeblich. Bleiben musste ich. Zwei Tage lang wurde ich so festgehalten und mein Witz aufs äusserste angestrengt, um Entschuldigungen und Gründe ausfindig zu machen, dass sie mich ziehen lassen müssten, um die Segnungen meiner unfehlbaren Medicin über das ganze Land zu verbreiten. Die Heilung würde, wie ich ihnen sagte, nicht eintreten, solange ich bei ihnen sei, sondern erst zehn Tage nachdem ich sie verlassen hätte. Ueber Tag musste ich stündlich mein Zahn- ausziehen wiederholen und während der Nacht mussten wir fortwährend Wache gehen wegen der beständigen Diebstahlsversuche. Die Leute waren wirklich in sehr gefährlicher Stimmung, weil die fürchterliche Krankheit sie ihres ganzen Viehstandes zu berauben drohte. Um die Kraals herum sah es einfach schrecklich aus — Hunderte von Thieren lagen herum, sterbende und in allen Stadien der Verwesung. Kein Versuch wurde gemacht, sie zu begraben, in Folge davon herrschte überall ein entsetzlicher Gestank und die Bevölkerung befand sich im hilflosen Elend. Ihnen irgendwie entgegenzutreten hiess soviel, als sie in Wuth setzen, und ich glaube bestimmt wir wären ermordet, hätten sie nicht den Glauben genährt, dass ich der Krankheit Einhalt gebieten könne. Vom Morgen bis zum Abend sangen sie fort-

während Gebete, wie „A-man Ngai-ai; A-man Mbaratien“ (Wir beten zu Gott; wir beten zu Mbaratien). Die auf seltsame Art mit weissem Lehm auf der Stirn bemalten Weiber tanzten im Kreise und riefen dabei Ngai oder Mbaratien in ihrer eigenen Weise an. Das ganze Land war erfüllt von Klagen und dem Schrei der Verzweiflung. Endlich entdeckten sie selber, dass sie nichts mehr aus mir herausquetschen konnten und glaubten meinen Bethuerungen, dass ich sie durchaus vorher verlassen müsse, bis meine Arzneien eine Wirkung äussern könnten, und so liessen sie mich ziehen.

Unser Weg führte uns nun über Hügelland und die wohlgerundeten Umrisse dieser Bodenerhebungen. Die steileren Abhänge waren mit dunkelgrünem Wald besetzt, während die Hügelkämme und die Thäler von einem reichen Grasteppich bedeckt waren, welcher den herrlichsten Weidegrund darbot. Die ganze Landschaft war lieblich und strotzte von reichster Ueppigkeit — ein Studienfeld für schöne Naturcurven und die mannichfaltigsten Gewächse. Die das Hochland durchsetzende Bergkette vermehrte die malerische Grösse der Landschaft, indem sie ihre imposanten Massen bis zum Himmel erhob. Es verdient hervorgehoben zu werden, dass diese Bergkette bei den Eingeborenen nicht einen einzigen allgemeinen Namen führt, sondern dass die verschiedenen auffälligen Theile besonders unterschieden werden. So wird ein schöner Berg im Süden der Doenje-Kinangop genannt, nach der westlich von ihm gelegenen Landschaft. Weiter nördlich erhebt sich eine grosse gleichmässig gerundete Masse, bedeckt mit dunkelm Wald, und wird Subugu (waldbedeckt) la Poron genannt. Der niedrige nördliche Ausläufer ist unter dem Namen Settima schon lange den Geographen bekannt; während nach Westen hin ein Berg Namens Gojito

vorspringt. Unter diesen Umständen glaube ich mich berechtigt, diesen Bergen den Namen einer Bergkette zu geben und habe dafür den Namen Aberdare-Kette bestimmt, zu Ehren des Vorsitzenden der Gesellschaft, welche mich nach diesen Ländern ausschickte. Die Aberdare-Kette erhebt sich zu einer Höhe von 3660 bis zu 4270 m, streicht Nord-Süd und hat eine Länge von etwa 100 km.

Auf diesem zweiten Marsch in Leikipia machte die Riesen-größe der Wachholderbäume einen mächtigen Eindruck auf uns, da sie häufig eine Höhe von über 30 m mit herrlichen Stämmen erreichten. Bartmoos (Usnea oder Haarflechte) hing von jedem Zweig herunter und gab ihnen ein höchst seltsames gespenstiges Aussehen. Wenn es im Winde hin- und herwehte, sahen die Coniferen ehrwürdig und greisenhaft und fast überirdisch aus. Frauenhaar und viele andere gewöhnliche Farrn wie der Krullfarrn wuchsen hervor, wo nur immer die Bedingungen günstig waren.

Am andern Morgen hatte ich die ganz besondere Freude, beim Heraustreten aus meinem Zelt das Gras mit unverkennbarem Reif bedeckt zu sehen. Diese Erscheinung machte meine Leute über alle Massen stutzig! Zum ersten mal in ihrem Leben sahen sie derartiges. Sie konnten sich indessen gar nicht dafür begeistern und noch weniger meine Freude begreifen. Sie hatten die ganze liebe lange Nacht hindurch die Kälte in unversöhnlichem Hasse verflucht und abwechselnd die eine und die andere Seite ihres Körpers vor dem prasselnden Feuer gebraten, da sie doch nicht schlafen konnten. Wir mussten wieder einige Stunden warten, bis die Sonne die Luft erwärmte, und dann musste ich, einige Kilometer vom Aequator entfernt, meine Füße in den Stiefeln am Feuer wärmen, während ich eingehüllt in einen Ueberzieher daneben stand und meine Hände in den Hosentaschen vergrub. In

kurzer Entfernung vom Lager zog ein Klang wie das leise Brüllen eines Büffels neben dem Rande eines steilen waldigen Abhanges meine Aufmerksamkeit auf sich. Da wir keinen Ueberfluss an Nahrungsmitteln hatten, so machte ich mich auf, ihn zu jagen. Eine Weile rund um mich sichtigend, um den genauen Standort meines Wildes ausfindig zu machen, wurde ich beinahe auf den Kopf gestellt durch ein wildes Knurren aus einem unzugänglichen Dickicht von langem Gras und Schilfrohr. Nach der Stelle hinblickend, erkannte ich einen schönen Leopard, einige Fuss vor mir, der mir drohend seine Zähne zeigte und sich bückte, als wollte er sich auf mich werfen. Aber bevor ich feuern konnte, war er beiseite gesprungen. Als ich den Kamm des Hügels hinanlief, ob ich ihn nicht wieder zu Gesicht bekommen könne, wurde ich plötzlich durch einen Anblick festgebannt, der mir geradezu den Athem benahm. Vor mir im Vordergrund lag im prächtigen Wechsel von Wald und Lichtung, von Hain und Ebene ein Hügelland vor mir, welches in wellenförmigen Strecken bis zu dem Sumpfe von Kope-Kope sich ausdehnte. Jenseits desselben erhoben sich steil und jäh die schwarzen, unbewohnten Berge der Aberdare-Kette. Dies alles war es jedoch nicht; was mich geblendet hatte, lag weiter entfernt. Durch eine zerklüftete und malerische Einsattelung der Bergkette erhob sich ein schimmernder schneeweisser Pic mit glitzernden Facetten, welche in der stolzen Schönheit eines riesigen Diamanten funkelten. Es war in der That das leibhaftige Bild eines einzigen grossen Krystals oder Zuckerhuts. Am Grunde dieser schönen Spitze sah man zwei kleine Auswüchse, wie am Fusse eines Denkmals. Von ihnen zog sich unter sehr flachem Winkel eine lange weisse glitzernde Linie hin, welche über die schwarzen Massen der Aberdare-Kette hinweggesehen, wie die silberne

Grenzlinie einer dunkeln Sturmwolke aussah. Dieser Pic und diese silberne Linie bildeten den mittleren leuchtenden Punkt des Berges Kenia. Wie ich entzückt über die Erfüllung meiner theuersten Hoffnungen dastand, stiess ich einen tiefen Freudenruf aus, und als ich Brahim zurief: „Siehe da!“ und auf den blinkenden Krystall hinwies, bin ich nicht sicher, ob nicht etwas wie eine Thräne aus meinem Auge hervorquoll. Da aber, während ich noch staunend dastand, berührte ein mit Feuchtigkeit geladener Wind die Spitze, wob einen Flockenmantel um sie und verhüllte allmählich das himmlische Schauspiel. Binnen wenig Minuten war nichts übriggeblieben, als eine Wolkenbank über dem Walde von Settima. Ich aber hatte eine Vision gesehen, wie von dem Ungesehenen, die mich ködern sollte.

Aus meinem tiefen Nachdenken wurde ich durch einen Freudenschrei aufgeschreckt; in der Richtung des Schalles aufschauend, sah ich eine Anzahl Leute dahineilen, durcheinander, hinter einem seltsamen Thier her. Zur Thätigkeit angeregt durch diesen Anblick machte ich einen Satz vorwärts, kam aber erst zum Hallali an. Die Thiere waren zwei ungeheuerere Ottern, ein Männchen und ein Weibchen. Ihre Lebenszähigkeit war erstaunlich; bevor sie eingingen, wurden sie fürchterlich mit Rungus (Streitkolben) geschlagen und mit Simes zerfetzt, bis sie fast ganz in Stücke zerhauen waren. Wir lagerten hierauf in einem sehr dichten Walde, dessen düstere Schatten belebt wurden von den zahlreichen schneeweissen Orchideen, welche in strahlender Schöne von jedem Baumzweig herunterhingen; da der Tag indessen sehr frostig war, so froren die Leute stark und zitterten und bebten in der jämmerlichsten Weise. Als wir am andern Morgen das Lager verliessen, spürte ich eine Heerde Büffel auf. Durch eine tiefe Schlucht hindurchgehend und mich im

Schatten des Waldes haltend, kam ich nahe genug heran, um einen schönen Seitenschuss abzugeben. Ich glaubte zuerst gefehlt zu haben, aber auf der weiteren Verfolgung entdeckte der luchsäugige Brahim einige Schweisstropfen. Wir folgten der Spur etwa $1\frac{1}{2}$ km und standen plötzlich vor dem verwundeten Thier, als ich gerade Brahim gewarnt hatte, scharfen Ausguck zu halten. Wie es uns entdeckte, drehte es sich mit Unheil verkündendem Brummen um, als ob es uns angreifen wolle. In demselben Augenblick jedoch streckte eine Kugel von mir es nieder. Dann aber erholte es sich wieder etwas und machte fürchterliche Anstrengungen, uns zu erreichen. Seine boshaften Augen traten fast aus dem Kopfe heraus; in seiner sterbenden Wuth spannte es jede Muskel aufs höchste an und so erschien es mir als der leibhaftige Rachegeist und hilflose Wütherich. Es bedurfte noch zweier weiterer Kugeln ins Herz, bis der blutige Streit beendet war. Die Hörner waren von ungeheurer Grösse, und von Spitze zu Spitze $1\frac{1}{2}$ m breit. Unglücklicherweise war eins zerbrochen.

Nachdem die Leute das Fleisch abgelöst hatten, setzten wir unseren Weg durch einen prächtigen Tannenwald auf einem schönen Viehwege fort, wenn auch die Annehmlichkeit der Gegend durch die zahlreichen verwesenden Viehcadaver nicht gerade vermehrt wurde; da sie immer zahlreicher wurden, so schlossen wir daraus, dass wir uns einem Massai-Kraal näherten. Nach einstündigem Eilmarsch traten wir aus dem Walde heraus auf die grosse Angata-Bus, eine schöne baumlose Ebene, welche sich in ununterbrochener Einförmigkeit an der Westseite der Aberdare-Kette bis zu den Schilfwäldern von Kikuju hinzieht. Eine kurze Strecke am Walde hingehend, erreichten wir eine entzückende Lichtung oder Waldnische, durch welche ein krystallklarer Bach floss. Hier lagerten

wir und hatten wie gewöhnlich viel von den Massai zu leiden, wenn auch glücklicherweise nur wenig Krieger da waren.

Ein anderer ärgerlicher Verzug stand uns hier bevor, so dass die Dinge ein ernsthaftes Aussehen bekamen. Unser kleiner Waarenvorrath ging reissend schnell auf die Neige. Lebensmittel hatten wir gar nicht mehr. Wir hatten gehofft, den Kenia binnen 8 Tagen zu erreichen und waren weiter von ihm als je. Das gefährlichste an der ganzen Lage war aber, dass sich der Glaube verbreitete, ich allein habe die Krankheit verursacht — so rasch hatte sie sich entwickelt und so erschreckend waren ihre Folgen — zumal Eingeborene es nie zu fassen vermögen, dass eine natürliche Ursache solchen Erscheinungen zu Grunde liegen kann. Wir waren wirklich in sehr kritischer Lage, weil sie zwischen den Vorstellungen hin und her schwankten, dass ich die Ursache der Krankheit sei und sie nun auch heilen müsse. Ich lebte in beständiger Angst und erwartete, sie würden ein Gottesgericht vorschlagen, von dem dann unser Leben abhängen würde.

Der am Tage unserer Ankunft getödtete Büffel lieferte uns Mundvorrath auch für den folgenden Tag; am dritten gab es aber nicht ein Pfund Fleisch bei der Karavane. Ich versuchte einen Stier oder eine Ziege zu kaufen, aber die Eigenthümer verweigerten mir einen gesunden und meinten, auf ein todtkrankes Thier zeigend, ich möchte das nehmen. Schon der Anblick des Thieres machte mich geneigt, mich hinter einen Busch zurückzuziehen. Es war strenge Regel, in der Nähe der Massai keine Flinte abzufeuern; in meiner Verzweiflung aber setzte ich mich darüber hinweg, um mein Heil auf der Büffeljagd zu versuchen. Obgleich ich zwei antraf, verlor ich sie doch in dem undurchdringlichen Busch aus Sicht. Eine kleine Weile war ich wirklich umgeben von Büffeln, welche sich krachend durch die Gebüsche Bahn

brachen. Natürlich wurden wir selber nicht gesehen, ausser von einem Theil der Heerde.

Am andern Morgen wurden die Massai so händelsüchtig, weil ich geschossen hätte, dass ich nothgedrungen im Lager bleiben musste. Die Leute mussten aber zu essen haben. Zuletzt fiel mein Blick auf einen anscheinend recht gesunden Stier, den wir nach langem Feilschen um einen ungehörlichen Preis erstanden. Als wir ihn getödtet und aufgebrochen hatten, prallten wir alle erst zurück vor dem fürchterlichen Gestank. Wir waren jedoch nicht völlig aus dem Felde zu schlagen und mit ihren wenig empfindlichen Nasen machten sich meine nach Speise begierigen Leute an die weitere Arbeit. Wir fanden den Herzbeutel sehr stark erweitert und derselbe schien nur noch eine in Entzündung übergegangene Masse von schmutzigem gelben Fett zu sein. Rippen und Rückgrat sahen inwendig und auswendig wie verrottet aus und viele Knochen waren so verfallen, dass ein Stockstreich hinreichte, sie zu zerbröckeln. Das Fleisch hatte ein fürchterlich krankes Aussehen und selbst meine Leute wandten sich ab mit verzogenen, den stärksten Ekel ausdrückenden Mienen. Die Hinterschenkel wurden als der gesundeste Theil zum Gebrauch zurückgelegt, aber mein Magen hatte einen solchen Widerwillen bekommen, dass ich mich nicht überwinden konnte, das Fleisch anzurühren, obgleich ich Songoro etwas hatte für mich kochen lassen. Bei Anbruch der Nacht gelang es mir jedoch einen kleinen Bissen hinunterzuwürgen und am andern Morgen, als mein Widerstreben seine Schärfe verloren hatte, ging es schon etwas besser.

Bei mehr als einer Gelegenheit sank um diese Zeit die Temperatur am Morgen bis auf den Gefrierpunkt herunter, sodass das Gras sich mit Reif bedeckte, stieg am Nachmittag aber binnen 8 Stunden bis zu 32 Grad.

Am 14. October erhielten wir wieder einmal die Erlaubniss, unsere Reise fortzusetzen. Als wir gerade aufbrechen wollten, wurde ich zu einem meiner Leute gerufen, weil er so krank sein solle, dass er nicht gehen könne. Weil ich gar nicht davon gehört hatte, dass er sich schlecht befände, so glaubte ich, er verstelle sich. Ich befahl also, man solle ihn auf einen Esel setzen; als sie damit beschäftigt waren, wurde ich betroffen und wie vom Donner gerührt, wie ich ihn buchstäblich in ihren Händen sterben sah.

Betrachtungen und Klagen jedoch waren in der harten Wirklichkeit unseres Lebens nicht gestattet. Unser erster unwillkürlicher Ausfluss des Bedauerns machte sofort ängstlicher Sorge Platz. „Um Gotteswillen hebt ihn auf und verbergt ihn rasch!“ In einem Nu verschwand er im Busch, bevor nur ein Massai sah, was vorgefallen war. Darauf wurden die Marschbefehle zurückgenommen.

Den Massai wurde als Grund angegeben, ich hätte ein Zeichen bekommen, es sei kein guter Tag zum Reisen. Die wirkliche Erklärung unseres Benehmens lag aber darin, dass die Massai den Tod eines Suaheli in ihrem Lande als eine persönliche Beleidigung und eine Gefahr für ihr Land auffassen, welche nur durch die schwersten Strafen gesühnt werden könne. Obendrein erlauben sie unter keiner Bedingung, dass ein menschlicher Körper begraben werde, weil sie glauben, das vergifte den Boden — eine Annahme, welche die Anhänger der Leichenverbrennung sich merken mögen, als Beweis, dass Neger immerhin gewisse hochentwickelte Vorstellungen haben. Die Entdeckung dieses Todesfalls in unserer Mitte würde die unseligsten Folgen für uns gehabt haben. Zunächst würde der Körper den Hyänen und Geiern zum Frasse hingeworfen sein. Dann würden wir mit Strafe belegt worden sein, in einer Höhe, dass unser vollständiger Ruin

die Folge gewesen wäre. Schliesslich hätten wir zurückgehen müssen, auf demselben Wege, auf welchem wir gekommen waren, weil ein weiteres Vorwärtsdringen einfach unmöglich geworden wäre. Es lag deshalb keine Unempfindlichkeit unsererseits zu Grunde, dass der Träger so kurzerhand weggestaut wurde. In der Stille der Nacht gruben die Leute freiwillig mit Axt und Hand ihm bald ein Grab mitten in einem dichten Dornengebüsch. Dort wurde der arme Bursche andächtig hineingelegt und jede Spur seines Grabes verwischt.

Auf dem Durchmarsch durch Angata-Bus nach dem Flusse Ururu erblickten wir eine Zebraheerde, und obgleich Rinder uns verriethen, dass Massai höchstens einige Kilometer entfernt seien, so waren wir doch alle soweit heruntergekommen, dass ich einen Schuss zu wagen beschloss. Mich vorsichtig heranschleichend, kam ich bald in Schussweite. Ich fehlte ein Thier; als aber die Heerde davongalopirte fand eine zweite ihr Ziel. Brahim fiel augenblicklich darüber her und vergrub sein Messer in der Kehle des Zebras, und bevor ich noch bemerkte was er wollte, hatte er schon ein mächtiges Stück Fleisch herausgeschnitten und roh aufgefressen.

Mein Ausruf des Abscheus wurde unterbrochen durch warnende Stimmen meiner Leute, welche, als ich mich herumdrehte, nach der Richtung der Massai-Kraals hinwiesen. „Da sitzen wir ja schön drin!“ sagte ich im Geiste zu mir, als ich zahlreiche Krieger mit ihren blitzenden Speeren im vollen Trabe auf uns zueilen sah. Ich zog mich eiligst auf meine Leute zurück, desgleichen Brahim, welcher aber noch ein mächtiges Stück Zebrafleisch mitbrachte. Die Krieger waren bald bei uns und auf ihr Geschrei hielten wir an und schlossen auf. In höchst wilder Weise verlangten die El-Moran eine Erklärung. Sie steckten ihre Speere in die Erde und fragten, ob wir fechten wollten. Wenn ja, so wären sie

auch bereit! Wir setzten wie auf Verabredung unsere unterthänigste Leichenbittermiene auf und schauten ganz zerknirscht drein. Es thäte uns sehr leid, dass wir uns so gegen ihre Gebräuche vergangen hätten, aber wir hätten es lediglich in der Absicht gethan, ein besonderes Stück der Eingeweide jenes Thieres zu bekommen, welches zur Bereitung einer Medicin vonnöthen sei. Sie mussten des Weiteren aber noch durch ein Geschenk aus unsern traurig verminderten Vorräthen beschwichtigt werden, bis sie uns gehen liessen, und dann musste ich sie noch anspucken, zum Zeichen, dass ich ihnen nichts Böses thun wolle. Man wird es mir glauben, dass ich den letzten Theil der Ceremonie mit aufrichtigster Beffissenheit ausführte.

Nachdem wir so die Erlaubniss erhalten hatten, in Frieden zu scheiden, erreichten wir bald den Ururu (so benannt von dem donnernden Geräusch, welches einige Meilen weiter nördlich ein prächtiger Wasserfall erzeugt). An dem Punkt, wo wir ihn durchwateten, bildet der Fluss an beiden Seiten eigentlich einen grossen Sumpf (Kope-Kope), durch welchen eine Menge rascher Wasserläufe in steinigten Betten daherausrauschen. Sie waren schwierig genug zu passiren, aber wir fühlten uns verhältnissmässig sicher, weil die Massai auf beiden Seiten des Kope-Kope sich nicht gut miteinander stehen. Obendrein gab es keine Wilden in unserer unmittelbaren Nachbarschaft.

Da unser Mundvorrath beinahe erschöpft war, fiel es mir zu, auf die Jagd zu gehen, während die Leute die Boma anlegten. Brahim und ich hatten nicht weit zu suchen, bis wir einen Büffelstier am Rande eines Waldstrichs zu Gesicht bekamen. Wir arbeiteten uns auf 50 Schritt heran, dann gab ich Feuer und traf ihn in die Seite. Als er sich nach dem Walde drückte, sandte ich ihm eine zweite Kugel zu,

welche ihn in die Hüfte traf. Vorwärts stürzend, glaubte ich den Stier draussen am Rande des Waldes hinrasen zu sehen und verfolgte ihn, immer die Augen auf ihn gerichtet. Als ich nahe unter einem dichten Busch hineilte, wurde ich plötzlich erschreckt und geistig und körperlich aus dem Gleichgewicht gebracht, durch ein wüthendes Grunzen, dem fast gleichzeitig ein Frontangriff von Seiten des alten Büffels folgte. Lieber Leser, glaube nur nicht, ich sei feige, weil ich in diesem Augenblick nicht eine heroische Stellung annahm und auf meinen Gegner wartete. Ich zog vor „leben zu bleiben um an einem andern Tage zu fechten“ und wandte mich zu eiliger schimpflicher Flucht ins Freie. Ohne Zweifel zufrieden darüber, dass er mich so ausser Fassung gebracht hatte, gab der Büffel die weitere Jagd auf, sonst wäre ich sicherlich wie eine Rakete in die Luft geflogen; statt dessen zog er sich in einen dichten Busch zurück.

Nachdem ich Brahim angerufen hatte, seine Flucht Hals über Kopf zu mässigen, hielten wir eine Berathung ab, was jetzt zu thun sei. Fleisch mussten wir haben. Der Stier war krank geschossen und befand sich in jenem Busch; also mussten wir ihn irgendwie bekommen, aber wie? Einem rachsüchtigen alten Büffel in einen solchen dichten Busch zu folgen, ist ebenso schlimm, als den Kopf in den Rachen eines Löwen zu stecken.

Wir spähten ringsum, konnten aber nur eine Oeffnung entdecken, und in diese konnte man nur auf Händen und Knien eindringen. In einem solchen Kaninchen gang angegriffen zu werden, bedeutet den sicheren Tod, aber wir waren vor Hunger ausser uns und beschlossen, das gefährliche Unternehmen zu wagen. Der Busch war so dicht, so belaubt und so voller Zweige, dass wir buchstäblich auf dem Bauch vorwärts kriechen mussten. Wir konnten nicht zwei Schritte

vor uns sehen. Einen tiefen Athemzug nehmend und Blicke austauschend, welche Bände sprachen, sanken wir wieder auf unsere Knie, Brahim hinter mir; den Kopf mit äusserster Vorsicht hineinsteckend, stierte ich in die Dunkelheit und lauschte nach einem Geräusch. Nichts belohnte mich, als der Anblick des schweissbedeckten Busches und das laute Klopfen meines Herzens. Ich nahm also meine Büchse vor und zog mich in liegender Haltung hinter ihr her. Bei jedem Zoll wuchs die Gefahr. Buchstäblich schlichen wir in den Schlund des Todes hinein. Einige Meter wurden so zurückgelegt. Die Dunkelheit nahm immer zu; die Spannung war fürchterlich, und doch sahen wir unsern Feind nicht. Da alle Sinne auf das äusserste angestrengt waren, so erstarrte ich plötzlich, als ich Brahim zitternd mein Bein ergreifen fühlte. Ein kalter Schauer erschütterte mich von Kopf zu Fuss. Als ich mich gesammelt hatte, blickte ich zurück und sah Brahim's Augen voll teuflischer Leidenschaft glänzen, während grosse Schweisstropfen von seiner schwärzlichen Haut rannen. Seine Augen drehten sich und ich folgte ihrer Richtung. Sie hafteten auf einer dichten Masse von Stangenholz und erzählten mir mit Gewissheit, dass er den Stier hinter jenem Busch, nicht drei Schritte von uns entdeckt hatte. Ich stierte und stierte, konnte aber nichts sehen. Wieder nach Brahim hinblickend, sah ich, dass er vor Gefahr und Aufregung ganz ausser sich war und innerlich meine Dummheit mit der ganzen wilden Kraft seiner Natur verwünschte. Noch einmal versuchte ich die Finsterniss zu durchdringen, während ich glaubte mein Herz würde platzen. Zuletzt entdeckte ich etwas Schwarzes, was aber Kopf und was Schwanz sei, war mir nicht klar. Der entscheidende Augenblick war aber da, und Brahim einen Stoss und einen Wink gebend, liess ich ihn sich zurückziehen und

den Weg freimachen. Mit krampfhaftem Griff und angehaltenem Athem erhob ich die Büchse und zielte auf die schwarze Masse. Wie der Schuss die Stille mit fürchterlichem Krachen unterbrach, liess ich die Büchse aus der Hand fallen, zog mich auf allen Vieren mit affenartiger Schnelligkeit zurück, erreichte das Freie und stand im Nu auf meinen Füßen. Fast gleichzeitig krachte eine grosse schwarze Masse aus dem Busch heraus. Ich floh ins Freie, Brahim aber in den Busch. Zu meiner grossen Erleichterung entdeckte ich, dass er der Gejagte war. Er war aber zu geschickt für den Büffel, zwischen den ringsherum zerstreuten Büschen, und bald konnten wir unsern Athem und unsere Geistesgegenwart wieder sammeln. Da unser Blut einmal erhitzt und wir ganz sicher waren, dass das Thier zu Tode verwundet sei, so beschlossen wir, es nicht aufzugeben. Die Fährte wieder aufnehmend in einem mehr offenen Strich von Unterholz sahen wir bald unser Wild zwischen den Büschen stehen, äusserst boshaft aussehend und zu jeder Verruchtheit bereit. Noch einmal feuerte ich, und meinem Schuss folgte ein anderer Angriff, während wir um unser Leben flohen. Glücklicherweise hatte der Büffel einen grossen Widerwillen dagegen, sich aus dem Schutz des Waldes hervorzuwagen, er gab deshalb zum dritten mal die Verfolgung auf und suchte wieder Deckung. Wir waren indessen nicht zu schlagen und nahmen, Bluthunden gleich, unsern Angriff wieder auf. Das Behemoth¹ mit seiner Lederhaut hatte indessen soviel bekommen, als es gerade vertragen konnte und ging diesmal weg bis ins Innerste des Waldes. Die Fährte aufnehmend, stürzten wir vorwärts, wie Hunde nach dem Geruch; nicht ein Ton verrieth unsere Schritte; eine Be-

¹ Name eines Unthiers bei Hiob, in welchem einige das Nilpferd, andere den Elefanten, noch andere ein Mammuth vermuthen.

wegung des Fingers oder ein Blick deutete auf einen Tropfen Schweiss oder die frischen Fährten. Die erste Hälfte des Weges war verhältnissmässig frei von Unterholz, sodass wir mit ziemlicher Eile vorwärts kamen, ohne Gefahr zu laufen, unverhofft auf den Büffel zu stossen. Nach zweistündiger Jagd, während welcher wir uns bemühten, ganz nahe an unserer Beute zu bleiben, kamen wir an einen dichten Busch, wo die Gefahr von neuem anfang, weil wir fast sicher wussten, dass das verwundete Thier in seinem erschöpften Zustande sich hier verborgen hätte. Durch den frischen Schweiss überzeugten wir uns zuletzt davon, dass wir ihm ganz nahe seien. Wiederum mussten wir an das Thier herankriechen, zuweilen auf allen Vieren, dann wieder mit gekrümmtem Rücken. Zuletzt befanden wir uns in einem sehr schmalen Gange oder vielmehr anscheinend in dem Ende eines Tunnels und in einer sonderbaren Verlegenheit. Brahim war mir voraufgekommen, und wir krochen wie schwarze geräuschlose Geister vorwärts, als ich plötzlich bemerkte, dass sein Körper starr wurde, sein Ohr sich leicht vorwärts drehte und seine ganze Haltung die äusserste Aufmerksamkeit verrieth. Ich stierte und lauschte, hörte aber weder, noch sah ich ein Zeichen der Nähe des Thieres, sodass es meiner Phantasie überlassen blieb, sich den Stier in jeder Art von schrecklicher Haltung auszumalen und sich die Thatsache zu vergegenwärtigen, dass nichts in der Welt uns retten könne, wenn wir in diesem Augenblick angegriffen würden. Endlich gab Brahim ein Lebenszeichen von sich. Mit äusserster Vorsicht zog er sich hinter mich zurück, indem er mit sprechendem Blick mir anzeigte, dass der Büffel vor uns sei. Ich fühlte eine furchtbare Aufregung, aber mir blieb nichts übrig, als mich vorwärts zu wagen. Ob das Thier grade vor uns war oder an welcher Seite, das wusste ich nicht. Zoll um Zoll kroch ich weiter, mich so

schussbereit haltend als meine gezwungene Lage es erlaubte. Immer und immer versuchte ich die Dunkelheit und das dichte Laub zu durchdringen und auf einen Laut zu horchen. Plötzlich wurde ich starr wie Brahim, als ein Klang wie von einem schmerzlichen Seufzer an mein Ohr schlug. Mein Herzschlag schien aufzuhören. Ich hielt meinen Athem an bis ich beinahe erstickte, und strengte meine Aufmerksamkeit an, jenen durchbohrenden Ton zu erfassen. Noch einmal schlug derselbe an mein Ohr, aber seinen Ursprung konnte ich noch immer nicht ermitteln. Der Seufzer war der langgezogene Athem des Büffels und ich befand mich sicherlich nur einige Meter von dem gefürchtetsten aller Thiere. Das Schlimmste dabei war, dass ich nicht wusste, ob es rechts oder links von mir oder gerade aus sich befände. Was war zu thun? Ich wagte mich nicht zu rühren. Ich war festgenagelt. Ich warf einen Blick zurück auf meinen Kameraden, und wir lächelten krankhaft, wodurch wir deutlich verriethen, was für eine niedliche Arbeit vor uns lag. Diese kurze Minute schien zu stundenlanger tödlicher Aufregung sich auszudehnen. Etwas musste geschehen! Zuletzt bog ich darum einen kleinen Zweig beiseite. Im nächsten Augenblick gab es ein Grunzen und Knacken der Zweige, als der Büffel auf seine Füße sprang. Im Glauben, er beabsichtige einen Angriff, warf ich mich rückwärts in das dichteste Gebüsch, um seinem Stoss wenn möglich auszuweichen; das Rauschen der Zweige nach entgegengesetzter Richtung befreite uns jedoch von fernerer Furcht, und kurz darauf verzogen wir unsere Gesichter und fanden unsere Stimme wieder, als wir uns zur Fortsetzung unserer Jagd rüsteten.

Es schien jetzt gewissermassen Ehrensache zu werden, den Büffel uns zu sichern, und wir waren bereit, bei allen Heiligen zu schwören, dass wir seinen Kopf haben oder selber

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

selber den Ururu hinunter, seine Fälle zu besuchen. Als ich vor ihnen stand, machte das furchtbare Donnern der in mächtigem Bogen wol 100 m ohne eine Zertheilung in eine furchtbar düstere Schlucht herunterstürzenden Gewässer einen gewaltigen Eindruck auf mich. Der Fels besteht aus sehr fester Lava, welche eine Neigung zu säulenartiger Anordnung hat und bildet in der Nähe des Falls imposante Abstürze. Die Risse geben einem prächtigen Behang von Schling- und Kriechpflanzen den nöthigen Halt, während die sprühenden Wassertropfen für die nothwendige Ernährung sorgen. Unter anderen Pflanzen bemerkte ich auch wilde Bananen dort. Etwas weiter unterhalb werden die Wände der Schlucht weniger steil, wenn auch der Böschungswinkel noch immer gross bleibt. Die Schlucht und der Fall sind durch das allmähliche Abnagen der Laven von Settima entstanden, welche eine Strecke nördlich und dann westlich streichen. Der Anblick der grossen Angata (Ebene) Bus bestätigt in schlagender Weise die Annahme, dass in früheren Zeiten sie einen See bildete, welcher allmählich trocken lief, wie der Ueberschuss an Wasser nach und nach den querliegenden Felsrücken wegfrass. Die Sümpfe von Kope-Kope bilden ohne Zweifel den letzten Rest dieses Sees. Nachdem ich den Fall photographirt und ihm den Namen „Thomson-Fall“ gegeben hatte, ging ich durch den Wald zurück, in der Hoffnung etwas schiessen zu können. Meine Erwartungen schlugen fehl und ich kehrte zum Lager zurück, um eine leere Speisekammer und hungrige Blicke vorzufinden, wenn auch niemand grollte. Die auf Kundschaft ausgeschickten Leute kehrten gegen Abend zurück und berichteten, dass die Massai in weiter Entfernung wären und dass wir bei unserer vorsichtigen Art zu reisen ihre Kraals nicht in einem Marschtage erreichen würden.

Am andern Morgen den Ururu verlassend, ging ich voran, in der Hoffnung etwas zu schiessen, weil wir dem Hungertode nahe waren. Wir waren noch gar nicht weit gegangen, als ein Büffel aus dem Busche vor uns heraussprang. Als er fortlief, ergriff ich meine Büchse und hätte das Thier beinahe zu Fall gebracht durch eine Kugel, welche ihm das Becken zum Theil zerschmetterte. Es gelang ihm jedoch Zuflucht in einem Busche weiterhin zu finden und jetzt begann wieder wie üblich die gefährliche Arbeit. Wir hatten indessen keine Furcht und nachdem wir einige mal ihm mit genauer Noth entkommen waren, gelang es uns, dem Thier den Fangschuss zu geben. Ich ermittelte, dass ich ihm eine Kugel ins Becken, zwei in den Schädel, eine durch die Hörner, eine durch das Schulterblatt, eine in den Magen und zwei durch das Herz geschickt hatte. Welches andere Thier hätte soviel Blei vertragen? Wir freuten uns alle über unser Glück und in einem Augenblick war das Thier zerwirkt. Die Hörner massen 1,3 m von Bucht zu Bucht und ziemlich 2 m längs der Krümmung.

Nach einem kurzen Marsche schlugen wir in einer entzückenden waldumgürteten Schlucht unser Lager auf, während meine Leute einen zweiten Büffel und ich einen prächtigen Wasserbock schossen. Hier hatte ich das schaurig schöne Vergnügen, mich in den Abendschatten zu verlieren, und nur durch Zufall entdeckte ich, dass ich lustig gerade vom Lager weg marschirte, anstatt nach ihm hin. Man wird es uns glauben, dass wir frohlockend unsern Büffelschmaus abhielten, wenn auch das Fleisch so zäh und saftlos wie alte Stiefel war. Auf dem fernern Marsche hielten wir uns so nah als möglich in dem Schutz des Waldes und erreichten gegen Mittag die Umgebungen der Weidegründe der Massai. Wir wurden bald entdeckt, und aus allen Theilen des Waldes

strömten die Krieger paarweise oder vereinzelt zu uns hin. Sie waren noch unverschämter als ich sie je gefunden hatte, da sie uns nicht einmal den höflichen Gruss ihres Stammes boten. Wie sie uns mit ihren übertriebenen in einer sehr kurz angebundenen Weise geäusserten Forderungen folgten, entdeckte ich zu meinem grossen Erstaunen, dass sie alle offenbar kurzathmig waren und überhaupt nur unter Schwierigkeiten athmeten. Sadi nach einer Erklärung fragend, erfuhr ich, dass sie sich im Walde mit Fleisch für eine gewisse Zeit vollgestopft hatten, in Vorbereitung zu einem grossen Streifzuge auf Vieh nach dem Suklande nördlich von Baringo. Indem sie sich so mit Fleisch vollstopfen, glauben sie muthiger und tapferer zu werden; und sie huldigten diesem „holländischen Muth“ in solchem Grade, dass von Laufen bei ihnen gar keine Rede und das Athmen sehr erschwert war.

Sei es nun aus diesem oder einem andern Grunde, frech waren sie in einem Grade, wie ich es noch nie gesehen hatte; sie scheuten sich nicht uns anzuhalten, indem sie mir ihre Speere auf die Brust setzten und Perlen verlangten; und gab ich ihnen solche, so stritten sie miteinander wie Hyänen, indem sie die Schnüre in Stücke rissen und mehr als die Hälfte der Perlen im Grase verstreuten. In solcher Begleitung marschirten wir voller Furcht über ein schönes, gut bewässertes Land und lagerten endlich am Ngare-Suguroi, nachdem wir über den nördlichen niedrigen Ausläufer der Aberdare-Kette marschirt waren.

Die Massai waren sehr zahlreich und betrogen sich fortwährend so widerwärtig, dass man beinahe toll wurde. Sie spielten mit uns wie die Katze mit der Maus, und das Ende davon wäre wol ohne Zweifel dasselbe gewesen, ohne die gewisse nebelhafte Furcht, welche sie vor mir hatten als vor einer Erscheinung, deren Gewalt wachzurufen gefährlich

werden könnte. Sie benutzten mich fortwährend als eine Ausstellung und ich musste stets bereit sein, ihre schmutzigen Taten anzufassen, meine Zähne zu ihrem Ergötzen herauszunehmen und sie anzuspucken, zum Beweise, dass ich ihnen nicht übelwolle.

Das dem Schuhleder gleiche Büffelfleisch ging auf die Neige und wir mussten uns wieder mit Fleisch von krankem Vieh ernähren. Auch hier raste die ansteckende Krankheit mit grosser Wuth und doch hatten inmitten alles Elends die Krieger sich mit dem besten Vieh auf Wochen voraus versorgt, als Vorbereitung für den Kriegszug, während viele arme Männer und Weiber buchstäblich zu Tode hungerten. „Medicinen“ mussten gemacht werden für die Krieger, um sie tapfer und erfolgreich zu machen. Zu dem Ende photographirte ich sie einfach, da der Vorwand, ein Dawa (Zaubermittel) zu machen, ein Kapital und die einzige Gelegenheit war, meine Sammlung mit einem Bilde der Massai zu bereichern.

Da ich auch eine Medicin für die Krankheit machen musste, so zeigte ich ihnen einen kleinen Medicinkasten mit dem Deckel offen, sodass sie den ganzen Aufputz der Fläschchen, Dosen etc. sehen konnten. Dann nahm ich meinen Sextant, zog ein Paar bocklederne Handschuhe an — die ich zufällig gerade hatte und welche den Eingeborenen ungeheuer imponirten — und prüfte aufmerksam den Inhalt. Als ich die richtige Dawa entdeckt hatte, bereitete ich eine Mischung, nahm dann etwas Brausepulver zur Hand und stimmte einen Zaubergesang an — so etwas wie „Es steht ein Wirthshaus an der Lahn“. Da meine Stimme ganz und gar nicht honigsüss war, so konnte sie prächtig für die eines Hexenmeisters gelten. Als meine Vorbereitungen beendet waren und Brahim fertig stand mit einer Flinte, warf ich das Brausepulver in die Mischung;

in demselben Augenblick wurde die Flinte abgefeuert, und siehe da! auf zischte und brodelte die Kohlensäure, dass die Eingeborenen in tödlichem Schrecken zusammenschauerten. Darauf wurden kleine Stücke Papier ins Wasser getaucht, und nachdem ich daraufgespuckt, war die Feierlichkeit vorüber und die Stücke wurden herumgegeben als ein untrügliches Heilmittel mit Garantie für sechs Monate.

Eine dritte Medicin musste nun noch für den Orts-Leibon Namens Lekibes gemacht werden, welcher zur Vergrößerung seiner Kräfte einer solchen bedurfte. Eine vierte Medicin hatten die Weiber nöthig, welche nicht ganz so fruchtbar waren, wie es für ein Land wünschenswerth erschien, das durch innere Kriege und Hungersnoth entvölkert war. Die nussbraunen Matronen oder die es werden wollten, defilirten vor mir vorbei, und mit aller Grazie, welche mir nur zur Verfügung stand, und unter Beihülfe eines gelegentlichen Trunks Wasser expectorirte ich mich über sie so freigebig wie möglich.

So „lenkte ich die Sternenwelt“ wie ein zweiter Cagliostro, aber so glücklich war ich nicht. Wir konnten nicht vorwärts kommen und auch nicht auf die Jagd gehen und mussten uns mit der denkbar widerlichsten Kost behelfen. Ich wurde fast bis aufs Hemd ausgezogen. Die Krieger waren händelsüchtig und der geringste Zufall hätte zu jeder Zeit zum Signal für ein Blutbad werden können. Die Massai vor uns befahlen uns, ihnen nicht nahe zu kommen, bis sie alle „Für und Wider“ meines Falles erörtert hätten. Ich war nur wenige Meilen vom Fuss des Kenia entfernt, und doch hatte es den Anschein, als würde ich ihn nie erreichen.

Endlich wurden wir nach viertägigem Aufenthalt durch die Botschaft erfreut, dass wir weiterziehen könnten. Von einem Hügelkamme, den wir passirten, hatte man eine prächtige Aussicht auf den Kenia, und um Mittag waren wir am

Ngare-Gobit von Poron, dem wir folgten, bis wir in eine äusserst tiefe Schlucht kamen, welche üppig bestanden war mit prächtigen Cap-Calodendren und mit zahlreichen blühenden Gebüschsen seltenster Art. Bemerkenswerth darunter war der Murju, der Giftbaum dieser Gegend. Die Luft war mit Wohlgerüchen erfüllt.

Vom Suguroi her waren wir wieder in eine Gegend jüngerer vulkanischer Thätigkeit gekommen; denn wohlge-merkt sind die Laven, welche die Masse von Kapte und Leikipia bilden, älteren Datums als die der untern Landschaft, auf welcher die Bergriesen Kilima-Ndjaro, Doenje-Longonot, Doenje La-Njuki und Buru liegen. Als wir uns aber dem Kenia näherten, erkannten wir an den trachytischen Laven und anderen Anzeichen, dass die vulkanischen Kräfte an der Ostseite von Leikipia, geologisch gesprochen, fast zu derselben Zeit thätig gewesen waren, wie im Kilima-Ndjaro, in der Wüstenebene von Dogilani und in der meridionalen Bodensenkung, in welcher der Naiwascha, Elmeteita, Nakuro und (wie wir weiter unten sehen werden) der Baringo-See liegen. Am Ngare-Gobit war auch bemerkenswerth, dass das Erdreich leichter, zerreiblicher und trockener wurde. Wir waren zu einer Meereshöhe von unter 1800 m heruntergestiegen, während sich der Pflanzenwuchs fortwährend änderte, von den Wachholdern, Podocarpus, Schilf und Heide der Landschaft Dondole bis zu den Calodendren, blühenden Gebüschsen und anderen Ngongo-a-Bagas eigenthümlichen Pflanzen.

Den Ngare-Gobit hinunter unsern Weg fortsetzend übernahmen die mich begleitenden Suaheli mit der Koma in der Hand die Führung, um durch ihren Zauber zu erfahren, ob Gefahr oder Verrath von den Massai oder Andorobbo zu befürchten sei. Bevor sie noch weit gekommen waren, blieben

sie erfreut und entzückt stehen, weil links von uns der Mtembera (eine Art Eisvogel) in lustigen Tönen uns ein herzliches Willkommen herüberschmettete. Dies legten die Leute als eine Versicherung aus, dass alles in Ordnung sei, und ihre Herzen hüpfen vor Freude, als rechts von uns ein anderer dieser Vögel den Gesang erwiderte und uns auch Frieden und Sicherheit versprach.

Als die Schlucht des Gobit in der Ebene des Guaso-Njiro sich öffnete, lagerten wir in der Nähe eines Dorfes der als Jägervolk bekannten Andorobbo. Einen Tag mussten wir hier bleiben und darauf lagerten wir mit von Dank und Stolz geschwellten Herzen in einer Biegung des Guaso-Njiro. Obgleich wir hier den Kenia nicht sehen konnten, so wussten wir uns doch an seinem Fusse und dass er hinter jener Wolkenbank in schweigender Majestät throne, verborgen vor der strahlenden Sonne wie vor gedankenlosen Sterblichen. Unser Werk war vollendet, und jetzt, da wir auf unsern schrecklichen Weg zurückschauen und uns die Art und Weise vergegenwärtigen konnten, wie wir durch mannichfaltigen Widerstand unsern Weg gebahnt hatten, konnten wir darüber wie über eine im ganzen belustigende Begebenheit zu lächeln uns gestatten.

Wie fromme Muselmänner mit gespannten Blicken auf das Erscheinen des Neumondes oder den Untergang der Sonne warten, um ihre Gebete zu beginnen, so warteten wir jetzt, bis der vliessartige Schleier gehoben würde, um dem wolkendurchbohrenden Kenia die schuldige Hochachtung zu bezeigen. Der Tag verging, indem die Massai uns in gewohnter Weise umschwärmten; aber wir waren gefeit gegen alle ihre Unverschämtheiten und hielten ferner Wache. Die Sonne ging unter am westlichen Himmel und voll Kummer wollten wir uns auch schon zurückziehen, als plötzlich hoch

oben am Himmel die Wolken sich theilten und im nächsten Augenblick eine funkelnd weisse Zinne die letzten Strahlen der Sonne fesselte und in einer wunderbaren göttlichen Schönheit erglänzte, indem sie durch unmessbare Entfernung von aller Verbindung mit der niedrigen Erde abgetrennt erschien. Die Sonnenstrahlen verzogen sich und dann blieb „weich wie in einer traumhaften Atmosphäre“, welche so schön zur Dämmerung passt, jene weisse Spitze zurück, als ob eine Fee in unterwürfiger und keuscher Liebe auf ihr die Abendandacht verrichte. Wie das blendende Licht des Tages in die sanften Farben der mond hellen Nacht überging, so legte der „himmelküssende“ Berg allmählich seine Gewänder ab, und stand dann in seinen strengen Umrissen und seiner keuschen Schönheit vom Gipfel bis zum Fusse vor uns, entzückend und Ehrfurcht einflössend zugleich — eine süsse Belohnung für Tage voll rasender Plage und Nächte schlafloser Angst.

In diesem Augenblick hatte ich das Gefühl, dass der Kenia für mich dasselbe war, was der heilige Stein zu Mekka für die Gläubigen ist, welche aus entfernten Ländern zu ihm wandern und Gefahren und Mühseligkeiten erdulden, nur um den geheiligten Gegenstand zu küssen oder zu sehen und dann, wenn's Gott gefällt, zu sterben.

Wir waren jetzt in einer Höhe von 1740 m, welche als die Meereshöhe der Hochebene anzusehen ist, aus welcher der Kenia sich erhebt. Der Kenia selbst ist offenbar vulkanischen Ursprungs und das Gegenstück der Kimawensispitze des Kilima-Ndjaro.

Ungleich dem Kilima-Ndjaro haben seine vulkanischen Kräfte den Brennpunkt ihrer Thätigkeit nicht verlegt und darum steht er jetzt als ein einzelner Kegel da. Bis zu einer Höhe von 4600 m (2860 m über der Hochebene) ist der



DER BERG KENIA VON DER WESTSEITE.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX
TILDEN FOUNDATION

Böschungswinkel ausserordentlich gering, zwischen 10 und 12 Grad, woraus ziemlich deutlich hervorgeht, dass die ausgeworfenen Lavamassen in einem viel flüssigern Zustande gewesen sein müssen, als die des Kilima-Ndjaro. Der Böschungswinkel des letztern ist viel grösser und deutet an, dass die Auswurfsmassen viel zäher waren, und deshalb nicht so weit von der Mündung des Kraters wegflossen.

In einer Höhe von über 4600 m erhebt sich der Berg plötzlich unter einem starken Neigungswinkel zu einer zuckerhutartigen Spitze, welche seiner Höhe noch 1040 m zufügt. Am Fusse dieser Spitze bemerkt man zwei kleine Auswüchse, und in einiger Entfernung nach Norden erhebt sich ein dickerer Höcker. Diese Spitze stellt, wie auch beim Kimawensi, ohne Zweifel diejenige Lavasäule vor, welche das vulkanische Leben des Berges abschloss, indem sie den unruhigen Geistern des Erdinnern den Weg verlegte und denselben wie mit einem Pfropfen verschloss. Der Krater ist dann allmählich weggeschwemmt, da er ohne Zweifel aus loser Asche und Lavaschichten bestand, und jetzt rägt der Kern allein heraus, eine passende Spitze für die majestätische Masse unter ihr. Wie beim Kilima-Ndjaro, so hat auch hier die Natur für sein greises Haupt eine weiche Krone ewigen Schnees geschaffen, dessen kühler ruhiger Schein einen wunderbaren Gegensatz und zugleich einen seltsamen Abschluss für die feurige Geschichte des Berges bildet. Die Seitenwände dieser oberen Spitze sind so jäh und steil, dass an vielen Stellen der Schnee nicht liegen bleiben kann und deshalb die Felsen hier und da als schwarze Flecken auf dem weissen Mantel erscheinen. Daher stammt sein Name bei den Massai, Doenje-Egere (der gefleckte oder graue Berg). Der Schnee bedeckt die ganze obere Spitze und dehnt sich noch eine Strecke weit nach allen Seiten hin aus, indem er die höckerige Masse im

Norden auch noch erreicht und umschliesst. Die Spitze gleicht höchst auffällig einem ungeheuern weissen Krystall oder Stalagmit, der auf ein russartig schwarzes Postament gestellt ist, welches sich allmählich zu dem dunkeln Smaragdgrün der Waldregion um den Fuss des Berges herabsenkt.

An der Seite, wo wir uns befanden, der Westseite, wohnen keine Menschen, ausser den Andorobbo, welche nahe am Fuss des Berges leben und seine pfadlosen Wälder auf der Jagd nach Elefanten und Büffeln durchstreifen, von deren Fleisch sie hauptsächlich leben, während sie durch den Verkauf des Elfenbeins die Perlen und den Eisendraht gewinnen, deren sie zu ihrem Schmuck bedürfen. Auf dem südlichen Abhange des Berges wohnen die Wakikuju; die Bewohner der Osthälfte, die Wadaischo, sind eine sehr schwierige und gefährliche Rasse, wenn man mit ihnen in ihren unendlichen Wäldern zu thun bekommt; — die schlimmsten Charakterzüge der Wakikuju haben sich bei ihnen noch weiter entwickelt.

Im Norden des Kenia streicht eine niedrige Bergkette in nördlicher Richtung, ist aber von ihm durch den Guaso-Njiro getrennt. Diese Bergkette ist bekannt unter dem Namen Doenje-Endika, welcher Name in freier Uebersetzung soviel als der „Zopfberg“ bedeutet, in Anspielung auf die Weise, wie er sich nach Art des aufgebundenen Haars der Massai-Krieger vom Kenia aus erstreckt.

Sehr wenig Bäche und noch dazu kleinster Grösse entspringen auf dem östlichen und nördlichen Abhang, während merkwürdigerweise eine sehr grosse Menge den südlichen Abhang hinunterfliesst und ganz bedeutend zu der Grösse des Kilalumi oder Tana-Flusses beiträgt, welcher nahe am Rande des den Naiwascha-See beherrschenden Hochlandes von Kikuju entspringt. In diesem bemerkenswerthen

Zuge wiederholen sich also die Verhältnisse des Kilima-Ndjaro.

Bevor wir den Kenia verlassen, bleibt noch zu bemerken, dass er fast nie, ausser am frühen Morgen und des Abends zu sehen ist. Während des Tages bleibt in der Regel der Berg von Wolken verhüllt; gleichwie bei seinem kolossalen Vetter, dem Kibo, sieht man die obere Spitze häufig, nachdem der untere Theil verschwunden ist, und sie bietet dann das denkbar imposanteste Schauspiel eines gewissermassen überirdischen Gebildes am Himmel.

Der Guaso-Njiro, an welchem wir lagerten, ist ein Fluss von beträchtlicher Grösse, welcher fast ganz Leikipia, die Aberdare-Kette, den Westen und Norden des Kenia abwässert und dann in nordwestlicher Richtung durch das Gallas-Land nach Lorian fliesst, welches zuweilen als ein Land, zuweilen als ein See geschildert wird.

Es überraschte mich, an dieser Stelle eine grosse Menge Kamele zu finden, welche den Gallas im Nordosten geraubt waren. Die Massai haben keine Idee davon, sie als Lastthiere zu gebrauchen, aber obgleich sie erstaunlich wählerisch in ihrer Nahrung sind, so tragen sie doch kein Bedenken, sie als Speise zu benutzen. Sie waren auch mit dem Pferde bekannt, welches sie Burta nennen.

Ich war also zum Fuss des Kenia gekommen, aber schon nach wenigen Stunden hatte ich den Eindruck, dass ich je eher je besser mich den Massai entziehen und jeden Gedanken einer Besteigung des Berges aufgeben müsse. Unsere Vorräthe waren aufs äusserste erschöpft und die Krieger demgemäss schwierig zu behandeln. Eno's Brausepulver und das Paar künstlicher Zähne waren keine Neuigkeit mehr; meine Quälgeister wurden auch gar zu unbequem, indem sie mir befahlen, meine Nase abzuschneiden und wieder anzu-

heften. Ein Krieger beleidigte mich niederträchtig, indem er sie ergriff in dem Glauben, sie würde nachgeben. Als ich eine äusserst erboste Miene annahm und drohte, den Zorn der Götter auf ihn herabzubeschwören, schlich er sich davon und ich musste seine fettigen Fingermale mir selber abwaschen. Auch waren sie aufgeregt über den geplanten Raubzug, und sprachen davon, mich in ihren Dienst zu pressen. Auf Befragen hörte ich zu meiner grossen Freude, dass zwischen dem Kenia und dem Baringo-See keine Menschen wohnten, sodass wir gerettet waren, wenn wir uns erst von hier mit heiler Haut hinweggeschlichen hätten.

Zuletzt durfte unsere Flucht nicht länger verzögert werden. Die mit mir gekommenen Kaufleute waren erbötig, mit den Andorobbo in den Wald zu verschwinden, wo sie sich in Sicherheit befinden würden, und dann auf irgendeinem Wege nach Miansini sich zurückzugeben, um dort mit Jumba auf seiner Rückkehr zusammenzustossen. Es machte mir grosses Vergnügen, hier einen Bruder meines sehr guten Freundes Kombo-ngischu anzutreffen. Wir wurden sogleich die besten Freunde. Er rieth uns, wenn uns unser Leben lieb sei oder wir überhaupt wieder fortzukommen wünschten, nicht noch einen Tag zu verlieren, sondern mitten in der Nacht zu fliehen. Das beschlossen wir zu thun, da er um seines Bruders willen uns eine Strecke Wegs zu begleiten versprach. Die Nacht war jedoch so finster und der Weg so schlecht und dornig, dass wir nach Zurücklegung einer kurzen Strecke gezwungen waren, bis Tagesanbruch zu warten. Dann vertheilten wir uns etwas, um nicht zu deutliche Spuren zu hinterlassen und liefen fast im Trabe davon. Der Morgen war aussergewöhnlich kalt, und das half uns gar sehr, weil die Massai, wie wir wussten, jetzt nicht wagen würden, eher als zwei Stunden nach Sonnenaufgang ihre Kraals zu ver-

lassen. In dieser Zeit kamen wir über den schlimmsten Theil des Weges hinweg und auf eine Waldspur, wo wir in verhältnissmässiger Sicherheit gehen konnten, obgleich wir nicht einen Augenblick stehen bleiben durften. Wir legten so ohne eine Pause mehr als 40 km zurück, bis wir zu einem kleinen Bach, oder vielmehr zu einer Kette schlammiger Teiche kamen, mit dem sehr bezeichnenden Namen Eljejo le Sekira (der Kauri-Bach), indem die weissen Wassertümpel durchaus wie ein Strang jener Muscheln aussahen. Hier kam uns ein Rhinoceros mit einem Jungen quer über den Weg. Das erstere trieben wir weg und fingen dann das letztere, dessen unbezwingliche Kampflust und Kampffertigkeit uns unendlichen Spass bereitete. Es lief mehrere unserer Leute um, indem es ihnen im vollen Laufe gegen die Beine rannte. Hier mussten wir von unserm edelmüthigen Führer scheiden, der durch seine Beihülfe zu unserer Flucht sich schon grosser Gefahr aussetzte. Vorsorglich ging er jedoch eine Strecke seitwärts zu einigen Freunden zum Besuch, um seine Stammesgenossen von der Fährte abzubringen.

Wir waren jetzt in einer ganz eigenthümlichen Lage; durch eine von Räuberbanden der Wasuk und Massai unsicher gemachte Wildniss mussten wir unsere Schritte zum Baringo-See lenken, dessen Lage nach Angabe unseres Führers vom gestrigen Tage uns nach einer gewissen Richtung hin gezeigt war. Das Land war bedeckt mit einem pfadlosen Walde und Lebensmittel hatten wir nicht; immerhin waren wir alle in bester Laune nach unserm Leben voller Mühsal unter den Massai. Wild gab es reichlich und das ganze Land glich einem Netze funkelnder Bäche. Wir fanden das ganze Abenteuer sogar amüsant, und unbekümmert um alles piffen und sangen wir, oder rissen Witze, dass der Himmel davon widerhallte. Büffel hoben ihre Nüstern empor und schnaub-

ten vor Erstaunen. Die Rhinos flohen wie die bösen verfluchten Geister, indem sie wie Dampfmaschinen pusteten.

Mit dem dritten Tagemarsche erreichten wir den Guason'Erok (schwarzer Fluss), der seinen Namen von der scheinbaren Farbe des Wassers hat, welches über schwarze vulkanische Trümmer und Felsen dahinfließt. Dieser Fluss ist die Fortsetzung des Ururu, unterhalb der Schlucht vom Thomson-Wasserfall. Er fließt hier auch durch eine tiefe Spalte oder Schlucht, wird aber nach Osten von einem hohen Berglande begleitet, welches sich an das Hochland von Dondole anschließt.

Der Marsch jenseits des Guason'Erok war äusserst unhequem. Volle sechs Stunden lang quälten wir uns über ein mit dichtestem Wald und Unterholz bedecktes Hügelland in einem abscheulichen Rieselregen vorwärts. Wir mussten auf den Büffelwegen weiterziehen, trotz der beständigen Gefahr, mit diesen gefährlichen Thieren zusammenzutreffen. Oft mussten wir unter den Büschen buchstäblich durchkriechen und wurden dabei so nass und schmutzig wie möglich. Um Mittag erreichten wir das kleine morastige Thal des Marmoset, worauf der Weg etwas besser wurde.

Am folgenden Tage begann der Abstieg von dem westlichen Abhange des Hochlandes von Leikipia und unsere Aussichten besserten sich sehr, als wir einen kleinen Bach und ein Thal fanden, die offenbar zum Baringo-See führten. Der Bach war der Guaso-Tien. Büffel, Zebras, Elefanten, Rhinoceros waren erstaunlich zahlreich.

Der folgende Tag erwies sich als ein sehr mühseliger, wenn er auch mit weisser Kreide angestrichen zu werden verdiente. Nach Aufbruch aus dem Lager gingen wir eine enge Schlucht hinunter, durch welche der Tien thalwärts stürzt. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir so-

zusagen einen „Schlag ins Gesicht“ bekamen, indem wir auf eine zweite Schlucht stiessen, die rechtwinkelig zu der erstern lief und in welche der Tien sich 120 m tief in einer Folge von höchst malerischen Fällen herunterstürzt. Eine Zeit lang schien es, als ob wir festsässen; zuletzt jedoch entdeckten wir zu unserer grossen Freude eine Stelle, wo wir, wenn auch mit grosser Gefahr, hinabsteigen konnten. Als wir den Grund erreichten, fanden wir, dass der Aufstieg von der andern Seite nicht minder schwierig und gefährlich war. Indessen mit dem Feldgeschrei „der Mensch soll nicht verzagen“ erreichten wir mit heiler Haut den Rand, um uns zu überzeugen, dass wir nach vierstündiger harter Arbeit kaum eine Viertelstunde vom Lager uns entfernt hatten.

Als ich mit Muhinna in der Front vorwärts eilte, in der Hoffnung, den Baringo zu Gesicht zu bekommen, nach welchem wir schon die letzten zwei Tage ängstlich ausgeschaute hatten, erblickten wir plötzlich zwei Büffel. Da ich meine eigene Büchse nicht zur Hand hatte, so ergriff ich Muhinna's Gewehr und feuerte. Zu meinem Erstaunen brach das Thier im Feuer zusammen. Wie sein Begleiter verwundert über den ungewohnten Knall stehen blieb, steckte ich rasch eine zweite Patrone in das Feuergewehr, feuerte und auch dieses Thier brach wie das erste auf dem Platze zusammen. Näher herantretend, erkannten wir zwei schöne Stiere, beide durch das Schulterblatt getroffen. Als sie uns erblickten, machten sie ungeheuere wüthende Anstrengungen, an uns zu gelangen und nicht ungerächt zu sterben. Wie sie sich in ihrer teuflischen Wuth wanden und krümmten! Wie ihre Augen aus dem Kopfe hervortraten, und von Wuth und Schmerz gleichzeitig funkelten! Der Anblick machte mich schauern. Gleich darauf kam Brahim athemlos mit meiner Flinte heran. Ich setzte die Mündung auf den Schädel des einen und drückte

ab; aber obgleich die Flinte eine 0,577 Expressflinte war und die Kugel einen stählernen Kern hatte, so wurde das Thier doch durch den Schuss weder betäubt noch umgeworfen und die Kugel drang sicher nicht ins Gehirn. Sie hatte nicht mehr Wirkung als der Wurfpeil des Sensenmannes auf den Patienten von Dr. Hornbook —

Er fuhr ihm wie ein Triller durch's Bein,
Doch mehr that er ihm nicht.

Gleich dem grimmen „Zerstörer“ in jener wahren Geschichte—

Hätte seh'n ich mögen, wie Streit er suchte
Mit jenem harten Fels!

Jedenfalls zeigt diese Thatsache dem Leser, was für ein Kamerad der afrikanische Büffel ist. Die Hörner eines der Stiere massen wenig unter $1\frac{1}{4}$ m von Biegung zu Biegung, und haben jetzt eine Heimat in Schottland gefunden. Eine kurze Strecke abseits dieser Stelle erhielten wir noch einen Blick vom Kenia und geriethen weiterhin in helles Entzücken, als wir plötzlich aus dem Walde auftauchten und uns am Rande jener meridionalen Bodensenkung wiederfanden, welche wir in Kekupe verlassen hatten. Aber das beste von allem war, dass der geheimnissvolle Baringo-See da unten zu unsern Füßen hervorblickte, wenn auch wol 1000 m unter uns.

Ich habe in meinem Leben auf viele wunderbare und packende Seelandschaften in Afrika heruntergesehen. Ich habe den Njassa bewundert von den Bergen im Norden, den Tanganjika von Süden, Osten und Westen, und den Leopold-See von den Bergen von Fipe. Aber keine dieser Ansichten kann an Schönheit, Grossartigkeit und Mannichfaltigkeit auch nur annähernd mit der Landschaft wetteifern, welche sich jetzt vor mir auf dem Rande des Hochlandes von Leikipia

ausbreitete. Man stelle sich eine Mulde oder Bodensenkung von etwa 1200 m Meereshöhe und 30 km Breite vor, an deren beiden Seiten zwei Bergwände in sehr grosser Steilheit zu einer Höhe von 2700 m aufragen. In der Mitte dieser Bodensenkung liegt eine funkelnde Wasserfläche, strahlend gleich einem Spiegel in den kräftigen Strahlen der tropischen Sonne. Fast in ihrer Mitte erhebt sich eine malerische



Die Böschung von Leikipia, von Ndjemps aus.

Insel, umgeben von vier kleinern Inseln — gleich einer Gruppe von natürlichen Smaragden in einer glitzernden Schale polirten Silbers. Um den unregelmässig geformten See blickt ein Streifen blassen Grüns hervor, welches ein morastiges Ufer verräth und in dem äussern, sich zu den Bergen erhebenden Kreise hebt sich eine sehr dunkelgrüne Fläche ab, in welcher wir unsere alten Bekannten, die Akazienbäume mit ihren tischartig flachen Baumkronen erkennen. Der Ein-

druck der völlig eigenartigen Landschaft wird noch erhöht durch die vielen geraden Linien, welche wie Mauern und Winkelvorsprünge sie durchziehen. Alles verräth in bededtester Weise den feurigen Ursprung — denn überall sieht man zahlreiche Veränderungen des Erdreichs, sich unter rechten Winkeln kreuzende Spalten und andere charakteristische Züge, welche sicher nicht von Kräften auf der Oberfläche hergestellt sind, zumal sie alle so sehr neuen Ursprungs zu sein scheinen, dass sie von der Hand der Zeit verhältnissmässig noch gar nicht berührt sind, welche ja nichts mehr verabscheut, als alles was einer geraden Linie ähnlich sieht.

Solcherart ist der See und die Bodensenkung. Werfen wir unsere Blicke weiter ins Land, so sehen wir, dass die Berge an der andern Seite dieser Mulde wirklich wie eine schmale Mauer aussehen, die einem cyklopischen Erdwerke gleicht und im spitzen Winkel aus der Böschung der Landschaft Ma-u hervortritt, welche ja das eigentliche Gegenstück der Wand bildet, von welcher wir die Landschaft ansehen. Die Ma-u-Böschung streckt sich weiter nördlich unter dem Namen Eljejo und bildet eine zweite Linie von kolossalen Erdwerken hinter Kamisia — das ist der Name der vorliegenden ebengenannten Bergkette, — bis an einer gewissen Stelle sie sich einer grossen Welle gleich, welche bei Annäherung an den Strand immer höher wird, zu einer hohen Bergkette erhebt, welche rechtwinkelig gegen die Böschung vortritt. Diese hohe Bergkette heisst Maragwet und Dschibscharagnani. Die schmale Mulde, in welcher der See liegt, erweitert sich beträchtlich nach Norden, obgleich etwas weiterhin eine malerische Bergkette, die Suk-Berge, fast unter rechtem Winkel quer durch die Mulde hindurchsetzt und sie ganz abzuschliessen scheint. An verschiedenen Stellen im Norden

des Sees treten eine Menge weniger hervorragender Hügel auf, während am fernen Horizont darüber hinaus verschiedene isolirte Massen sich erheben, welche die Namen Turkan (Elgumi), Njiro und Lorian führen sollen.

Nachdem wir die Umriss dieser Landschaft uns hinlänglich eingepägt hatten, begannen wir allmählich zu erwägen, wie wir zu dem See hinuntersteigen könnten. Es sah so aus, als ob wir in ein paar Stunden an seinen Ufern sein könnten, aber o wehl da hatten wir die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Wo wir standen, war der Absturz ein fast senkrechter und keine Möglichkeit hinabzusteigen. Wir gingen also am Rande der Hochfläche eine Strecke weiter, bis wir nach einstündigem Suchen eine Stelle fanden, wo eine schwach erkennbare Spur uns zeigte, dass hier dem Wilde es möglich geworden war hinabzusteigen. In diesem Augenblick war ich allein mit Brahim und Songoro. Indem ich sie zurückliess, um den andern, sobald sie herankämen, Anleitung zu geben, kletterte ich hinunter, um zu untersuchen, ob der Pfad überhaupt gangbar sei. Der Abstieg war ausserordentlich steil, aber mit der nöthigen Vorsicht kam ich heil unten an. Als ich da war, wurde ich von oben angerufen und entnahm aus ihren Zeichen, dass sie einen andern Fussessteig gefunden hatten.

Obgleich ganz unbewaffnet und allein, fühlte ich mich doch nicht beunruhigt, sondern dachte auf meinem Weitermarsche ihren Weg zu kreuzen. Die Gegend war freilich abscheulich, und besäet mit scharfen eckigen, unter Gras verborgenen Felsblöcken und Dornen fürchterlichster Art. Der Nachmittag ging schon zu Ende, und nachdem ich in dieser gefährlichen Wüste schon eine Stunde herumgeirrt war, ohne eine Andeutung einer Stelle, an welcher meine Leute hinuntersteigen könnten, wurde es mir ein wenig ungemüthlich zu Muthe; nicht eine Menschenseele liess sich sehen, aber desto

mehr Büffel und Rhinoceros, welche in mehr als einem Fall ganz nahe bei mir aufsprangen. Ich rief, aber nur ein neckisches Echo antwortete mir. Meine Zuversicht nahm allmählich ab und ich fühlte, dass etwas wie plötzlicher Schrecken Besitz von mir ergriff. Ueberzeugt, dass ich keine Gelegenheit fände, Makatubu zu begegnen, eilte ich zuletzt zurück, in der Erwartung, dass meine Kameraden mir gefolgt waren. Ich rief mit frischer Kraft, ohne weitem Erfolg, als dass ich immer verwirrter wurde. Ich war ermüdet und äusserst hungrig, denn ich war seit 10 Stunden auf den Beinen in der rauhesten Gegend, die ich je angetroffen hatte, Abhänge erkletternd, mir meinen Weg durch dichtes Gebüsch bahnend, über verborgene Felsblöcke stolpernd und zerkratzt von den verwünschten Dornen. Die Nacht brach an und ich musste mich mit dem Gedanken vertraut machen, dass ich mich ohne Lebens- und Vertheidigungsmittel verirrt hatte. Ich warf die Augen herum nach einem passenden Baum, auf welchem ich mich für die Nacht verkriechen könne, aber bevor ich vollends mich darein ergab, stiess ich noch ein langgedehntes Halloh aus. Kein Laut kam zu mir zurück ausser dem Widerhall meiner eigenen Stimme, solange ich auch athemlos auf irgendeinen willkommenen Ton lauschte. Es kam nichts, und mein Muth sank immer mehr. Gerade wie ich mich in Verzweiflung abwandte, drang das „Pang!“ einer Flinte wie Musik in mein Ohr. Frohlockend stürzte ich in der Richtung des Schalles vorwärts. „Pang!“ kam ein anderer Schuss und nach einigen Minuten stand ich auf einer kleinen Höhe gleich einem Rasenden drei Leuten zuschreiend, in denen ich mit einem Blick Brahim, Songoro und meinen Koch erkannte. Sie waren alle hinter mir hergekommen, aber wir hatten uns durch allerlei sonderbare Umstände immer verfehlt.

So müde und fusskrank wir auch waren, so nahmen wir doch noch einen tüchtigen Anlauf, um aus dem engen Thale, in dem wir uns befanden, nach der Ebene um den Baringo-See zu entkommen. Aber als das Thal zu Ende ging und wir einem offenbar zum Baringo-See fließenden Bache folgten, geriethen wir in eine möglichst enge und wilde Spalte. Jede verfügbare Stelle des Bodens war mit dem dichtesten Dornengebüsch bedeckt; es war eine schreckliche Arbeit hier durchzudringen, zumal die Viehtunnels beständig über und wieder über den Fluss führten. Zuletzt brach die Finsterniss herein und obendrein regnete es längere Zeit schwer. Wir mussten deshalb in der engen Schlucht halt machen, trotz aller Gefahr vor den hier zahlreich herumschwärmenden Büffeln und Rhinoceros. Nach langem Umherschauen hatten wir etwas Brennholz zusammengebracht, zu unserm Unglück aber nur drei Streichhölzer und noch dazu schlechte zur Verfügung, während wir nichts als feuchtes Gras finden konnten. Bevor wir zu streichen wagten, hielten wir eine Berathung, wer wol am besten Feuer anmachen könne. Brahim wurde ausgewählt. Es sah recht seltsam aus, als wir uns in athemloser Spannung um ihn herumstellten, in der fast pechfinstern Nacht, die grossen Sykomoren über uns und den dichten von wilden Thieren bewohnten Busch um uns. Der Bergstrom brauste und taumelte in seinem Felsenbette herunter und der Nachtwind piff über die Berge oder suchte einen Abzug in der Schlucht nach unten. Das erste Zündhölzchen wurde gestrichen, es gab einen schwachen Blink und dann war es finster wie vorher. Brahim warf es zornig beiseite mit einem Fluch und wir andern ergänzten denselben jeder auf seine Art. Der zweite Versuch wurde mit noch mehr Spannung überwacht, aber er schlug fehl wie der erste. Das letzte Streichhölzchen wurde zur Hand genommen. Zu un-

serm unaussprechlichen Troste gab es Feuer. Es nährend als wäre es göttliches Feuer, hielt ich Blätter von meinen Notizbüchern brennend, bis einige Zweige Feuer fingen. Bald nachher konnten wir uns vor einem strahlenden Feuer trocknen, und unter seinem erheiternden Einfluss säumten wir auch nicht, unsere Lage für einen recht guten Scherz zu halten, indem wir gierig einen Mund voll Mais verzehrten, von dem ich eine kleine Menge von einem freundlichen Massai am Guaso-Njiro eingetauscht hatte. Zum Glück hörte der Regen auf und so konnten wir unter dem Schutze einer Wache einen kurzen Schlaf geniessen, der nur zuweilen durch die Bewegung eines Büffels oder Rhinoceros unterbrochen wurde, dessen nächtliche Streifzüge wir durch unser helles Feuer gestört hatten.

Am andern Morgen waren wir mit der Dämmerung auf und davon, indem wir jeden Augenblick hofften, die Schlucht zu verlassen. Nach zweistündigem fürchterlichen Klettern und nachdem wir über den breiten Bach wol 30 mal hin- und hergegangen und unsere Kleider und unsere Haut elendiglich zerrissen hatten, mussten wir plötzlich halt machen, da wir einen Absturz erreichten, der nicht zu passiren war, sodass uns nichts übrigblieb als die Bergwände hinaufzusteigen. Und auch dies wäre unmöglich gewesen, so dicht waren sie nämlich mit Dornen bedeckt, wenn nicht Brahim mit seinem Schwert uns buchstäblich einen Weg ausgehauen hätte. Es erforderte eine sechsstündige harte Arbeit, über die schändlichste Gegend, die ich je durchwandert bin, bis wir die Weidegründe der Wakwafi von Ndjempis erreichten und einige zufällig angetroffene Hirtenjungen uns den nähern Weg zeigten. Auf einer rohen Brücke über einen schönen Bach setzend, erreichten wir Ndjempis-Mdogo (das kleine), wo Muhinna schon einige alte Freunde antraf. Noch eine Stunde

und wir näherten uns den Grenzen von Ndjemps-Mkubwa (das grosse). Unsere letzte Patrone war verfeuert, aber binnen kurzer Zeit setzten wir über den Guaso-Tigirisch und betraten unser Lager, wo wir ein schönes Haus unter einer kühlen Sykomore und Martin und alle Leute vergnügt und wohlauf antrafen, wenn sie sich auch viele ängstliche Gedanken um unsere Sicherheit gemacht hatten. Wir waren



Lager in Ndjemps.

34 Stunden ohne Nahrung gewesen, aber nun speisten wir auch fürstlich von — für uns — reichen Schüsseln „lebenden Schlamm“ (denn Burton's Beschreibung gewisser Fische kann recht wohl auf die von Baringo angewandt werden), denen eine Schüssel Hirsebrei nachfolgte. Das war in der That ein köstliches Essen nach dem alten schuhlederartigen Büffelfleisch und den mehr saftigen als geschmackvollen Portionen von krankem Rindfleisch, womit die Massai uns den letzten Monat hindurch regalirt hatten. Makatubu und

seine 30 Mann mussten noch 2 Tage länger herumwandern, bis sie fast todt vor Hunger und Ermüdung ihren Weg herunterfanden. Sie waren, nachdem sie mich verlassen hatten, alsbald in eine Sackgasse gerathen.



Verheirathete Massaiweiber von Ndjiri.



HAMAR VON NDEJEMUS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

ZEHNTES KAPITEL.

MASSAI, LAND UND VOLK.

Die wüste Gegend in Massai-Land. — Die fruchtbare Gegend desselben. — Klima. — Die Massai als Rasse. — Abtheilungen der Rasse. — Die Wakwafi. — Wohnhäuser der Massai. — Der Massai als Kind und als Knabe. — Seine Erziehung. — Kriegerische Ausrüstung. — Im Kriegerkraal. — Schmuck der jungen Mädchen. — Der Massaikrieger zu Hause. — Vorbereitungen zu einem Raubzug. — Im Kriegsschmuck. — Theilung der Beute. — Angenehme Tage. — Die Heirath. — Der Massai als Ehemann. — Glaube und Abergläube. — Der Andorobho. — Elefantenjagd derselben.

Der gütige Leser wolle sich vorstellen, dass wir jetzt nach wochenlanger Entbehrung, Gefahr und Plage eine wohlverdiente Ferienzeit genießen. Wir sind einmal wieder zu angenehmen Eingeborenen gekommen, welche durch ihre Ehrlichkeit, ihr bescheidenes Wesen und ihre anziehenden lauterer Sitten uns an die lieben Arkadier von Taweta erinnern, mit welchen sie in der That blutsverwandt sind. Es bedürfte blos des verschwenderischen Pflanzenwuchses und des reichen Angebots von Lebensmitteln aller Art, um unsere Lage ebenso angenehm wie unter den Wataweta zu machen. Einen Umstand vor allen lernten wir durchaus werthschätzen. Wir waren geschützt vor den wilden und anmassenden Kriegerern des Massai-Landes. Wir konnten umherstreifen ohne Gewehre oder Begleiter, faulenzten an dem geschwätzigen

Guaso-Tigirisch unter schattigen Sykomoren, einen Lieblingsdichter lesen oder die vorsichtigen freien Bürger dieser flüssigen Tiefen zu fangen suchen. Wie köstlich war es, in zigeunerischem Sichgehenlassen, wie es in Centralafrika gestattet ist — sich in einer Hängematte zu schaukeln, seine Zehen zu studiren, oder ins Weite zu schauen und sich in süsse nichtsthuerische Träume einzulullen! Unter solchen äussern Umständen konnten wir uns wol im geheimen gestehen, dass das Reisen in Afrika eine so ganz schlimme Sache überall nicht sei, wenn auch Bilder von Haus, unsern alten Freunden und der Heimat sich etwas seltsam in unsere Erinnerung dazwischen mengten, und unsere Gedanken mit einer gewissen angenehmen Melancholie versetzten.

Ein anderes mal entsannen wir uns, dass wir zu einer wissenschaftlichen Reise ausgesandt seien, und in unserer Einbildung pfl egten wir dann wol in einem Luftballon aufzusteigen und den Versuch zu machen, das Land zu photographiren und ein zusammenfassendes Bild der durchwanderten Gegenden wie aus der Vogelperspective herzustellen. Und zu andern Zeiten bei veränderter Stimmung verfielen wir in nachdenkliche Träumereien über die wunderlichen Sitten der gesehenen Völker, überlegten bei uns, was dieses oder jenes bedeute und bemühten uns dann wieder, die durch die mannichfachen Einblicke in das wilde Leben in uns aufgeworfenen Fragen zu ergründen.

Der gütige Leser gestatte mir deshalb, den Verlauf meiner Erzählung hier zu unterbrechen, und ich will dafür versuchen, ihm einige Ergebnisse meiner Grübeleien zu Ndjemps zu unterbreiten, damit er mehr im einzelnen erfahre, welche Arten von Völkerschaften wir miteinander besucht haben, und wir uns gegenseitig vergewissern, dass wir eine klare Vorstellung von den allgemeinen physischen Zügen jener

Gegend erhalten haben. Er gestatte mir mit andern Worten, in dem Rahmen dieses Kapitels Massai, Land und Leute, zu beschreiben.

Beschäftigen wir uns also zuerst mit dem Lande.

Massai-Land zerfällt in zwei deutlich getrennte Theile, den südlichen oder das niedrige Wüstenland, und den nördlichen oder das Hochland. Die Meereshöhe des südlichen Theils ist verhältnissmässig gering und schwankt von 900—1200 m. Diese ganze Gegend ist äusserst dürr und unfruchtbar. Das rührt nicht etwa von einem undankbaren Boden her, sondern von der geringen Regenmenge, welche kaum in drei Monaten des Jahres einigen zerstreuten Grastümpeln hinreichend Nahrung bietet. Akazien und Mimosen sind fast die einzigen Gewächse auf dieser traurigen Ebene, und Gräser sieht man fast nur am Grunde einiger vereinzeltten Berge und in demjenigen Theile des Hochlandes, von welchem kleine Wasserläufe herunterrieseln, um rasch in dem trockenen Sandboden zu versiegen. Kein Fluss durchströmt diese Gegend und manche Theile sind bedeckt mit Krusten von Natron, welches nach Verdunstung der salzgeschwängerten Quellen zurückgeblieben ist. Wir haben einen Theil dieser niedrigen Gegend in dem District von Ndjiri und in der abschreckenden Wüste von Dogilani durchwandert.

Man muss das Land jedoch nicht als eine einförmige Ebene auffassen, das wäre weit gefehlt. Der kolossale Kilima-Ndjaro und der Kegelberg Meru gehören zu ihr, die Berge von Geläi und Guaso-n'Ebor umgeben es wie ein Amphitheater und die Uebergangsmassen von Ndapduk und Doenje-Erok machen von der andern Seite den Abschluss. Weiter nach Westen und Norden erheben sich die vulkanischen Massen des Doenje-Engai, Doenje-la-Njuki und Doenje-Logonot, sowie die Berge von Ngurumani.

Ausser in der unmittelbaren Nähe der hohen Berge, z. B. des Meru oder des Doenje-Engai, ist das Land weit und breit unbewohnt. Dieser ganze Strich hat sozusagen im allgemeinen eine Dreiecksgestalt, dessen Spitze im Norden sich bis auf 50 km dem Aequator nähert und sich darüber hinaus bis zum Baringo wie eine Art Mulde oder als tiefer unregelmässiger Einschnitt erstreckt. Die Massai findet man nur sicher zu allen Jahreszeiten an solchen günstigen Plätzen, wie der Fuss des Kilima-Ndjaro, Meru, Ndaduk, Geläi, Kisongo und westlich vom Meru am Doenje-Engai, sowie längs des Randes der Ebene an dem Fusse der angrenzenden Hochlande Ma-u und Kapte.

Der Charakter des Landes ist hinlänglich gekennzeichnet, wenn man die Thatsache festhält, dass es der Schauplatz späterer vulkanischer Thätigkeit gewesen ist, welche in sehr naher geologischer Zeit die bereits erwähnten Kegel und Krater hervorgetrieben hat. Als Folge der vulkanischen Thätigkeit ist bis zu einem gewissen Grade auch die Thatsache anzusehen — wenn auch die Behauptung nach einem Kreisschlusse auszusehen scheint —, dass der untere Theil von Massai-Land als ein Depressionsgebiet unter das höhere Niveau der seitlich liegenden Tafelländer weggesunken ist.

Der nördliche Theil von Massai-Land, das eigentliche Hochland, erhebt sich zu beiden Seiten des untern Theils zu einer Höhe von 1600 m, welche im Mittelpunkt der Erhebung fast zu 2750 m ansteigt, und gerade durch diese Linie der höchsten Erhebung streicht, von der Dogilaniwüste her, jene bemerkenswerthe meridionale Mulde, welche die entzückende Kette der einzelnen Seen von Naiwascha, Elmeteita, Nakuro und Baringo umfasst und beim letztgenannten Orte sich zu erweitern beginnt, bis sie das Aussehen der südlichen Ebene von Massai-Land annimmt.

Auf der östlichen Hälfte dieses in zwei Theile getrennten Hochlandes erhebt sich, wie wir bereits gesehen haben, die schneebedeckte Spitze des Kenia und die malerische Kette der Aberdareberge, welche mit der Mittellinie der Bodensenkung fast parallel läuft. Eine entzückendere Gegend ist schwerlich in ganz Afrika, vielleicht nicht einmal in Abessinien zu finden. Wenn auch durchschnittlich 1800 m hoch gelegen, ist sie doch nicht gebirgig, sondern zeigt wogenförmige schwellende Flächen und enthält alles, was nur eine Landschaft angenehm machen kann. Hier erblickt man dichte Strecken blühender Gebüsche, dort herrliche Wälder, bald durchwandert man eine parkartige, von Rudeln Wild belebte Landschaft; und dort wandern wieder grosse Heerden von Rindern, Schafen und Ziegen knietief in üppiger Weide. Im Aeussern des Landes ist gar wenig von den volksthümlichen Vorstellungen eines Tropenlandes zu erkennen. Das Auge verweilt auf Nadelhölzern, auf Wäldern fichtenartiger Bäume und überall kann man Heideblumen, süssriechenden Klee, Anemonen und andere bekannte Blumen sich zu Sträussen winden. Vergeblich schaut man aus nach anmuthigen Palmen, die in den bilderreichen Vorstellungen des ungereisten Reisenden eine so grosse Rolle spielen. Das Land ist mit einem Netze geschwätziger Bäche und Flösschen bedeckt, welche in Leikipia zu dem geheimnissvollen Guaso-Njiro zusammenfliessen, während sie in Kikuju den Tanafluss bilden, welcher durch das Gallas-Land zum Indischen Ocean fliesst, und weiter im Süden, in Kapte, die Wasserläufe sich zum Flusse Athi vereinigen, welcher durch Ukumbani zum Flusse Sabaki fliesst.

Kikuju heisst der höhere Theil der östlichen Hälfte des Hochlandes und wird durch den Aequator vom nördlichen Theile geschieden. Einige der höhern Theile sind von einem

dichten Walde von Bambus bedeckt, besonders im Osten vom Naiwascha und zwischen hier und den Aberdarebergen. Daher der Suaheliname für einen unserer Erholungsplätze — Miansini, d. h. Bambusland.

Der grössere Theil von Leikipia und zwar der reichere Theil ist gänzlich unbewohnt, hauptsächlich deshalb, weil die Massai jener Gegend durch ihre innern Kriege so heruntergekommen sind; dies hat sie veranlasst, sich aus den nördlichen Gegenden zurückzuziehen, weil sie so gefährlich nahe dem Stamme der Wasuk liegen.

Das eigentliche Massai-Land umfasst deshalb das Gebiet zwischen 1° Nord und 5° Süd. Die Breite dieses Striches ist sehr verschieden; wenn wir sie durchschnittlich zu 150 km rechnen (etwa 1½ Längengrade), so werden wir der Wahrheit ziemlich nahe kommen. In diese Fläche sind jedoch verschiedene Enclaven einbegriffen, welche von Stämmen bewohnt werden, die mit den Massai nichts gemein haben, wie z. B. von den ackerbauenden Wakwafi, welche aber ursprünglich Abkömmlinge der Massai sind.

Die Regenmenge über dem grössten Theile dieser Fläche ist sehr gering. Ich kann natürlich nur eine annähernde Schätzung geben, aber ich glaube mich der Wahrheit möglichst zu nähern, wenn ich die jährliche Regenmenge der untern Wüstenregion zu 38 cm, und des obern Hochlandes zu 76—100 cm angebe. Während der 14 Monate, in welchen ich diese Landschaft durchwanderte, ist meine Karavane nicht zehnmal vom Regen überrascht, im auffälligen Gegensatze zu den Erfahrungen in den südlichen Gegenden, in welchen der Regen wochenlang nicht aufhört. Die Regen kommen fast nur vor im Februar, März und April. Infolge dieses unbedeutenden Regenfalls sind die niedrigen Ebenen wirkliche Wüsten, mag auch der Boden so reich als möglich

sein. Es gibt durchaus keine Moräste mit ihren natürlichen Unbequemlichkeiten und giftigen Ausdünstungen, welche Krankheit und Tod erzeugen. Die Luft ist trocken und kräftigend, und so heiss die Tage auch sein mögen, die Winde bringen erfrischende Kühle, und die mässig warmen, oft sogar sehr kalten Nächte richten den Menschen wieder auf nach den anstrengenden Arbeiten eines sonnigen Tages. Der Unterschied ist freilich mitunter reichlich gross, wenn man zähneklappernd am Morgen aufsteht, das Gras mit Reif bedeckt findet, und man am Nachmittage in dem luftigsten aller Costüme unter einem schattigen Busch in einer Atmosphäre von ungefähr 32° C. schwitzt. Weil die Luft jedoch so trocken ist, so wurden uns diese schroffen Aenderungen gar nicht lästig und es war geradezu wunderbar anzusehen, wie bei einer Temperatur von Null die Leute in freier Luft ohne einen Fetzen Kleidung schliefen.

Bei der grossen Meereshöhe dieses Hochlandes kommen häufig sehr heftige Hagelwetter vor, besonders in der Nähe der Aberdarekette. Oefters sind Karavanen von ihnen auf dem Marsche überfallen und, weil ohne Schutz, viele Leute getödtet worden, denn die feuchte Kälte erweist sich besonders den Leuten von der Küste gefährlich, welche unter ihrem Einfluss wie gelähmt zusammenbrechen und augenscheinlich völlig unfähig sind, ihre Lage durch die leichteste Anstrengung zu verbessern. Bei solcher Gelegenheit kann man sie prügeln bis man müde wird und sie stecken einfach ihren Kopf zwischen die Knie wie ein halsstarriger Esel und weinen: „Si-wesi, Si-wesi!“ (Ich kann nicht). Auf meinem Rückmarsche überfiel uns östlich vom Naiwascha-See in Miansini einer dieser Stürme, begleitet von Donner und Blitz von erschrecklicher Wuth und Heftigkeit. Der Hagel fiel beständig, und als er aufhörte, war das Land völlig weiss und

verblieb so die ganze Nacht. Wären wir von diesem Sturme unterwegs ohne den Schutz unserer Hütten überfallen, so fragt es sich sehr, ob 10 Mann ihn überlebt hätten. Selbst jetzt fühlten sie sich so gelähmt, dass sie selbst in ihren Hütten ihre Feuer ausgehen liessen und sie buchstäblich gezwungen werden mussten, sich zu bewegen.

Soviel vom Massai-Land; gehen wir dazu über, seine hochinteressanten Einwohner uns anzusehen.

Im Begriff, die Sitten und Gebräuche dieser bemerkenswerthen Rasse zu schildern, halte ich es für das Beste, sie dem Leser nicht katalogartig zu beschreiben, sondern die hervorragenden Züge in der Lebensgeschichte eines männlichen und weiblichen Massai vorzuführen, indem ich deren Verlauf in den verschiedenen Epochen ihres Lebens als Wilde schildere und ihre Vorstellungen von Menschen und Dingen, sowie ihre gesellschaftlichen Beziehungen klarzulegen versuche. Vorab aber einige Worte zur unmittelbaren Beschreibung der Massai als Rasse. Gelehrte Philologen bekennen, aus dem Studium der Massaisprache entnommen zu haben — und ich glaube, dass diese Ansicht als die richtige anzusehen ist —, dass die Rasse zu der Familie der Hamiten gehört, wie ihre Sprache ja auch von den Stämmen am Nil und in Nordafrika gesprochen wird. Dies scheint freilich der einzige Nagel zu sein, der ihre Familienverwandtschaft zusammenhält und er bedeutet sehr wenig. Indessen wolle der Leser doch daraus entnehmen, dass die Massai durchaus keine Neger oder mit den Bantustämmen verwandt sind, mit welchen er durch die Werke unserer hervorragendsten neuern afrikanischen Reisenden so vertraut geworden ist. In dem Bau ihres Schädels sowol wie in ihrer Sprache unterscheiden sie sich himmelweit von den Eingeborenen von Central- oder Südafrika und nehmen in dieser Beziehung

eine viel höhere Stelle in der Stufenfolge der Menschenrassen ein.

Das Massai Volk zerfällt in etwa 12 grosse Stämme oder Geschlechter mit zahlreichen kleinen Unterabtheilungen. Ihr gesellschaftlicher Rang ist aber nicht überall derselbe, da



Verheirathetes Massaiweib von Ndjiri.

einige Geschlechter mehr „blaues“ Blut haben und ihre Abstammung als die höhere gilt gegenüber den andern. Die vornehmsten dieser Geschlechter sind die Ngadje-Massai, Molilian, Leisere und Letejo. Ihre körperliche Entwicklung ist die schönste und den andern sind sie entschieden in dem Bau des Kopfes, durch die weniger eingedrückte Nase und

die dünneren Lippen voraus. Wirklich könnten sie ohne die hervorragenden Backenknochen und ohne die Neigung zu einer mongolischen Form und dem aufwärts gerichteten Schlitz ihrer Augen, sowie ohne die chokoladenfarbene Haut und das zur Kräuselung geneigte Haar ganz wohl als Muster eines ansehnlichen Durchschnitts-Europäers gelten. Die Ngadje-Massai sind von reinster Herkunft und werden hauptsächlich um den Kilima-Ndjaru angetroffen. Der körperlich am meisten entartete Stamm ist der den Küstenhändlern unter dem Namen Wakwafi bekannte Stamm. Er scheint eine Beimischung von Negerblut empfangen zu haben, wie man aus einer Vergleichung der Abbildung der Massai von Leikipia (S. 317) erkennen wird gegenüber der höhern Entwicklung der Ngadje-Massai, welche man aus der Photographie einer vornehmen Frau von Ndjiri erkennt.

Das Land wird in etwa 10 Hauptdistricte getheilt, z. B. Sigirari, Ndjiri, Matumbato, Kapte, Dogilani, Leikipia, Guas Ngischu u. s. w. Die verschiedenen Mitglieder des Stammes werden gewöhnlich nach den Gegenden ihrer Geburt bezeichnet. Verschiedene Geschlechter wohnen mitunter in demselben District zusammen, aber in der Regel hausen sie in getrennten Kraals. Daher spricht man von den „El-Massai Matumbato“ oder „El-Massai Kapte“. Jeder District sondert sich ferner ab durch seine besondern heraldischen Wahlsprüche auf den Schilden der Krieger, die mit wunderbarem Geschick und Geschmack in schwarz, weiss, roth und gelb aufgetragen werden. Zwischen den verschiedenen Abtheilungen der Stämme existirt nicht der leiseste Zusammenhang. Kriege unter ihnen sind alltägliche Vorkommnisse, obgleich sie, wenn ein Kriegszustand nicht erklärt ist, auf dem freundschaftlichsten Fusse miteinander leben, weil ihre Fehden ihnen nicht so tief ins Blut dringen wie in den halbcivilisirten Ländern.

Von diesen innern Kriegen ist keiner so unheilvoll und so oft wiederholt worden, als der zwischen der Hauptmasse der Massai und den Wakwafi (indem ich diesen Namen hier aus Bequemlichkeit gebrauche). Die ursprüngliche Heimat der letztern war das weite Gebiet zwischen dem Kilima-Ndjaro, Ugono und Pare im Westen und Teita und Usambara im Osten. Dieser weite Strich heisst bei den Massai Mbarawui. Vor etwa 50 Jahren waren die Wakwafi zahlreich und stark und im Stande, ihr Eigenthum gegen jeden Eindringling zu vertheidigen. Um 1830, soweit ich habe ermitteln können, wurden sie von mehrfachem Misgeschick betroffen. Auf einem grossen Kriegszuge gegen die Wagogo im Süden erlitten sie eine schwere Niederlage und wurden in grosser Anzahl erschlagen. Von demselben Unglück wurden sie kurz nachher heimgesucht auf einem Raubzuge gegen ihre Stammesgenossen von Kisongo. Das Sprichwort, dass ein Unglück selten allein kommt, bewährte sich auch bei ihnen, denn die Natur vollendete ihren Untergang. Ein Heuschreckenschwarm liess sich auf ihrem Lande nieder, keinen Grashalm oder überhaupt etwas Grünes zurücklassend, sodass ihr Vieh in ungeheurer Anzahl starb. Während die Wakwafi in diesem unglücklichen Zustande waren, wurden sie von den Massai der westlichen Ebenen überfallen, welche sie jämmerlich zurichteten und den mächtigen Stamm zertrümmerten, um sich an ihm zu rächen. Grosse Scharen verloren ihr Vieh und mussten, um nicht Hungers zu sterben, den Rest ihrer Besitzthümer zu Stämmen retten, welche sie bisher verachtet hatten. Einige fanden eine Zuflucht in den Wäldern von Taweta und Kahe und auf den untern Abhängen des Kegelbergs Meru oder Aruscha-wa-djuu. Andere, noch weiter südlich vertrieben, verbündeten sich mit den Waseguha, indem sie sich stammweise mehr oder weniger

getrennt von ihnen hielten. Das sind die gemischten Rassen, welche kürzlich von den energischen Missionaren Last und Baxter besucht wurden, und in so interessanten Berichten in den Verhandlungen der Londoner königl. Geographischen Gesellschaft geschildert sind. Eine andere Abtheilung der Wakwafi wurde westwärts vertrieben und bildet jetzt die Kolonien der Nderserriani und Ngurumani. Die Gründung dieser Kolonien ist ein wahrer Segen für das Land gewesen. Ueberall sind sie die Mittelpunkte des Handels geworden, in welchen Menschenleben und Güter gesichert sind, und wirklich zeigt nichts schlagender den Einfluss einer gezwungenen Veränderung in der Lebensweise eines Volkes, als die beachtenswerthe Entwicklung friedlicher Gewohnheiten und ehrlicher Sitten. Dieser Fall zeigt, zu welcher Entwicklung die Massai wegen ihrer offenkundig höhern geistigen Anlagen fähig sind, wenn sie aus ihren Ueberlieferungen herausgerissen und in Lebensverhältnisse gestellt werden, welche ihrer Entwicklung zur Civilisation günstiger sind. Das Licht, welches er verbreitet über den Ursprung geringerer Rassen und die Vermischung zweier verschiedener Menschengattungen wie zu Taweta könnte den Gegenstand einer interessanten Studie abgeben.

Die Wakwafi wurden übrigens nicht ganz zerstreut, denn ein grosser Theil des Stammes hielt zusammen und bahnte sich einen Weg durch Kikuju nach Leikipia, wo er sich niederliess. Ein anderer Theil flüchtete durch die meridionale Mulde und erreichte die gegenseitige Hälfte des Hochlandes in Guas' Ngischu. In beiden Bezirken fanden sie schöne Weidegründe und hinlänglichen Raum zur Bewegung, verhielten sich deshalb dort eine Weile ruhig und nahmen an Zahl reissend zu. Zuletzt begannen die Kriege wieder. Kühn geworden, griffen sie die Massai vor etwa

fünfzehn Jahren an. Die streitenden Parteien bildeten regelmässige Lager und lieferten sich mit grosser Wuth geordnete Schlachten, in welchen Tausende auf beiden Seiten fielen. Die Weiber standen ihnen bei und hielten Wache und ermunterten und reizten die Streiter in ihren fürchterlichen Handgemengen. Die Massai wurden zuerst geschlagen, aber mit der Hartnäckigkeit der Verzweiflung kämpfend, machten sie ihren Gegnern jeden Fussbreit Landes streitig. Sie wurden aus ganz Naiwascha und Kinangop zurückgetrieben und ihre noch immer siegreichen Feinde trugen den Krieg bis nach Kapte hinein. Dort schlug das Kriegsglück um. Die Massai des ganzen Südens thaten sich zusammen und kamen ihren Brüdern von Kapte zu Hülfe. Nun änderte sich die Scene und die Wakwafi wurden allmählich zurückgedrängt. Die grosse Mehrzahl von ihnen wurde getödtet und das Vieh weggetrieben. Hungersnoth kam über sie und sie wurden in die grausame Nothwendigkeit versetzt, ihre Kinder zu verkaufen. In grosser Zahl fanden sie Zuflucht in Ndjemp und Njiro, wo sie sich zum Anbau des Bodens verstehen mussten. Der Krieg dauerte mehrere Jahre, zuletzt war nur noch ein Bruchtheil der Wakwafi von Leikipia übrig und diesen gelang es, Frieden zu schliessen. Nicht so glücklich waren die von Guas' Ngischu. Die Massai fegten von Nord nach Süd durchs Land und liessen nicht einen Menschen im ganzen Lande übrig; was dem Speer und Schwert entging, suchte Zuflucht in Kawirondo.

Das ist die Geschichte der blutigen Fehde zwischen den Massai-Stämmen. Jetzt leben sie friedlich zusammen und ihre Kraals liegen freundschaftlich nahe beieinander.

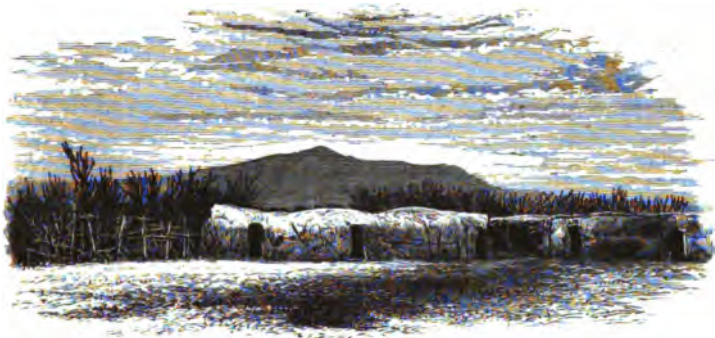
Nachdem wir so dem Leser einige allgemeine Notizen über den Stamm im ganzen mitgetheilt haben, werden wir

wol mit Hülfe unserer Phantasie die Lebensgeschichte eines einzelnen Mitgliebes derselben verfolgen dürfen.

Vor vielen Jahren befand sich eine Matrone der Massai in, „wie man so anziehend sagt“, interessanten Umständen. Ihre Umgebung war nicht gerade luxuriös oder nur etwa gar bequem. Sie lag auf keinem bessern Bett, als einem gegerbten Ochsenfell, welches auf der blossen Erde ausgebreitet war. Die Hütte, welche sie vor dem brennenden Sonnenstrahl oder der kalten Nacht beschützte, war nicht nach den Gesetzen der Gesundheitslehre erbaut und auch nicht sehr wohnlich. Sie erreichte höchstens eine Höhe von 1 m und mochte etwa 3 m lang und $1\frac{1}{2}$ m breit sein. Sie war gebaut von Zweigen, welche übergebogen und untereinander verschlungen waren und dem Gebäude eine Art von flachem Dach mit abgerundeten Kanten gaben. Um den Wind abzuhalten, wurde eine Mischung von Viehdünger und Lehm über die Decke gebreitet. Dies reichte für die trockene Jahreszeit hin und für die Regenzeit wurde noch eine Decke von Häuten darüber gelegt. Das Eingangsportal war so klein als möglich und bildete der Gang einen rechten Winkel zu der Fläche des Hauses.

Die Hütte der erwartungsvollen Massaidame war eine der vielen Hütten, welche zusammen eine grosse kreisförmige Fläche einschlossen, in welche für die Nachtzeit das Vieh hineingetrieben wurde. Da dieser innere Raum niemals ausgekehrt wurde, so kann man sich seinen Zustand besser denken als beschreiben lassen. Er roch gerade wie die Düngerstätte eines Pachthofes, und wenn der Leser Lust dazu hat, so mag er sich immerhin dazu ein niederländisches Stilleben schwereuterigen Viehes mit seinen sanften Augen und voller behäbigen Ruhe dazu denken, wie es zufrieden das Futter wiederkaut. Ich für meinen Theil indessen

kann keine Verantwortung für solche Bilder übernehmen. Um den Kreis der Hütten herum streckt sich draussen noch ein starker Verhau von Dornengesträuch, zum Schutz gegen wilde Thiere und zur Vertheidigung gegen äussern Angriff. Innerhalb der Hütte waren die Klatschschwestern versammelt, gemischt, soweit es der Raum zuliess, mit Kälbern und Ziegen. Eine Anzahl grosser Kalabassen lag in einer Ecke und ein grobgemachter irdener Kochtopf in der andern. Flöhe hüpfen zu Tausenden umher und die Hebammen



Massai-Kraal, Doenje-Longonot in der Ferne.

theilten ihre Zeit zwischen ihnen und den Myriaden von Fliegen, welche hartnäckig darauf bestanden, persönliche vertraute Freundschaft mit ihnen zu pflegen.

Das vorhin angedeutete Ereigniss ging glücklich vorüber. Die ganze Geschichte war eigentlich kaum einer Bemerkung werth, mit Ausnahme allenfalls der Mutter, welche mit tiefer Freude es anhörte, dass „es“ ein Junge sei. Mädchen stehen in trauriger Misachtung bei den Massai. Sie würden es immer vorziehen, Jungens zu bekommen, doch hat die Natur glücklicherweise ein Einsehen dabei und sorgt dafür, dass

ein hübscher Nachwuchs von Mädchen stattfindet. Da es kein Standesamt oder Geburtsregister dort gibt, so bin ich völlig ausser Stande anzugeben, wann unser junger Held zuerst das Licht der Welt erblickte. Das ist indessen von geringer Bedeutung. Keine besondern Gebräuche zeichneten den Fall aus und die glückliche Mutter waltete am andern Morgen ihrer häuslichen Pflichten, als ob nichts Ungewöhnliches sich ereignet hätte, nachdem der kleine Weltbürger auf ihrem Rücken warm unter der Ochsenhaut versteckt war, welche die einzige Bekleidung der Mutter bildete.

Säuglinge sind überall dieselben und für das erste und zweite Jahr kämpfte der künftige Krieger seinen Kampf ums Dasein durch wie ein Philosoph, indem er seiner Mutter Milch zu sich nahm. Dann fing er an zu sprechen. Nachher entdeckte er seine Beine und fing an zu gehen. Als er über seiner Mutter Milch hinaus war, übte er seine hervorbrechenden Zähne an einem grossen Klumpen Rindfleisch. Freilich war dies eine sehr tadelnswerthe Neigung seitens unseres jungen Freundes, denn sie ist jedenfalls an jener hässlichen Stellung der Zähne schuld, welche er mit seinen übrigen Stammesgenossen gemein hat. Da das Zahnfleisch noch zart, das Rindfleisch aber zähe und lederartig war, so nahmen die Zähne eine Stellung nach aussen an, welche nicht hübsch aussieht und, was noch schlimmer ist, sie voneinander zu trennen scheint, bis sie wie vereinzelte Fangzähne aussehen. Merkwürdig ist auch, dass sein Zahnfleisch eine sehr dunkelblaue Farbe hatte. Keine dieser Eigenthümlichkeiten schadete jedoch unserm kleinen Massai, weil in seinem Lande hässlich sein soviel wie schön sein bedeutet.

Als Knabe war Moran, wie wir ihn aus Bequemlichkeit nennen dürfen, ein äusserst hübscher Junge — solange sein Mund geschlossen blieb. Er war das wahre Ideal eines

kleinen Teufels und wegen seiner diabolischen Gewandtheit würde er gewiss einen prächtigen Pagen abgegeben haben, wie solche in frühern Zeiten Mode waren. In sehr frühem Alter schon liess Moran die Schürzenbänder seiner Mutter los und ahmte mit seinen kleinen Bogen und Pfeilen den grössern Jungen bei ihren Spielen nach. Da er keine Wäsche schmutzig machen konnte, so erregte er blos seiner Mutter Gelächter, wenn er mit einer Kruste von Schmutz nach Hause zurückkam. Auch die Schrecken der Badewanne brauchte er nicht über sich ergehen zu lassen, zuweilen jedoch bereitete seine Mutter in einer Anwandlung von Zuneigung, und von dem Glauben geleitet, dass eines Tages er sich einen Namen machen würde als Schädelzerschmetterer und Viehräuber, eine wohlriechende Salbe von Fett und Lehm und bestrich ihn damit, bis er in dem Glanze erschien, der einem Massaiherzen so theuer ist. Bei solcher Gelegenheit brüstete er sich in allem Stolz, den ein Junge zu zeigen pflegt, der einen neuen Anzug bekommen hat.

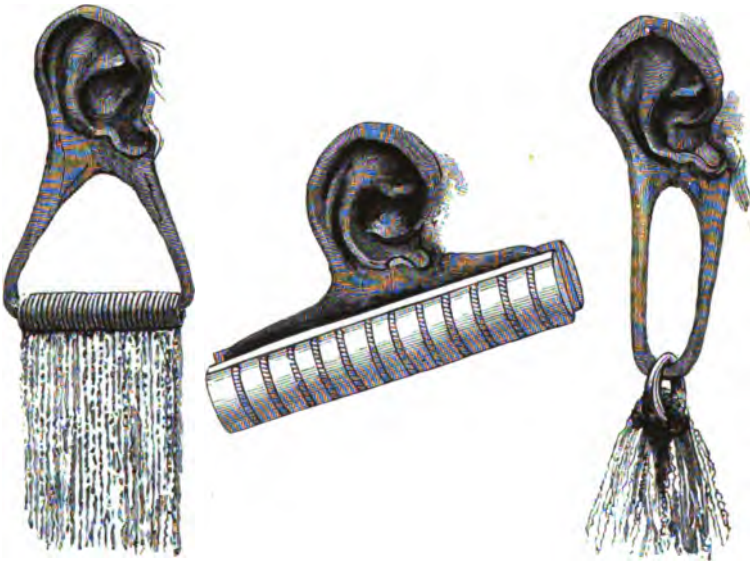
So verstrichen seine Tage und rückte er in die Rangstellung eines eigentlichen Knaben ein. Er wurde mit einem wirklichen Bogen und Pfeil ausgerüstet, ein viereckiges Stück Schaffell wurde über seine linke Schulter gebunden, die Beine blieben ganz bloss. Er begann jetzt, nicht den Schnurrbart zu pflegen, sondern seine Ohrläppchen; d. h. er bemühte sich, sie soweit auszudehnen, bis sie beinahe seine Schultern berührten und er fast seine Faust durch die auseinander getrennten Theile hindurch stecken konnte. Zu dem Ende wurde erst ein dünnes Stäbchen durch das Ohrläppchen gesteckt und allmählich durch ein immer dickeres ersetzt, bis ein Stück Elfenbein von 5 cm Länge quer durch getrieben werden konnte.

Unser Held sah nun sehnsüchtig dem Tage entgegen, an

welchem er zum Krieger erklärt werden würde. Mittlerweile musste er sich aber nützlich machen, indem er Ziegen und Schafe hütete. Das war sein erstes Amt. Zugleich erwarb er sich damit einige Kenntniss der Geographie des umliegenden Landes, weil seine Aeltern keinen festen Wohnsitz hatten, sondern je nach dem Weidegrunde von einer Stelle zur andern wandern mussten. Bei solchen Gelegenheiten trugen die Esel die Hälfte des Hausraths, seine Mutter die andere und sie baute auch nachher die Hütte auf. Auch musste er seine Aeltern begleiten, wenn sie in der trockenen Jahreszeit von der Ebene aufs Hochland zogen und in der Regenzeit zurückwanderten. Ausser diesen Studien in der praktischen Geographie machte seine Erziehung recht unregelmässige Fortschritte. Er lernte etwas von den Geheimnissen des Weltalls, indem er seine Aeltern beständig, je nach der Stunde, Gebete an ein ungesehenes Wesen, Ngai (Gott oder Himmel) genannt, laut heulend richten hörte. Auch vernahm er, dass der Wohnort des Ngai auf dem ewigen Schnee des Kilima-Ndjaro sich befinde, und dass der Donner des Doenje-Engai (eines noch thätigen Vulkans) Seine Stimme sei.

Es muss sehr ergötzlich sein, sich in dieser Periode Moran vorzustellen, wie er unter einem Busche liegt oder wachsam über seiner Heerde steht, den einen Fuss zum Knie heraufgezogen und sich auf den Bogen stützend, wie er das grosse Problem des Lebens und die Fragen woher? wo? und wohin? zu ergründen sucht. Wir können uns denken, dass er sich an seinen Vater wendet, um etwas von seiner Herkunft zu erfahren, und da wurde ihm unter andern Geschichten folgendes erzählt. Der erste Ahne der Massai war ein Kidenoi, welcher auf dem Doenje Egere (Berg Kenia) wohnte, behaart war und einen Schwanz hatte.

Erfüllt von dem Verlangen, das Land kennen zu lernen, verliess er sein Heim und wanderte südlich. Das Volk dieses Landes, welches ihn etwas in einer Kalabasse schütteln sah, wurde so von Bewunderung über dieses wunderbare Kunststück ergriffen, dass sie ihm Weiber zum Geschenk machten. Von diesen bekam er Kinder, welche sonderbar genug nicht



Ohren-Strecker.

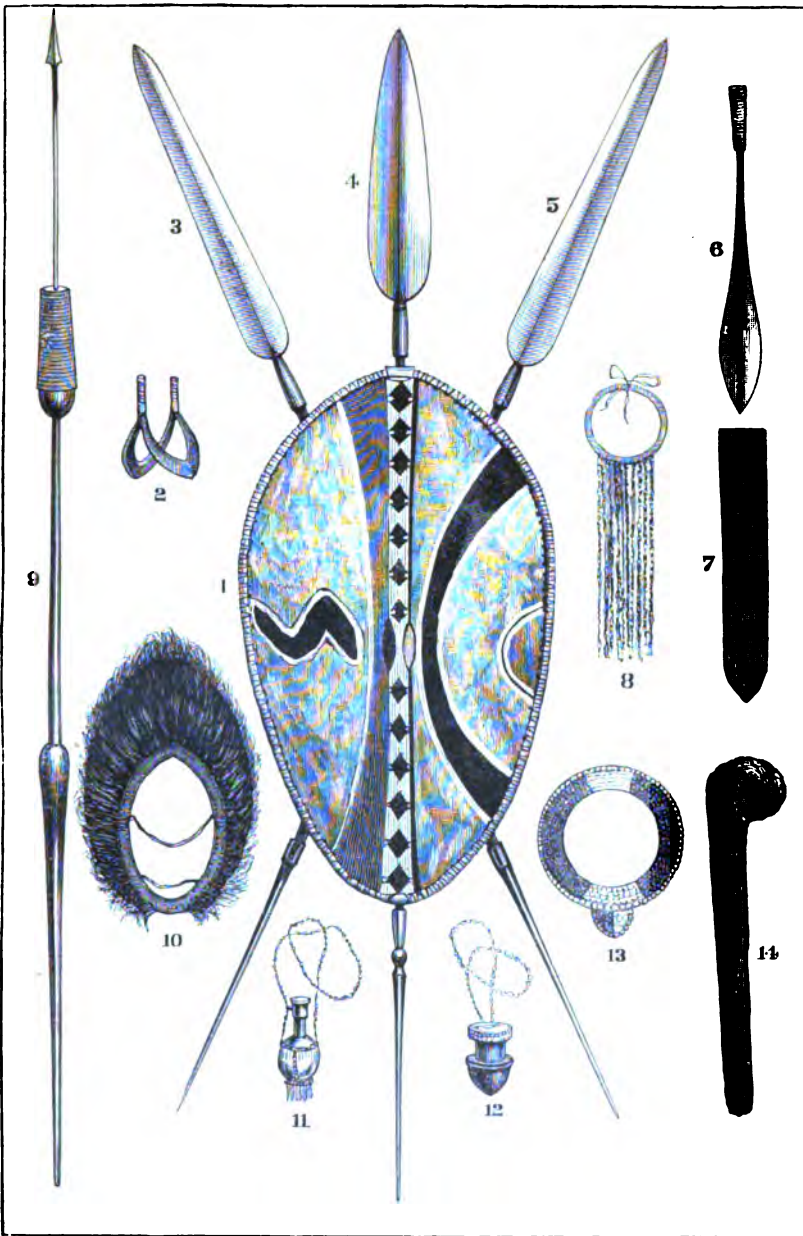
haarig waren und keine Schwänze hatten und das wurden nun die Vorfahren der Massai. Da Moran nichts von den Theorien gehört hatte, welche das wissenschaftliche Europa und Amerika aufregten, so blieb ihm die Thatsache unbekannt, dass er eine interessante Legende erfunden hatte, deren Richtigkeit nachzuweisen die Gelehrten der gebildeten Nationen es sich gern ihre Bärte würden kosten lassen.

Mittlerweile übte Moran sich mit dem Speer und tödtete

unzählige eingebildete Feinde. Klopfenden Herzens horchte er aufmerksam auf die Erzählungen von gewagten Viehdiebstählen und blutigen Gefechten, aber bisjetzt konnte er seinen Speer bloß färben in dem Blute einer Antilope oder höchstens eines Büffels. Seine Kost war noch immer die eines Nichtfechters, und bestand also aus geronnener Milch, Mais, Hirse und Rindfleisch. Aber die vorwiegende Pflanzennahrung war die Kost der Frauen und Kinder und er mußte sie genießen, wenn sie ihn auch anekelte.

Als er sich dem Alter von 14 Jahren näherte, begann er sich ein rohes und wildes Aussehen zu geben, anstatt sich krank zu machen in dem Bemühen eine Cigarre zu rauchen, oder seine Oberlippe vor dem Spiegel zu prüfen, wie ein richtiger europäischer Junge in diesem Alter gethan haben würde. Der Gedanke ist freilich geradezu lächerlich, wie Moran sich bemühte, gefährlich auszusehen, seine Stirn zu kräuseln und überhaupt das Furienhafte zu pflegen, aber wirklich, man sagte mir, er sei ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides aller Löwen (Knaben) seines Bezirks gewesen und habe die Herzen der Mädchen vollständig gewonnen.

Zuletzt war alle Welt darüber einig, dass Moran ein Mann geworden sei und es verdiene ein Krieger zu heißen. Ein gewisser Gebrauch, der in Asien besser als in Europa bekannt ist, wurde an ihm vollzogen (vgl. Anmerkung A im Anhang) und Moran war nicht länger ein Knabe, sondern ein El-Moran — ein Krieger. Sein Vater, vermögend wie er war, beschloss ihn nach allen Anforderungen der militärischen Sitte auszurüsten. Zu diesem Zwecke reisten sie zu einer benachbarten Ansiedelung der Andorobbo, eines Stammes, welcher von seinen entfernten Verwandten, den aristokratischen Massai, wegen seiner gemeinen Weise, den



WAFFEN UND SCHMUCKSACHEN DER MASSAI.

- | | |
|---|--|
| <p>1. Schild.
 2. Armschmuck aus Horn.
 3. 5. Speere der Massai-Stämme aus dem Norden.
 4. Speer der Massai aus dem Süden.
 6. Sime oder Schwert.
 7. Messerscheide aus Thierhaut.
 8. Halskette.</p> | <p>9. Elefantenspeer der Andorobbo.
 10. Kriegskopfschmuck aus Straussenfedern.
 11. Schnupftabacksdose aus Elfenbein.
 12. Tabacksdose aus Horn.
 13. Perlenhalsband.
 14. Keule.</p> |
|---|--|

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

Lebensunterhalt sich durch die Jagd zu erwerben, gründlich verachtet wird. Nachdem sie die Andorobbo in ihren Sandalen hatten erbeben lassen, wählten sie einen hübschen, schön gearbeiteten, elliptisch geformten Schild von Büffelhaut aus, der einen fürchterlichen Speerstoss abhalten konnte. Nach dem Preise fragend, wurde ihnen als niedrigster Selbstkostenpreis ein Stier genannt. Aber der unglückliche Verfertiger musste sich mit einem magern Schaf und einer Tracht Prügel zufrieden geben. Nachdem dieser Handel abgeschlossen war (denn die Massai machen nie selber Schilde oder Speere, obgleich sie auf kein anderes Eigenthum so stolz sind), kehrten sie zum Kraal zurück und sprachen dann bei einem Elkonono vor. Dies ist eine untergeordnete Rasse, welche bei den Massai in Diensten steht, für welche sie Speere und Schwerter machen. Sie ziehen nicht mit in den Krieg, dürfen sich aber auch nicht mit ihrer Dienstherrschaft verheirathen. Alle sprechen die Massaisprache, obgleich man glaubt, dass sie eine eigene Sprache haben. Auf den Anruf erscheint ein erbärmlicher halbverhungertes Kerl mit einer Auswahl höchst mörderisch aussehender Waffen. Nach einer sorgfältigen Prüfung wählte sich Moran einen Speer aus mit einer Eisenspitze von 76 cm Länge, einem hölzernen Schaft von 38 cm und einem eisernen Unterende von 46 cm. Die eiserne Spitze hatte eine fast durchgängige Breite von 5—7½ cm bis ganz nahe an dem Ende, wo sie plötzlich zugespitzt war. Ein Schwert und ein Streitkolben von furchtbarem Aussehen vervollständigten seine kriegerische Ausrüstung.

Nachdem diese wichtigen Ankäufe beschafft waren, fing unser Held an, sich seinem neuen Stande gemäss zu putzen. Zunächst verarbeitete er sein Haar in einen Schopf von einzelnen Strängen, wobei er die über die Stirn fallenden kürzer schnitt als die übrigen. Anstatt des elfenbeinernen

bisher gebrauchten Ohrstreckers legte er einen dicken von einer Quaste von Eisenketten geformten Ohrschmuck an. Den Hals verzierte er mit einem Halsband von gewundenem Eisendraht und das Handgelenk mit einem hübschen Armhandschuh von Perlen. Um seine Knöchel band er einen Streifen von dem schwarzen Fell des centralafrikanischen Colobusaffen. Eine dicke Schicht Fett und Lehm wurde ihm auf Kopf und Schultern geklebt. Als alles fertig war, legte er ein recht niedliches und hübsch verziertes Mäntelchen von Ziegenhaut über, dessen Grösse allerdings ziemlich unbedeutend war, sodass es nur Brust und Schultern bedeckte und nicht einmal bis zur Hüfte reichte, aber nun war unser militärischer Stutzer auch völlig ausgerüstet und bereit zur Liebe oder zum Kriege.

Denn nun stand er vor dem grossen Schritte seines Lebens. Bis soweit hatte er in dem Kraal der verheiratheten Leute gelebt, und demgemäss „nur für einen Knaben“ gegolten. Jetzt zog er in einen entfernten Kraal, in welchem lauter junge unverheirathete Leute beiderlei Geschlechts waren. Um seine Würde aufrecht zu erhalten und ihm Lebensunterhalt zu schaffen, gab sein Vater ihm eine Anzahl Rinder mit. Bei Ankunft im Kraal befand sich unser junger Freund unter einer grossen Zahl prächtig gewachsener junger Wilder — man kann sich in der That keine herrlicher gebauten Menschen denken und man möge mir deshalb hier eine Unterbrechung in meiner Geschichte gestatten, um Zeit zu gewinnen, sie im Vorübergehen zu beschreiben.

In der Regel ist keiner der El-Moran weniger als 185 cm gross (ich spreche dabei von einem vornehmen Geschlecht). Ihr Aussehen verräth freilich nicht grosse Stärke und es zeigt wenig von jener knotigen und derben Muskulatur, die wir bei den idealen Hercules- oder berufsmässigen Athleten-

gestalten voranzusetzen pflegen. Sie gleichen mehr im Körperbau dem Apollo, da ihre weichen Formen und Umrisse fast weiblich genannt werden dürfen. In den meisten Fällen ist die Nase hoch und gerade und häufig ebenso wohlgeformt, wie die eines Europäers (wenn sie auch bei den niedern Klassen, z. B. den Wakwafi, sich dem Neger schnitt nähert). Auch die Lippen wechseln von den dünnen und wohlgeformten Lippen zu den dicken und schwülstigen. Die Augen sind glänzend und die Hornhaut weisser, als es gewöhnlich in Afrika der Fall ist. Der Schlitz ist meist schmal und wie bei den Mongolen etwas aufwärts gerichtet. Die Kinnbacken stehen selten vor und das Haar befindet sich auf einer Mittelstufe zwischen dem europäischen und dem Negerhaar, ist im ganzen dünn, aber gleichmässig über den Kopf vertheilt. Kaum jemals sieht man Haare im Gesicht oder auf irgendeinem Theil des Körpers. Die Backenknochen treten überall deutlich hervor und der Kopf ist oben und unten gleich schmal. Zähne und Zahnfleisch sind fast bei jedermann so, wie ich sie weiter oben beschrieben habe; doch habe ich zu bemerken vergessen, dass die beiden untern mittlern Schneidezähne ausgezogen sind. Tätowiren ist nicht üblich, obgleich jeder Massai fünf oder sechs Brandzeichen auf der Lende hat.

Das sind die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten der El-Moran, doch bevor wir unsere Erzählung wieder aufnehmen, wollen wir einige wenige Thatsachen über die jungen Dämchen — die „Ditto“ — beibringen, welche wir bald mit unserm Helden in Wald und Flur werden herumstreifen sehen.

Glücklicherweise stehen die Thatsachen auf der Seite des galanten Ausspruchs, dass die Massaimädchen die hübschesten von allen sind, welche ich jemals in Afrika angetroffen habe.

Sie sind wirklich Damen, sowohl wegen ihrer Manieren als wegen ihrer Gestalten. Ihre Figur ist zart und wohlgebaut, und zwar ist sie nicht durch die ungewöhnliche Entwicklung in der Gegend der Hüften verunstaltet wie die der Neger. Sie theilen mit den Männern das schwarze Zahnfleisch und die schlechte Stellung der Zähne. Das Haar ist vollständig wegrasirt, sodass der Glatzkopf einen vollständigen „Mondschein“ zeigt. Ihre Kleidung ist anständig und fast classisch zu nennen, wenn eine stinkende fettige Haut irgendetwas Classisches an sich hat. Sie tragen nämlich eine gegerbte Ochsenhaut, von welcher das Haar abgeschabt ist. Diese wird über der linken Schulter befestigt und geht unter dem rechten Arm durch. Ein Perlengürtel fasst sie über der Hüfte zusammen, sodass blos ein Bein frei bleibt. Häufig gleitet sie von der Schulter herunter und hängt ganz an der Hüfte, sodass die Brust entblösst wird. Ihre Schmucksachen sind ganz besonderer Natur. Um die Beine wird von den Knöcheln bis zum Knie Telegraphendraht in engen Spiralswindungen herumgelegt. So plump ist aber dieser Schmuck, dass die Trägerin damit nicht ordentlich gehen kann, dass sie sich weder niedersetzen noch aufzustehen oder zu rennen vermag wie andere Menschenkinder. Auch um die Arme wird Draht in ähnlicher Weise herumgewunden, unterhalb wie oberhalb des Ellenbogens. Um den Hals wird noch mehr Eisendraht gewunden — hier jedoch mehr horizontal — bis der Kopf über einem umgekehrten Präsentirteller herauszuragen scheint. (Vgl. das Bild: Verheirathetes Massaiweib von Ndjiri, S. 367.) Sind diese Schmucksachen einmal angelegt, so müssen sie bis ans Ende der Dinge sitzen bleiben, weil es mehrere Tage schmerzhafter Arbeit erfordert, sie an Ort und Stelle anzubringen. Sie reiben die Knöchel ganz ausnehmend und verursachen offenbar viele

Schmerzen. Da sie in der Jugend angelegt werden, so verhindern sie die Entwicklung der Wade, und infolge davon bleiben die Beine gleichmässig dick von den Knöcheln bis zum Knie — sie gleichen wirklich lebendigen Stelzen. Das Gewicht der ganzen Schmuckrüstung schwankt je nach dem Reichthum der Besitzer, erreicht aber oft das anständige Gewicht von 30 Pfund. Ausser dem Eisendraht werden noch grosse Mengen Perlen und Eisenketten verschiedentlich um den Hals angebracht.

So sahen die Leutchen aus, welche Moran zu begrüßen hatte und von denen ohne Unterschied des Geschlechts er als neuer Ankömmling gehörig gehänselt wurde. Er wurde jedoch bald in die Geheimnisse des Kriegerkraals eingeweiht, auch hatte er bereits etwas vom Leben gesehen. Oberste Regel war eine äusserst strenge Lebensweise. Er musste sich zufrieden geben, wenn er nichts als Fleisch oder Milch zu essen bekam. Rauch- oder Schnupftaback, Eier oder geistige Getränke, Pflanzenkost irgendwelcher Art, selbst das Fleisch aller andern Thiere ausser von Rindern, Schafen und Ziegen mussten gleichmässig vermieden werden. Irgendwas von diesen Gegenständen zu essen hiess einfach, degradirt oder aus der Kaste gestossen zu werden; dazu eingeladen zu werden gilt schon für eine unerhörte Beleidigung. Als ob diese Vorschriften noch nicht streng genug seien, so durfte er nicht einmal dabei gesehen werden, dass er Fleisch im Kraal esse, noch durfte er Fleisch zugleich mit Milch geniessen. So vergingen viele Tage, an denen er nur frische Milch zur Nahrung erhielt, und wenn dann das Verlangen nach Fleischspeise bei ihm die Ueberhand bekam, so musste er sich mit einem Rind nach einem einsamen Platz im Walde zurückziehen, begleitet von einigen Kameraden und einer Ditto, welche das Kochen besorgte. Nachdem sie sich feierlich

vergewissert hatten, dass keine Spur von Milch im Magen zurückgeblieben war, indem sie ein ausserordentlich kräftiges Purgirmittel zu sich nehmen, tödteten sie das Rind entweder durch einen Schlag mit dem Streitkolben, oder indem sie ihm in den Nacken stachen. Dann öffneten sie eine Ader und tranken das warme Blut. Dieses Verfahren unserer jungen gefräßigen Freunde war freilich ein widerliches aber ein weises zugleich, weil das so getrunkene Blut ihnen das für den menschlichen Organismus so nothwendige Salz lieferte, denn die Massai nehmen kein Salz in gewöhnlicher Form zu sich. Nachdem der blutige Trunk beendet war, stopften sie sich so voll Fleisch als nur möglich, indem sie vom Morgen bis zum Abend davon assen und ihre Köchin beständig in Athem erhielten. Das halbe Dutzend Leute war recht wohl im Stande, binnen wenigen Tagen mit dem ganzen Thier fertig zu werden, und dann kehrten sie zum Kraal und zu ihrer täglichen Milchnahrung zurück.

Wenn sie so in Bezug auf ihre Nahrung ein ascetisches Leben führten, so konnte man das Gleiche in anderer Beziehung nicht gerade sagen. Das Leben in einem Kriegerkraal führte, wie man sich leicht denken kann, in einem bemerkenswerth hohen Grade zu einem bunten Durcheinander. Sie bildeten alle miteinander gewissermassen eine Colonie „freier Liebhaber“ (vgl. Anhang). Merkwürdigerweise hatte dabei Jeder und Jede einen besondern Liebling, beschränkte aber seine oder ihre Aufmerksamkeit nicht auf diesen oder diese allein. Jedes Mädchen hatte in der That verschiedene Liebhaber, und was noch sonderbarer ist, dies gab niemals Veranlassung zur Eifersucht. Zwischen den Ditto (oder Dido?) und den El-Moran herrschte die vollständigste Gleichheit und in ihrem wilden Leben machte es wirklich einen ergötzlichen Eindruck zu sehen, wie oft ein junges Mädchen um das

Lager herumspazierte, den Arm um die Seite eines baumlangen Kriegers geschlungen.

Bis ein Raubzug verabredet wurde, hatte unser besonderer Schützling Moran nichts anderes zu thun als Bekanntschaften zu machen und sich mit den Mädchen die Zeit zu vertreiben. Nach dem Vieh mussten einige arme Dienstboten sehen, und wenn auch der Kraal neben einem gefährlichen Nachbar lag, so fanden doch keine Gefechte statt. Es bestand jedoch die Regel, dass Krieger-Kraals keine Dornhecken zum Schutz haben durften, und deshalb musste äusserste Wachsamkeit geübt werden. Moran hatte dieser Pflicht, Wache zu stehen, häufig zu genügen. Zu andern Zeiten betheilte er sich an verschiedenen militärischen Uebungen und kräftigte seine Muskeln durch die besondere bereits im Kapitel über Taweta beschriebene Art des Tanzens. Ungleich den Negerstämmen führten sie eigentlich doch ein ernstes Leben. Sie übten keine geselligen Spiele, keine Tänzereien beim Mondschein, keine lustigen Gesänge oder gar donnernde Trommelmusik. Kein musikalisches Instrument irgendwelcher Art verschönerte das Leben des Massai, und ihre Gesänge beschränkten sich lediglich auf solche Gelegenheiten, wenn sie z. B. von einem erfolgreichen Streifzuge zurückkamen oder zu ihrem Gott beteten. Sobald es abends finster wurde, stellte man die Wachen aus, das Vieh wurde gemolken und den Rest verdeckte allgemeine Stille.

Kurz nachdem Moran in den Kraal eingetreten war, wurde er berufen, seine Stimme zur Wahl eines Leitunu und eines Leigonani abzugeben. Der Leitunu ist der von einer Anzahl Kraals zum Führer oder Hauptmann erwählte Krieger, und erhält unbeschränkte Gewalt über Leben und Tod. Er ist der Richter in allen streitigen Angelegenheiten. Er lenkt die Gefechte, obgleich seltsam genug er seine Leute nicht

selber führt; er steht vielmehr wie der General einer civilisirten Armee beiseite und überwacht den Gang des unter der persönlichen Führung des Leigonani gelieferten Gefechts. Entdeckt er aber Anzeichen, dass seine Leute wanken, so stürzt er sich sofort mit seiner Leibwache in den Kampf. Natürlich erhält er sein Amt lediglich auf Widerruf, und wenn er nicht befriedigt, so wird er kurzer Hand abgesetzt. Dies ist factisch der einzige Anlauf zu einer Art von Regierung. Jeder Kriegsbezirk erwählt seinen eigenen Leitunu. Der Leigonani ist wiederum eine ganz andere Persönlichkeit. Er ist der öffentliche Anwalt des Kraals und leitet die Verhandlungen bei Streitfällen. Während sie so anmassende und kampflustige Wilde sind, ist zugleich bemerkenswerth, dass die Massai die denkbar besten Redner und Vertheidiger sind. In einigen amerikanischen Novellen wird uns der Indianer wegen seiner Beredsamkeit und Würde gerühmt; ich lobe mir aber den Massai wegen seines Anstandes und seiner rednerischen Gewalt, wegen seiner Ordnungsliebe und seines Schicklichkeitsgefühls beim Redekampf, kurz wegen fast aller derjenigen guten Eigenschaften, für deren Abwesenheit unsere eigenen „Redehäuser“ in neuerer Zeit auffällig berüchtigt geworden sind. Nicht als ob ihr Geist sich bei diesem Geschäft grade immer würdige Zielpunkte aussuchte, denn in ihrer gezierten Hartnäckigkeit, eine Frage todztusprechen, möchten sie selbst unsere „parlamentarischen Obstructionisten“ übertreffen. Sie können ganze Tage bei dem alltäglichsten Gegenstand zubringen — in der That nichts kann ohne endloses Gerede zum Abschluss gebracht werden. Doch wir müssen in unserer Erzählung fortfahren.

Nachdem der Leitunu und der Leigonani erwählt worden waren, wurde der Raubzug nach der Küste beschlossen. Einen Monat wandten sie an die unumgänglich nothwendige, wenn

auch etwas widerwärtige Vorbereitung. Sie bestand darin, dass sie sich in kleinen Gesellschaften in den Wald zurückzogen und sich dort voll Fleisch stopften. Sie thun solches in dem Glauben, dass sie dadurch einen Vorrath von Muskelkraft und Wildheit von der hervorragendsten Güte in sich aufspeichern. Nachdem dieses seltsame Verfahren beendet und der Tag bestimmt war, gingen die Weibslente des Kraals vor Sonnenaufgang ins Feld und tauchten Grasbüschel in den Rahm der Kuhmilch. Dann tanzten sie und riefen Ngai an, dass er dem Unternehmen einen glücklichen Erfolg bereite, und warfen darauf das Gras nach der Richtung der feindlichen Gegend fort. Auch die jungen Männer verwandten mehrere Stunden auf ihre Andacht, indem sie in einer höchst lächerlichen Weise wie Strassensänger „Aman Ngai-ai! Aman Mbaratien!“ (Wir bitten zu Gott! Wir bitten zu Mbaratien!) heulten. Vorher war eine Abtheilung zum vornehmsten Leibon der Massai — Mbaratien — gesandt, sich Rath zu holen wegen der besten Stunde zum Aufbruch, und Medicinen heranzubringen, damit sie siegreich würden. Nach ihrer Rückkehr ward Musterung gehalten und dann abmarschirt. Ein absonderlicher Anblick war es doch, diese übermüthigen jungen Kehlabschneider auf dem Marsche zu beobachten, und es ist fast unmöglich, in Worten ein klares Bild ihres Aussehens zu geben. Unser Titelbild wird soweit möglich nachhelfen.

Machen wir einen Augenblick Pause und beobachten in unserm Geiste eine junge schwärmerische Ditto, die sich über die Rüstung ihres Ritters beugt. Um seinen Hals ist zunächst festgemacht und wallt von da in fliegenden Falten herunter der Naibere, das Stück Baumwollenzeug von fast 2 m Länge und $\frac{2}{3}$ m Breite mit seinem Längsstreifen von buntem Tuch, welches die Mitte heruntergenäht ist. Ueber den Schultern

sitzt ein ungeheurer Kragen von Habichtfedern, ein wahrer Wust derselben. Das Ziegenfell-Mäntelchen, welches sonst von der Schulter herunterhängt, ist jetzt um die Taille fest zusammengerollt, sodass die Arme frei geworden sind. Sein Haar ist in zwei Zöpfe aufgebunden, einen nach vorn, einen nach hinten. Auf dem Kopfe trägt er eine merkwürdige Kappe von Straussfedern, die in einen Lederstreifen eingesteckt sind, sodass das Ganze einen elliptisch gestalteten Kopfring bildet, welcher mit seiner grössern Axe von der untern Lippe vor den Ohren vorbei zur Stirn führend aufgesetzt wird. Seine Beine sind mit dem fliegenden weissen Vlies des schwarzen Colobus-Affen geschmückt, die wie Flügel von den Waden abstehen. Sein Leibesschmuck besteht im übrigen aus der üblichen Salbe von Fett und Lehm. Sein Sime oder Schwert steckt er an die rechte Seite fest — es hängt nicht herunter — und durch den Gürtel wird der Schädelzerschmetterer oder die Streitkeule gesteckt, welche er auf den andringenden Feind schleudert oder dazu benutzt, dem Verwundeten das Garaus zu machen. Sein grosser Schild in der linken Hand und sein grosser Speer in der rechten vervollständigen seine ungewöhnliche Ausrüstung. Zu dem allen denke man sich eine apolloartige Gestalt und das Gesicht des bösen Feindes, und man hat das Schönheitsideal eines Massai-Kriegers vor sich. Er ist ungeheuer stolz auf seine Waffen und würde sich von allem lieber, als von seinem Speer trennen. Er prahlt mit seinen Narben, als dem wahren Lorber und dem eigentlichen Schmuck eines Kriegers, der seine Freude am Fechten hat.

Mit erstaunlicher Kühnheit fanden Moran und seine also gerüsteten Kameraden ihren Weg ins Suaheli-Land; denn seltsamerweise haben sie herausgefunden, dass sie dort viel leichter ungestraft das Vieh wegführen können als sonst

irgendwo — trotz der Gewehre der Suaheli und einer starken Bevölkerung. Das rührt daher, weil dem Küstenvolk alles fehlt, was nach Vaterlandsliebe oder öffentlicher Meinung aussieht. Sie entschuldigen sich damit, dass sie von dem Vieh ihrer Nachbarn keinen Vortheil haben. „Wir bekommen weder ihr Fleisch noch ihre Milch“, sagen sie, „warum sollen wir also darum fechten, damit unser Nachbar sein Vieh behalte?“ Mit vollendeter Kenntniss der Gegend bahnten die Massai-Krieger sich ihren Weg auf verschiedenen Pfaden, die durch Taweta und Njika führen. Als sie sich der Küste näherten, versteckten sie sich im Busch, während einige der Tapfersten voraufgingen, um das Land auszukundschaften, obgleich sie recht wohl wussten, dass der Anblick auch nur eines von ihnen hinreichte, um hundert Wanjika oder Wadigo auf die Beine zu bringen. Sadi erzählte mir wirklich einmal, er habe schon in der Stadt Mombas um Mitternacht einige von diesen Spionen angetroffen. Freilich möchte ich dies bezweifeln, aber es beweist doch, wessen man sie fähig hält, und jedenfalls kann die erstaunliche Unerschrockenheit dieser Kundschafter nicht in Zweifel gezogen werden. Man hört beständig von derartigen Geschichten, welche die Massai zum Schrecken des Landes machen, und in der That sind sie in dieser Eigenschaft selbst nach Bagamojo, gegenüber Sansibar, gekommen.

Der Raubzug war natürlich von Erfolg begleitet und unsere wilden Freunde kehrten in bester Stimmung zurück. Als sie jedoch ihre Heimat wieder erreichten, musste die Rechnung aufgemacht und die Beute vertheilt werden. Eine gewisse Anzahl Vieh wurde als Antheil des Leibon Mbaratien beiseite gestellt, welcher sie so gut geleitet und dessen Medicin so machtvoll gewesen war. Ueber die Vertheilung des Restes entspann sich nun eine blutige Scene; nicht

einmal der Versuch zu einer angemessenen Theilung wurde gemacht. Die stärkeren Leute und Kampfhähne der Partei ergriffen, einzig und allein ihre besonderen Wünsche zu Rathe ziehend, Besitz von dem ihnen gefallenden Vieh und forderten die Uebrigen heraus, zu kommen, wenn sie sich etwas davon holen wollten. Die landläufige Regel war die, dass, wenn ein Krieger seine Ansprüche drei Tage lang im Einzelkampf gegen alle Mitbewerber, aufrecht erhalten könne, das Vieh sein Eigenthum sei. Und so begann dann das wirkliche Gefecht des Raubzugs, dass man krank werden konnte über die dabei entfaltete Wildheit. Bei der Theilung der Beute wurden mehr Krieger getödtet, als bei der Eroberung derselben. Einen Menschen auf diese Art zu tödten, wurde für durchaus anständig und ehrlich gehalten. Blutrache war unbekannt, weil ein Mensch der Rache nicht werth erschien, der sich in seiner eigenen Haut nicht vertheidigen konnte. Wenn jedoch ein Mensch verrätherischerweise ermordet wurde, so wurde dem Schuldigen eine Busse von 49 Rindern auferlegt. Unser junger Krieger, der sich erst noch seine Sporen verdienen sollte, musste sich mit der Ehre und dem Ruhm des Raubzugs begnügen und er war so bescheiden, sich nicht mit geschickteren und wilderen Fechtern zu messen. Dabei muss man im Auge behalten, dass das so gewonnene Vieh nicht das Eigenthum des Kriegers blieb. Ein Krieger kann kein Eigenthum besitzen und deshalb gingen sie alle in den Besitz seines Vaters über.

Nachdem die Beute vertheilt war, betrachtete es die Gesellschaft als ihr erstes Geschäft, den in dem Raubzuge gefallenen Kameraden die schuldigen Ehren zu erweisen; denn diejenigen werden jedes Lobes für würdig erachtet, „welche sich stürzen ins Feld und fechtend bei den Vordersten fallen“; Männer dagegen, welche schimpflich zu Hause sterben,

sind bloß werth, verachtet und den Geiern vorgeworfen zu werden. Darum heulten die Krieger und sprangen tanzend in der Luft, bis dem Andenken der Todten ein Genüge geschehen war.

Auf diese Weise erlebte Moran eine Menge Gefechte und erwarb sich grossen Ruf in manchem Feldzuge gegen Ukambani, das Galla-Land, die Küstengegend, Suk, Kawirondo, Elgumi und Nandi. Mit den beiden letztern Stämmen hatten sie den schwersten Kampf, weil die einen so sehr zahlreich waren und die andern so gut zu fechten verstanden.

Darauf brach auch Bürgerkrieg aus und er mußte seinen Brüdern von Naiwascha zu Hülfe kommen, welche von den Wakwafi hart bedrängt wurden. In diesen Bürgerkriegen ging es aber ganz geregelt zu. Plötzliche und unerwartete Angriffe waren nicht beliebt. Zunächst wurde nach einem Grunde zum Kriege geforscht — wie es in civilisirtern Ländern vielleicht auch der Fall ist, lediglich um die Hände in innere Unruhen zu stecken oder von ihnen abzuleiten. Es wurden die Vorbesprechungen in sehr freundschaftlicher Weise abgehalten und die Einsätze festgestellt. Ein Platz wurde zum Schlachtfeld ausgesucht, und dahin wanderten alle Krieger der beiden Districte mit ihrem Vieh und den jungen Mädchen. Weil das Fechten sich voraussichtlich in die Länge ziehen würde, so wurde ein Waffenstillstand beredet und Kraals in den feindlichen Lagern erbaut. Dann trat eine gewisse Anzahl Krieger von beiden Seiten vor und den Gladiatoren in der Arena gleich begannen sie ein wüthendes Handgemenge, wobei die Weiber auf beiden Seiten sie zu den kühnsten Thaten anspornten. Die Wakwafi waren die Sieger und das Vieh der Massai fiel in ihre Hände. Ihren Vortheil verfolgend, vertrieben sie ihre Brüder fast aus dem ganzen Lande. (Von diesem Kriege habe ich bereits gesprochen.)

Als milder Trost und zur Abwechslung von diesen ernsten Dingen war es das grösste Vergnügen unsers jungen Freundes Moran, den Wegelagerer zu spielen gegen die unglücklichen Suaheliträger, welche freundschaftlich versuchten, durch sein Land zu wandern. Diese belegte er mit dem ritterlichen Namen „Esel“, darauf anspielend, dass sie Lastenträger seien, wie jene interessanten Vierfüssler. Er konnte dem Kraal ein wieherndes Gelächter entlocken, wenn er beschrieb, wie er diesen zum Tode erschreckt, jenen auf seinen Speer gespiesst oder den Schädel eines dritten zu Muss zerschmettert habe. Die Senenge und die Perlen, welche er von den Händlern empfang, behielt er selbstverständlich nicht für sich, sondern vertheilte sie unter seine Geliebten im Kraal.

Und so flossen unter Krieg und Frauendienst seine Tage glücklich dahin. Sein Auftreten war ernst, sein Aussehen wild und dabei erwarb er sich eine wirklich überraschende aristokratische Vornehmheit. Er zeigte Neugierde, aber in einer würdevollen Weise. Selten verfiel er in gemeines Lachen und selbst ein Lächeln war kaum möglich auf einem Gesicht, welches man nur satanisch nennen konnte.

Auf diese Weise vergingen einige zwanzig Jahre. Zuletzt hörte er, dass sein Vater im Sterben liege und dass nach ihm geschickt sei. Kurz nach seiner Ankunft starb der alte Mann. Es wurde nicht für nothwendig erachtet, dieses gewöhnliche Ereigniss in irgendeiner Weise öffentlich anerkennen zu lassen, und deshalb verlor Moran keine Zeit, den Leichnam auf die Schulter zu nehmen und ausserhalb des Kraals hinzuwerfen. Am andern Morgen zeigte er höchstens ein grimmes Lachen, als bei seinem Morgengange er einige frisch abgenagte Gebeine beiseite stiess und einige widerwärtige Hyänen und Marabu-Störche sich wegschleichen sah, während Geier ihm schwerfällig über den Kopf flogen.

Er war nun der einzige Erbe der Heerden seines Vaters, denn seine jüngeren Brüder erhielten nicht ein Stück Vieh, soviel sie auch auf ihren Streifzügen eingefangen hatten. Wenn sie jedoch von jetzt an sich Rinder verschafften, so blieben dieselben in ihrem eigenen Besitz. Moran zog entschieden das freie und lockere Leben des Krieger-Kraals vor, aber er entdeckte zu seinem Leidwesen, nicht gerade, dass er kahlköpfig würde oder graues Haar bekäme, sondern dass er nicht mehr die regelmässige Dosis von Purgirmitteln wie



Ohrenschmuck einer verheiratheten Frau.

früher vertragen könne. Dies, verbunden mit der Thatsache, dass er seinem Magen überhaupt nicht mehr soviel zumuthen könne, brachte ihm die Ueberzeugung bei, dass er doch nicht mehr ganz so stark wie früher sei. Wir können uns denken, wie er sein Misgeschick verfluchte und teuflisch dreinsah, als er diese unbestreitbare Wahrheit entdeckte. Aber es blieb ihm nichts anderes mehr übrig als zu heirathen und ein gesetztes und respectables Mitglied der Gesellschaft zu werden. Seinen wilden Hafer hatte er ausgesäet.

Er warf also seine Blicke umher und fand auch bald ein Dämchen nach seinem Herzen. Die Bedingungen wurden festgestellt, d. h. wieviel Rinder er zu erlegen hatte, und dann wurde sie ihm angesiegelt. Nachher wurde eine Operation mit der Dame vorgenommen (vgl. Anhang). Nachdem sie davon genesen war, musste sie warten bis zur Kälberzeit, weil Ueberfluss an Milch als unumgängliches Erforderniss zum Honigmonat gehört. Mittlerweile gestattete sie ihrem Haar zu wachsen, bis es aussah, wie eine alte Schuhbürste, die durch Schuhschwärze zu Klumpen zusammengebacken war. Um den Kopf trug sie ein Band von Kauries, von welchem eine Anzahl Stränge herunterhingen, die den bräutlichen Schleier darstellten. Zuletzt kam der glückliche Tag heran und die Heirath wurde endgültig abgeschlossen, indem beide Parteien sich ihres Ohrschmucks entäusserten und eine doppelte Scheibe von spiralförmig aufgewundenem Kupferdraht anlegten. Die junge Frau liess sich auch ihren Kopf scheeren, legte die Kleidung der Ditto ab, und hüllte sich in zwei Häute, von denen die eine von den Hüften, die andere von der Schulter herunterhing. Das Seltsamste von allem und das deutlichste äussere Kennzeichen, dass er den Speer mit dem Spinnrocken vertauscht habe, war entschieden, dass Moran jetzt einen Monat lang den Anzug seiner Ditto tragen musste. Man denke sich nur, was für einen Jubel es in unsern gesetzten und würdigen Ländern erregen würde, wenn ein junger Mann seinen Honigmonat in den abgelegten Jungfernkleidern seiner jungen Frau verleben müsste. Was die Gefühle unsers Freundes in dieser Verkleidung gewesen sind, weiss ich nicht, und als wahrheitsliebender Geschichtsschreiber will ich mich auf Vermuthungen nicht einlassen.

Jetzt war Moran's einziges Bestreben, eine Brut junger Rinderdiebe aufzuziehen, und um sie zu bekommen, war er

niemals eigen in der richtigen Wahl der Mittel. Er war nicht eifersüchtig, stellte keine verlegen machenden Fragen und bediente sich keiner Aufpasser. Wenn ein Freund ihn besuchte, so war er gastfrei in einem Grade, dass es sich nicht mit einem hohen Grade der Sittlichkeit vertrug. Wir wollen hier klüglich seinem System folgen, nicht unnütze Fragen aufzuwerfen, denn es möchte sich herausstellen, dass die innern Angelegenheiten des Haushalts unsers Freundes eine gar zu genaue Prüfung nicht vertragen.

Er wurde überhaupt jetzt ein ganz anderer Mensch — wie freilich am Ende jeder wird, der sich verheirathet. Seine strengen Diätvorschriften wurden verlassen und obgleich Fleisch und Milch seine Hauptnahrung blieb, so konnte er doch jetzt mit Gemüse abwechseln, welches seine Frau von benachbarten Ackerbau treibenden Stämmen einkaufte. Auch durfte er sich gewissen luxuriösen Liebhabereien hingeben. Er machte sich eine besondere Schnupf- und Rauchtobacksdose von Elfenbein oder Rhinoceroshorn und er hat seinen Spass daran, ihren Inhalt mit dem eines Freundes auszutauschen. Er kaute Taback (immer mit Natron vermischt), obgleich er nie rauchte. Auch liebte er es sich so oft als thünlich mit seinen Freunden zusammensetzen und bei Bier und Meth ein lustiges Zechgelage abzuhalten.

Es ist erfreulich, dass mit dieser Veränderung in seiner ganzen Lebensweise eine entsprechende Umwandlung (und zwar zum Bessern) in seinen Ansichten über die Welt um ihn Hand in Hand ging. Es machte ihm Spass, mit den Händlern zu plaudern, die zu tödten oder zu ärgern er sich früher gerühmt hatte, und er pflegte zum Zeichen seiner guten Absichten die üblichen Höflichkeiten mit ihnen auszutauschen, indem er sie bespuckte oder sich von ihnen bespucken liess. In seiner Unterhaltung erwies er sich jedem

einzelnen Bantustamm weit überlegen. Er kannte keinen Verdacht und war mittheilsam, sowol über seine Geschäfte wie über seinen Glauben. Zu Zeiten nahm er wol die durchreisenden Kaufleute unter seine freundschaftliche Obhut und vermochte durch kluge Warnung manches Unheil von ihnen abzuwenden. Bei seinen Geschenken war er nicht knauserig und gab gewöhnlich mehr als er empfing. Man sagte ihm sogar nach, dass er versprengte Träger beschützt und sich zurückgelassener Kranken angenommen habe.

Wie seine Wildheit sich allmählich milderte, bekam auch sein Gesicht einen sanftern Ausdruck. Der sonst übliche mürrische Blick verschwand mehr und mehr, und an seine Stelle trat ein gefälligeres, freundlicheres Aussehen. Seine Gedanken wandten sich mehr den ihm fremden Geheimnissen des Lebens zu. Leider lag vor ihm wenig, woran er sich erbauen konnte. Er glaubte an ein höchstes Wesen, hatte aber nicht die schwächste Vorstellung von einem zukünftigen Leben. Ungleich den Bantustämmen glaubte er nicht an Gespenster oder Geister. Er hatte sich keine Ansicht von den Träumen gebildet und glaubte nicht wie der Neger, dass, wenn er träume, er alles wirklich erlebe, was durch sein Gehirn zog, und dass seine Seele oder sein Geist unbelästigt vom Körper herumschweifen und sich einen guten Tag machen könne. Moran glaubte nichts von alledem; ob er überhaupt irgendeine Vorstellung damit verband, kann ich nicht einmal sagen. Wenn der Mensch starb, so war es durchaus mit ihm zu Ende, ausser dass er noch einen Schmaus für eine Hyäne, einen Geier oder einen Marabu-Storch abgab. Die Massai glauben nicht an das ewige Leben. Einen Leichnam zu begraben heisst nach ihrer Anschauung den Erdboden vergiften; er muss ohne Umstände den wilden Thieren vorgeworfen werden.

In Verbindung mit dem ausgesprochenen Glauben an einen Gott haben die Massai auch noch einen niedern Gott, Neiterkob genannt — der, soviel ich habe in Erfahrung bringen können, ein irdischer Gott zu sein scheint. Sie glauben an Zauberei, obgleich die Gewalt des Leibon oder Medicinmannes nicht auf einer angeborenen innern Kraft beruht, sondern auf seinem Verkehr mit Ngai, welcher durch ihn wirkt und verschiedenen Dingen Zauberkräfte verleiht. Ihre Auffassung der Gottheit scheint wunderbar unbestimmt zu sein. Ich war Ngai. Meine Lampe war Ngai. Ngai sass in allen Dampf-löchern. Sein Heim lag auf dem ewigen Schnee des Kilima-Ndjaru. In der That brachten sie alles ihnen Fremde und Unbegreifliche in Verbindung mit Ngai. Unaufhörlich beteten sie zu ihm. Nichts konnte geschehen ohne stundenlanges Heulen, sei es, dass sie Anleitung haben wollten, wo sie ihre Feinde erschlagen könnten, oder wie eine Krankheit abzuwehren sei. Das heiligste Ding für sie ist das Gras. In der Hand gehalten oder als Büschel ans Kleid gesteckt, ist es das Zeichen des Willkommens und des Friedens. Es auf jemand oder an einen geheimnissvollen Platz werfen heisst soviel als den Segen Gottes auf diese Person herabrufen oder ein Sühnopfer anbieten. Auf das Gras folgt zunächst die Milch. Mit ihr darf man sich keine Freiheiten erlauben. Die Milch muss in besonders für ihre Aufnahme bestimmten Kalabassen aufbewahrt werden, in welche niemals Wasser gegossen werden darf — für die nöthige Reinlichkeit sorgt Holzasche. Sie zu kochen gilt als abscheuliche Beleidigung und auch als genügender Grund, eine Karavane zu massakriren. Man glaubt das Vieh gebe nachher keine Milch mehr. Noch ist zu bemerken, dass die Kühe niemals ausser im Finstern gemolken werden.

Nach seinen kriegerischen Erlebnissen fand Moran das

eheliche Leben ziemlich langweilig, und so betheiligte er sich zum Zeitvertreib noch an ein oder zwei Kriegszügen, doch bildete dies die Ausnahme. Er brachte fortan seine Zeit meistens zu über unendlichen und ewig dauernden Erörterungen über die alltöglichsten Fragen, oder machte grosse Reisen zum Besuch seiner Freunde, während seine Frau zu Hause blieb, um das Vieh zu melken, oder gelegentlich Ausflüge nach benachbarten feindlichen Stämmen machte, um Korn einzukaufen. Sie war aber in ihrem Elemente, wenn eine Karavane anlangte, und genoss dann das zwiefache Vergnügen einer kleinen Intrigue und eines Liebesgeschenks von Eisendraht und Perlen.

Moran's erste Frau wurde früh alt und hässlich, und er nahm sich eine zweite — wobei der ersten aller Eisendraht abgenommen wurde, um damit die Neuerwählte zu schmücken. Zuletzt waren beider Tage gezählt und eine nach der andern wurde die Veranlassung zu dem greulichen Gelächter der Hyänen. Diese wilden Thiere mit den Geiern und Störchen im Bunde rissen ihnen das Fleisch beim Mondschein von den Knochen. Nichts war übriggeblieben als ein Paar gemeiner Schädel und einige blutige Knochen, als die Sonne morgens über der Grasfläche aufging; und die jungen Buben des Kraals spielten damit herum und lachten darüber, wenn sie einander damit warfen.

Das ist der gewöhnliche Lebenslauf des Moran, wie er mir von Leuten geschildert wurde, die mit ihm als Knabe, Krieger und Ehemann verkehrt haben und für deren Genauigkeit und Glaubwürdigkeit ich einstehen kann. Der nächste Reisende wird dieselbe Geschichte hören und wird ohne Zweifel in der Lage sich befinden, die Erzählung in ihren Hauptzügen zu bestätigen.

Bevor ich dieses Kapitel abschliesse, mag es angezeigt er-

scheinen, einige Worte über einen Volksstamm beizubringen, den ich früher schon die Andorobbo genannt habe. Dieser Stamm — die Wandorobbo der Suaheli — gehört einer kleinen Volksrasse an, die über Massai-Land verstreut wohnt und ganz und gar von der Jagd lebt. Sie halten kein Vieh, noch bebauen sie das Land. Die Antilope, der Büffel und der Elefant versehen sie mit dem Fleisch, welches sie wünschen, und sie finden leicht benachbarte, mit der Jagd weniger vertraute Stämme, welche gern vegetabilische Nahrung gegen Wild austauschen. Der Elefant scheint jedoch ihre Hauptnahrung zu sein und man findet deshalb in der Regel die Andorobbo nur, wo diese Thiere zahlreich vorkommen, wie z. B. in den dichten Waldungen des Kenia und von Kikuju, in dem waldigen Absturz von Ma-u, dem Gipfel des Elgejo, Maragwet, Schibscharagnani, Buru, Dondole u. s. w. Selten findet man sie in grösserer Anzahl zusammen, gewöhnlich nur in sehr kleinen Dörfern, sodass nichts von Stammesleben bei ihnen vorkommt. Vor Angriffen seitens der Massai sind sie ziemlich sicher, weil sie dadurch, dass sie die Küstenhändler an sich ziehen, zu einer Quelle des Reichthums für die Massai werden; gewöhnlich fällt für die Massai auch ein beträchtlicher Theil Elfenbein ab. Auch spielen sie die Unterhändler und Vermittler, wenn für die verheiratheten Leute die gewünschten Nahrungsmittel zu beschaffen sind. Dieser Zwischenhandel hat eine solche Ausdehnung erlangt, dass auf dem Hochlande im Osten des Naiwascha-Sees, an einer von den Händlern Miansini genannten Stelle, ein sehr grosses Andorobbo-Dorf die Jagd aufgegeben hat und ganz von dem Einkauf der Pflanzenkost von den Wakikuju und deren Verkauf an die Massai oder auch an die Händler lebt.

Die Sprache der Andorobbo ist mit der Massai-Sprache verwandt, sie können sich aber in der Sprache der letztern

auch ganz rein ausdrücken. Sie erbauen regelmässige Dörfer und in ihrer allgemeinen Erscheinung gleichen sie der untern Klasse der Massai. Wie bereits bemerkt wurde, fertigen sie die Büffelhautschilde der Krieger und auch die groben irdenen Kochtöpfe der Weiber. Im ganzen werden sie als eine Art Leibeigene angesehen und demgemäss behandelt. Ihre Geschäfte mit den Händlern müssen sie heimlich abmachen, sonst würde ihnen alles gestohlen werden.

Zur Elefantenjagd benutzen die Andorobbo besondere Waffen. Aeusserlich sehen diese aus wie der Ladestock einer Kanone; das schwere Ende soll dem damit geführten Schläge vermehrte Wucht geben. Am dicken Ende sitzt eine Waffe gleich einem dicken aber kurzen Pfeil von 4 cm Länge, dessen Spitze mit dem tödlichen Gift des Murdju eingeschmiert ist. Der ganze Speer ist nahezu $2\frac{1}{2}$ m lang. Damit wird der Elefant aus nächster Nähe angegriffen, indem der Pfeil dem grossen Thier in den Leib getrieben wird und, weil er nur lose am Speer festsitzt, in der Wunde haften bleibt, sobald man den Speer zurückzieht. Dann wird ein zweiter Pfeil aufgesetzt und das Thier noch einmal so verwundet. Gewöhnlich überlebt der Elefant solchen Stich nur sehr kurze Zeit und ganze Heerden sollen so getödtet werden, ohne dass ein Thier entkommt, so gewandt und waghalsig sind diese Jäger. Die Andorobbo benutzen auch den gewöhnlichen Pfeil und Bogen, doch nur für kleineres Wild.

ELFTES KAPITEL.

DURCH KAWIRONDO NACH DEM NJANSA-SEE.

Dörfer der Wakwafi. — Rattenplage. — Letzter Abschnitt der Reise. — Geheimnisvolle Vorbereitungen. — Ungewöhnliche Unterhaltung. — Landschaft in der Kamasiakette. — Elgejo-Gebirge. — Harte Kletterpartie. — Aequatoriale Kälte. — Nandi, Land und Leute. — Kawirondo in Sicht. — Allgemeine Nacktheit. — Die Wakawirondo. — Eine glückliche Familie. — Tanz in Kawirondo. — Ein reiches Land. — Kwatundu. — Die Sittlichkeit und die Bekleidung. — Ein Unruhe stiftendes Geschenk. — Bohrten uns unsern Weg. — Neue Schwierigkeiten. — Der Njansa-See. — Mitternächtliches Abenteuer. — Ende gut, alles gut. — Mein Wendepunkt.

Das Volk von Ndjemps (Wakwafi) bot dem Beobachter ein interessantes Studienfeld, weil es über den Ursprung der verschiedenen kleinen Stämme Afrikas Licht verbreitet. Unfraglich Massai von Rasse und von diesem Stamme nur durch den Verlust ihres Viehs getrennt, woraus sich die Nothwendigkeit ergab, mit ihren liebgewonnenen Ueberzeugungen zu brechen, indem sie nunmehr den Boden bebauen mussten, hatten sie in verhältnissmässig kurzer Zeit neue Gedankenkreise, Sitten und Gebräuche bei sich entwickelt.

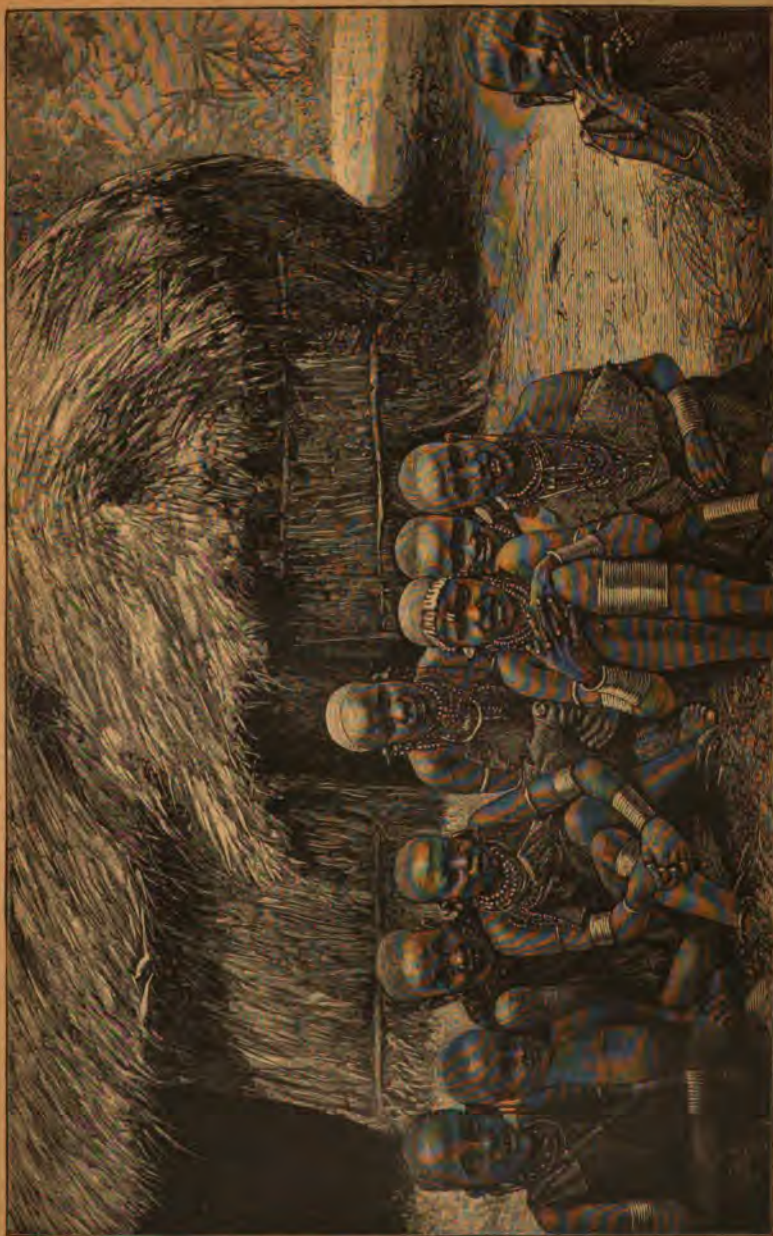
Keineswegs liefern sie aber ein Beweismittel zu Gunsten des Vegetarianismus; denn in ihrem persönlichen Aussehen waren sie entschieden entartet und konnten nicht einen Augenblick mit ihren fleischessenden Brüdern von Leikipia sich messen. Dies war besonders auffällig in Betreff der

Weiber, welche ihre schlanke vornehme Gestalt verloren und die schlecht proportionirten unbehülflichen Umriss der Negerin angenommen hatten. Vielleicht könnte man zu Gunsten der jungen Mädchen eine Ausnahme machen, von denen viele wohlgebaut waren und sich durch sehr anziehende interessante Manieren auszeichneten.

Die Colonie bestand aus zwei Dörfern — Ndjemps am Guaso-Tigirisch, nahe bei unserm Lager, und Ndjemps am Guaso na Njuki. Die Häuser waren nach Art der Heuschober gebaut, deren Flur unter der Ebene des Feldes lag, dabei aber klein und schlecht. Umgeben waren sie von einem doppelten Verhau von Dornengesträuch, welches jedoch unter Umständen mehr Gefahr als Schutz bringt, weil es in diesem trockenen Klima zu Zunder wird und deshalb leicht in Brand gesteckt werden kann. Wenn dies gleichzeitig an verschiedenen Stellen geschah, so konnten die Bewohner leicht mitverbrennen.

Auf etwas nebelhafte Weise versuchen sie den Unterschied zwischen verheiratheten und unverheiratheten Leuten aufrecht zu erhalten, indem sie von den letztern sehr wenig Arbeit erwarten und das System der Geliebten beibehalten. Sie bewohnen jedoch alle dasselbe Dorf und deshalb können die jungen Leute es nicht durchsetzen, vom Fleisch allein zu leben, wenn sie auch vorkommendenfalls immer den Löwenantheil zu beanspruchen pflegen. Geht eine Gesellschaft auf einen Kriegszug aus, so bemühen sie sich auch, vorher einen Ochsen zu bekommen, um ihren Muth zu vermehren.

Im ganzen führen sie ein sehr erbärmliches Leben, weil sie von den Massai immer mit Vernichtung bedroht werden, welche schon verschiedene Dörfer und ihr ganzes Vieh vom Boden weggefegt haben. Ihre Ackergründe bestehen aus dem



WAKWAPT-MÄDCHEN VON NDIEMUS.

THE NEW-YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

reichsten Lehm, welcher von den Gebirgen heruntergewaschen und über eine ziemlich gleichmässige Ebene im Süden des Sees verbreitet worden, und deshalb im Stande ist alles hervorzubringen; leider wird er infolge der äussersten Trockenheit der Luft und der sehr geringen, auf wenige Monate jährlich beschränkten Regenmenge hart und unfruchtbar.



Doenje-Lobikwe in Kamasla, aus der Nähe von Ndjemps gesehen.

Diesem widrigen Umstände entgegenzuarbeiten, haben die Wakwafi ein wunderbar sinnreiches System der Bewässerung durch künstliche Kanäle von (für ihre Verhältnisse) grosser Ausdehnung bei sich eingeführt. Sie errichten Dämme quer durch das tiefe Bett des Guaso-Tigirisch und lassen dadurch sein Wasser bis auf die Höhe der Ebene steigen, bis durch ein verwickeltes System von Kanälen die kostbare Flüssigkeit über eine weite Fläche sich ausbreitet und sie ihre Hirse

und Melonen bauen können. Diese Producte bilden fast ihre einzige Nahrung, allenfalls vermehrt durch die Erträgnisse der Jagd und der Fischerei im Flusse; wenn aber das Fleisch selten ist, so verschmähen sie selbst Ratten nicht. Diese zählen einfach nach Tausenden; überall schwärmten sie umher und nichts war ihnen heilig. Brauchte man sich doch nicht zu wundern, dass man oft in der Stille der Nacht laute und ernst gemeinte Verwünschungen dieser nichtswürdigen Bestien zu hören bekam, und ich selbst öfters erwachte, wenn meine Nase angebissen oder die Heiligkeit meiner Zehen verletzt wurde. Meine Bücher wurden von ihnen verschlungen und selbst das Schrot in meinen Patronen war ihnen nicht zu unverdaulich. In der That musste alles unter eisernem Verschluss gehalten oder unter Deckeln aufgehangen werden wie auf S. 475 abgebildet.

Ebenso wie die Wataweta sind auch die Wandjemps ganz besonders ehrlich und verlässlich, sodass man werthvolle Güter und gleich werthvolle Lebensmittel mit vollem Vertrauen ihrer Obhut überlassen darf und kein Fall bekannt geworden ist, dass sie es nicht gerechtfertigt haben. Für mich war einer der bemerkenswerthesten Züge im Charakter der jungen Frauen und Mädchen, dass sie sich durchaus keiner Furcht in meiner Gegenwart bewusst waren und völliges Vertrauen in mich zu setzen schienen. Sie nahmen wirklich mit der lieblichsten Unbefangenheit von meiner ganzen Hütte Besitz, schlenderten wie junge Puppen darin herum und untersuchten alles mit der Neugierde der Affen. Ohne Umstände setzten sie sich auf meine Knie und zwangen mich mit weiblichem Erröthen, dem ich nicht widerstehen konnte, mein einmal Mode gewordenes und höchst originelles Kunststück zu wiederholen, nämlich meine eigenen Zähne auszuziehen. Das war eine nie versiegende Quelle des Er-

staunens und wurde jedesmal mit schmeichelhafter Anerkennung der hohen Bedeutung aufgenommen. Martin, der auch einmal billige Lorbern einheimen und die Aufmerksamkeit der Dämchen auf sich lenken wollte, hatte das Unglück, einstmals sehr hübsch reinzufallen. Er hatte versucht, ihnen den Glauben beizubringen, dass er alles dies ebenso gut verstünde wie ich, und um seine Behauptung zu bekräftigen erklärte er, dass wenn eine von ihnen ihm seinen Finger abschnitte, er ihn wieder ansetzen könne. Er hielt sogar seinen Finger in die Höhe, aber ehe er es sich versah, hatte ein Mädchen böse hineingeschnitten und ihm den Finger beinahe abgetrennt. Seit dieser Zeit versuchte sich Martin nicht mehr in diesen kleinen Scherzen. Nach dem Zahnziehen war das nächst Interessante, sich im Spiegel zu beschauen. Es dauerte einige Tage, bis sie den Nutzen eines Spiegels zu begreifen schienen, aber ihr weiblicher Instinct machte ihnen denselben bald klar, und seit der Zeit griffen sie häufig nach ihm, um zu sehen, ob ihre Schmucksachen auch richtig sässen. Die Photographien einiger ihrer hübschen weissen Schwestern, welche ich glücklicherweise bei mir hatte, machten ihnen immer grosses Vergnügen. Sie glaubten entschieden, dass es lebende Wesen seien; wenn ich ihnen aber sagte, dass sie schliefen oder ausgegangen seien, um Einkäufe zu machen, so genügte ihnen das vollständig.

Unter diesem unverfälschten Volke und allerlei scherzhaften Vorfällen, an welche ich mich mit Vergnügen erinnere, verflossen die Tage reissend schnell. Meine Erfahrungen wurden noch vervielfältigt durch einige Jagdzüge, auf deren einem ich so glücklich war, zwei Beisa-Antilopen (*Oryx Beisa*¹)

¹ Spiessböcke, von ihren geraden spitzen Hörnern so benannt. Vgl. Brehm, II, 548.

zu erlegen, die ersten, die ich zu Gesicht bekam. Auch sah ich zum ersten mal das kleinere Kudu.¹ Der Wasserbock war sehr zahlreich am See vertreten, wie ich mich bei einem Besuche desselben überzeigte.

Vor meiner Ankunft am Baringo war mein Freund Jumba Kimameta nach der Landschaft Engobot, ungefähr 200 km nach Nordwest weitergegangen, hatte aber verschiedene alte Leute mit vielen Lebensmitteln, Eseln u. s. w. zurückgelassen, um auf seine Rückkehr nach Süden zu warten. Auch hatte er einen gutmüthigen alten Narren zu meiner Begleitung bestimmt; da er aber von dem Lande, welches ich jetzt durchwandern wollte, wenig mehr als ich selber wusste, so konnte ich keinen Gebrauch von ihm machen.

Der letzte und unsicherste Abschnitt der ganzen Reise sollte jetzt versucht werden, wobei mir die angenehme Kunde zur Seite stand, dass die drei letzten mir vorangegangenen Karavane jede mehr als 100 Mann auf gewalthätige Weise verloren hatten. Einer dieser Unglücksfälle hatte sich erst das vorige Jahr zugetragen und doch wollte ich jetzt in dasselbe Land mit bloß 100 Mann alles in allem eindringen. Wie in dem Falle meines Ausflugs nach Leikipia schworen die Händler, dass es unmöglich sei und ich nie mit heiler Haut zurückkehren würde. Meine eigenen Leute jedoch hatten mich auf dieser Reise besser kennen gelernt, und so erhob nicht einer von ihnen Widerrede. Sadi, obwol in seinem Innern dem Unternehmen gar nicht zugethan, stieg bedeutend in meiner Achtung, als er seine Bereitwilligkeit erklärte, mir zu folgen. Nicht so Muhinna. Da er die Vergeblichkeit der Thränen und Bitten schon kennen gelernt

¹ Drehhorn, wegen seiner gewundenen Hörner. Vgl. Brehm, II, 539.

hatte, so zog er neue Seiten auf und heuchelte äusserstes Unwohlsein, seufzte heftig, als ob er von Schmerzen gefoltert würde, und wenn er zur Thür kam, geschah das nur mit Hülfe eines Stockes, den Körper weit vornüber geneigt und tief seufzend, sodass er wie das leibhaftige Elend aussah. Ich wusste wohl, es sei alles Verstellung, aber ich verabscheute ihn so durchaus im Innersten meiner Seele und fürchtete so sehr, dass, im Fall ich ihn mitnähme, er mir einen verderblichen Streich spielen würde, dass ich mir den Anschein gab, ihm zu glauben und froh war, ihn zurückzulassen — obgleich, mit Ausnahme seines Bruders Mansimba, welcher aber zu dumm war, um mir von Nutzen zu sein, Muhinna der einzige Mann in der Karavane war, welcher Kawirondo aus eigener Anschauung gut kannte.

Als der Tag meiner Abreise festgestellt war, wurden alle nicht durchaus nöthigen Gepäckstücke im geheimen vergraben, um sie auf diese Weise sowol vor Feuer als vor Dieben zu schützen. Alle Schwachen und Kranken wurden ausgeschossen und als eine Art Wache unter einem von Stanley's „Unsterblichen“ zurückgelassen.

Einige Tage vorher ereignete sich ein recht trauriger Unfall. Einer der Küstenleute hatte sich einen ungeheuern Dorn in das Fussgelenk getreten und sich dadurch ganz dienstunfähig gemacht, dass er mir nicht erlaubte, ihn herauszuschneiden. Er hatte damit schon beinahe sechs Wochen krank gelegen und war dadurch natürlich sehr heruntergekommen. Seine Hütte im Lager lag zufällig ganz nahe an dem Dornenverhau, und anscheinend hatte eine Hyäne entdeckt, dass dort ein kranker Mann liege. Von diesem Gedanken angeregt, war sie irgendwie durch die Boma hindurchgekrochen, hatte den hilflosen Mann ergriffen und aus der Hütte bis mitten in den Verhau geschleppt, bevor

sein Geschrei die Träger auf die Beine brachte, welche durch Abfeuern ihrer Flinten das wilde Thier verjagten. Am andern Morgen starb der arme Bursche an den vereinigten Wirkungen seiner Krankheit und des Schreckens. Ich erwähne diesen Vorfall, weil er der einzige direct zu meiner Kenntniss gelangte Fall ist, dass eine Hyäne einen lebenden Menschen angegriffen hat. Sie scheint gewusst zu haben, dass er hilflos sei.

Bevor ich einmal wieder aufbrach, hielt ich es für nothwendig „in Rom wie ein Römer zu handeln“, indem ich mich an den vorbereitenden Gebräuchen betheiligte, um die Medicinen der Karavane zu bereiten und den besten Tag für den Abmarsch ausfindig zu machen. Muinji Kombo, Jumba's Mann, hatte die Leitung dieser interessanten Massnahmen übernommen. Zuerst musste eine Zauberkugel gegossen werden. Dies geschah in einer länglichen Form, in welche ein Koranspruch eingelegt war. Genau um 1 Uhr nachmittags musste ich dieselbe mit dem Gesicht nach Süden abfeuern. Ihr Ziel sollte das Herz derjenigen sein, welche uns übelwollten. Diese mörderische Absicht muss ich jetzt eingestehen, obgleich mich der Gedanke erfreut, dass ich recht wenig Feinde haben muss, weil ich von keinem Todesfall unter ihnen gehört habe. Eine Stunde später wurde ein besonders zugerichtetes und in rothes Zeug eingeschlagenes Stück Stahl von Martin ins Feuer gesteckt, welcher dabei Wünsche für eine glückliche und erfolgreiche Reise auszusprechen hatte. Nachdem das Feuer gut angefacht worden war, musste ich es mit Wasser wieder löschen und gleichzeitig den liebenswürdigen Wunsch aussprechen, dass alle Uebelwollende ebenso wie die Flamme erstickt werden möchten. Meine Leute, die im ganzen etwas weniger ehrerbietig als die Küstenleute waren, lachten herzlich über die ganze

Posse; damit war unsere Theilnahme an diesen seltsamen Gebräuchen abgeschlossen. Es musste jedoch noch eine Ziege geopfert werden, und nachdem diese von den Graubärten mit Behagen verschlungen war, wurde ermittelt, dass der Freitag — ihr Sonntag — und zwar 11 Uhr vormittags der von den höheren Gewalten beliebte Tag und Augenblick sei, und dass wir einen Stier mit uns nehmen müssten.

Am Freitag den 16. November staken wir demnach bis über die Ohren in dem allgemeinen Aufruhr und Getümmel eines Aufbruchs. Um 11 Uhr vormittags gingen wir über den Guaso-Tigirisch, passirten ein Dorf an einem benachbarten Flusse und schlugen dann eine westnordwestliche Richtung nach Kamasia ein. Als wir den Rand einer niedrigen flachen Terrasse der Bergkette erreicht hatten, lagerten wir uns am Guaso-Tigirisch in der Nähe des Punktes, wo er aus der Terrasse heraustritt und sich seinen Weg durch eine tiefe enge Schlucht mitten durch krypto-krystallinische Laven neuern Ursprungs bahnte.

Am Nachmittag ging ich aus zum Fischen und fing in kurzer Zeit $3\frac{1}{2}$ Dutzend schöne Fische. Nach Aufbruch am nächsten Morgen stiegen wir die Terrasse hinauf. Als wir den obersten Rand derselben auf einem anstrengenden Fusswege über eckige Felsblöcke und durch fast undurchdringliches Dornengebüsch erreicht hatten, entdeckten wir eine zweite Terrasse; nachdem wir dieselbe überstiegen, kletterten wir hinab in das Thal des Guaso-Kamnje, eines kleinen Baches, der von den den See umgebenden Bergen herunterfließt, den See aber nur in der Regenzeit erreicht. Den Kamnje aufwärts verfolgend, gelangten wir in ein malerisches Thal, welches uns über eine dritte Terrasse von Lavafelsen augenscheinlich direct mitten in die Kamasiakette hineinführte.

Unsere Ankunft wurde rasch von Berg zu Berg ange-

kündigt durch die Rufe der Eingeborenen, welche, in vereinzelten an den Bergwänden stehenden Häusern wohnend, kein anderes Mittel haben, sich Neuigkeiten mitzutheilen als durch Rufen. Es war wirklich wunderbar, mit welcher offenbaren Leichtigkeit sie ihre Stimmen auf ungeheure Entfernungen verständlich machen konnten. Ich sah einen Mann quer über ein tiefes Thal einem andern zurufen, der kaum zu erkennen war, und doch erhob er dabei seine Stimme nicht mehr, als wenn er mit einem sprach, der wenige Schritte von ihm stand. Die Antwort des andern konnte ich mit vollkommener Deutlichkeit verstehen. Diese sonderbare Art der Mittheilung hatte ich schon früher in dem Gebirgslande Ukinga im Norden des Njassa-Sees beobachtet. Infolge dieser Aufforderungen kamen Männer und Weiber von allen Seiten scharenweise herbei, die erstern, um ihren Hongo in Empfang zu nehmen, die letztern, um geringe Mengen von Lebensmitteln zu verkaufen.

Dieses Völkchen hat viel Aehnlichkeit mit den Massai, mit denen sie, nach ihrer Sprache und verschiedenen kleinern Umständen zu urtheilen, entfernt verwandt sind. Sie führten den Speer, der dem Suk-Lande eigenthümlich ist. Er ist reichlich 2 m lang, trägt eine kurze Spitze und wird zum Werfen oder zum Stossen gebraucht. Auch führten sie Pfeil und Bogen. Die Kleidung der Männer bestand aus einem sehr kleinen Stück Ziegenfell, welches, wie das Geiferläppchen der kleinen Kinder über die Brust herunterhing, während die Weiber zwei gegerbte Häute trugen, die eine um die Hüften, die andere um die Schultern geschlagen. Sie bauen hauptsächlich das unter dem Namen Uulise (Eleusine, Kamin-gras) bekannte Korn und eine kleine Hirsenart. Ersteres erfordert jährlich neuen Boden. Zu dem Ende schlagen sie einen Strich dichten Buschwerks ab, lassen die Zweige trocken

werden und verbrennen sie dann an Ort und Stelle, sodass sie den Boden mit der Asche düngen. Dies erfordert eine ungeheuere Arbeit. Das Leben der Wakamasia hängt gänzlich von ihren kleinen Bächen ab; wie bei den Massai das Gras, so sind hier die Bäche Gegenstand der tiefsten Verehrung, und selten wadet ein Eingeborener durch ein Flüsschen, ohne auf etwas Gras zu spucken und dies ins Wasser zu werfen.



Thal des Guaso-Kamuje.

Am folgenden Morgen verliessen wir unser Lager zu Mkujuni (Platz der Sykomoren- oder Maulbeerfeigenbäume) und erklommen auf einem sehr steilen Fusswege, vielfach gehindert durch die abscheulichen Büsche, den Gipfel des Bergpasses, von welchem aus wir auf eine grossartige Landschaft hinuntersahen. Unmittelbar zu unsern Füssen lag das eben verlassene Thal, dessen entferntere, mit dunkelgrünem Busch bekleidete Berge sich allmählich heruntersenkten zu

dem mannichfaltigen Grün der Lavaterrassen, und zu den trockenen und gelben Farben der Ebene von Ndjemps. Nach Nordosten zu schimmerte der Baringo durch mit seinen lieblichen Inseln, bis hinter ihm die unbestimmten Umrissse der Berge von Suk und Leikipia im dichten Nebel verschwanden. Der Blick nach Südwest umfasste den obern Theil eines Thals mit wunderbar malerischen Spitzen und zerrissenen Massen scharfer sägenförmiger Bergrücken, deren schrundige Seiten wie kolossale Feilen aussahen; das Ganze war bedeckt mit einem Ueberzug von reinstem Grün, über dem ein schwacher Hauch eines ätherischen silberfarbenen Schimmers ausgebreitet lag.

Nachdem ich wieder zu Athem gekommen und das obere Ende des Thals photographirt hatte, stiegen wir in eine tiefe Schlucht hinunter, welche das Gebirge in zwei Bergketten zertheilt. Auf dem westlichen Bergrücken angekommen, blieben wir ehrfurchtsvoll stehen vor dem mächtigen Anblick des Elgejo, welcher sich wie ein furchtbarer Absturz drohender Felsen zu einer Höhe von über 2500 m über das Thal des Wei-wei erhebt, welches zwischen uns und diesem grossartigen Aussichtspunkte lag.

Während dieses ganzen entzückenden, wenn auch mühseligen Marsches wurden wir in beständiger Aufregung erhalten durch die anscheinend übernatürlichen Rufe, welche von den scheinbar unmöglichsten Stellen ertönten und widerhallten. Wir mussten mehr als dreimal halt machen, um den Hongo zu vereinbaren, bevor wir weitergehen durften. Der Weg wurde uns verschlossen, indem sie einige grüne Zweige quer über den Pfad legten, und schritten wir vor ertheilter Erlaubniss über dieses heilige Wahrzeichen hinweg, so gerieth das Volk in unaussprechliche Aufregung. Dann lagerten wir an der Westseite der Bergkette und erreichten

am nächsten Tage den Fuss des Berges auf einem sanfter absteigenden und minder steinigen Wege als die Ostseite ausgezeichnet hatte.

Es bleibt nur noch übrig zu bemerken, dass Kamasia eine besonders getrennt liegende Reihe von Bergen ist, deren höhere Spitzen sich von 2400—2700 m erheben, und einen Zweig oder Ausläufer der Böschung von Ma-u bilden, welche sich hier unter dem Namen Elgejo weiter nordwärts fortsetzt. Nach Osten ist die Kamasiakette sehr jäh und steil, flacht aber nach Westen sanfter ab. Sie ist bedeckt mit dichtem Busch, welcher in den höhern Gegenden in Wald übergeht. Obgleich die Berge vergleichsweise unfruchtbar sind, so nähren sie doch eine recht grosse Bevölkerung, welche aber zur Zeit der Dürre dem Hunger ausgesetzt ist. Dieselbe besitzt beträchtliche Heerden Schafe und Ziegen, aber nur wenig Rindvieh.

Die Bergkette bestand in geologischer Beziehung aus metamorphischem Gestein, dessen Bestandtheile ein weisser gestreifter Felsspath, ein wenig Quarz und schwarzer feinblättriger Glimmer bildeten. Eine dünne graue Lehmschicht ist aus der Zersetzung dieses Felsens hervorgegangen.

Am folgenden Tage durchwanderten wir das enge Thal zwischen der Kamasia- und Elgejokette, durch welche der Hauptzufluss des Wei-wei fliesst, ein Fluss, der nördlich nach den Sukbergen strömt, sich um das nordwestliche Ende dieser Kette herumwendet und weiterhin in den Samburu-See ergiesst.

In Elmetei mussten wir einen Tag anhalten, um Lebensmittel für den Marsch durch die Wüste Angata-Njuki (rothe Ebene) des Hochlandes von Guas' Ngischu einzukaufen. Wir hörten hier, dass, obgleich der Elgejo wunderbar steil aussah und wir uns wunderten, wie es nur überhaupt mög-

lich sein würde, ihn zu besteigen, er doch nicht geradezu ein steiler Absturz genannt werden dürfe. Der untere Theil sah ganz anders aus, wie der obere; den erstern bildete eine merkwürdige Ansammlung scharfer Bergrücken, welche wie die Riefen einer Säule, wenn auch natürlich unregelmässiger und malerischer, an seiner Vorderseite herunterliefen, der obere Theil war aber eine reine Felsenwand von einem durchaus unverkennbarem Charakter. Einen kleinen Bach hinaufsteigend, welcher den Berg herunterstürzt, fand ich bald einen Schlüssel für dieses topographische Aeussere des Berges in der Gestalt ungeheurer Massen von porphyritischem Sannidin, der vollständig dem am Südabhange des Kilima-Ndjaro gefundenen gleich. Diese Stücke waren so gross, dass ich kaum glauben konnte, sie seien hier nicht an ihrem natürlichen Platze, und doch waren sie ohne Zweifel kopfüber von den obern Felswänden heruntergestürzt, welche in der That nichts mehr oder weniger als eine Lavadecke für das darunterliegende metamorphische Gestein waren.

Trotz der schweren Kletterarbeit dieses Tages gelang es uns doch nur, den Berg bis zu etwa dreiviertel seiner Höhe zu ersteigen. Als wir nahe an dem Fusse der Felswand waren, schlugen wir unser Lager an einem lieblichen Aussichtspunkt auf — einem Wasserfall, welcher sich mehr als 300 m tief über die Felswand herunterstürzte, und einem entzückenden aus der schützenden Wand vortretenden Felsriff, über dessen buschige Abhänge romantische Hütten und angebaute Felder hervorlugten. Ein weiterer Schlüssel für den Ursprung der Lavawand wurde darin gefunden, dass zwischen den fast senkrechten Lagen metamorphischen Gesteins und der Lava eine dicke Schicht vulkanischer Trümmer lag, welche, leicht ausgewaschen, dazu beitrugen, die fester zusammenhängende Lava zu unterminiren und kopfüber in

das untere Thal zu werfen, wodurch dann immer neue Oberflächen entstehen mussten.

Unsere harte Kletterarbeit wieder aufnehmend, rüsteten wir uns zum letzten Anlauf, obgleich ein Blick auf die düstere drohende Masse ein starkes Selbstvertrauen voraussetzte, dass wir sie jemals ersteigen würden. Jedoch mit einem Führer voran kletterten wir empor, nach Luft schnappend



Lavadecke über der Felswand des Elgejo.

und um unser Leben uns festhaltend. Als ich schon fürchtete, es würde uns nicht gelingen, wurde eine schmale Spalte in dem anscheinend undurchdringlichen Felsen entdeckt, und kriechend und kletternd stiegen wir Fuss um Fuss in die Höhe. Als wir uns dem Gipfel näherten, hörte ich voller Erstaunen einen Ton gleich einem schweren Seufzer, als wenn ein Sturm durch den Wald rauscht und sah gleich-

zeitig Gewölk mit grosser Geschwindigkeit über unsere Köpfe nach Osten wirbeln, ohne dass da, wo wir standen, der geringste Lufthauch die Ruhe der kleinsten Blätter gestört hätte. Im Weiterkriechen verriethen uns leichte Pfffe des Windes, was oben los war, und dies nahm allmählich so an Stärke zu, dass, als wir unsere Köpfe über die schützende Felswand hinaussteckten, wir einen nicht miszuverstehenden Klaps ins Gesicht erhielten, welcher meine Gesichtsfarbe beträchtlich erhöhte. In der That wüthete ein vollkommener Orkan um den Gipfel, und wir mussten auf Händen und Knien eine Strecke weit vom Rande des Abhanges weiterkriechen, um nicht zurückgerollt zu werden.

Wie in Dondole befanden wir uns mitten in dem rauhesten und echtsten schottischen Nebel, der uns bald bis auf die Haut durchweichte. Wir fanden den Gipfel des Elgejo mit dichtem Wachholderwald und einem fast undurchdringlichen Busch von derbem Unterholz bestanden. Dichte Nebelbänke scheinen fast unaufhörlich über diesen grossen Höhen zu hängen.

Ein Jägersteig brachte uns in einer halben Stunde wieder an die Kante des Waldes und vor uns lag die baumlose rothe Ebene von Guas' Ngischu ausgebreitet. Meine Leute waren jedoch von der Kälte zu sehr gelähmt, um an demselben Tage noch weiter zu marschiren. Wir mussten deshalb ein Lager beziehen und grosse Feuer anzünden, um ihre Lebensgeister wieder anzufachen. Glücklicherweise trafen wir das Lager der letzten Karavane an, welche nach Kawirondo durchmarschirt war und es bedurfte nur weniger Hand voll Gras, um es wohnlich zu machen.

Kaum wurde es wieder hell, so trat ich heraus und wurde von einer kleinen Höhe aus belohnt durch den völlig unerwarteten Anblick eines mächtigen Berges im West-

nordwesten, der 100 km entfernt, seiner Gestalt nach mit dem Berge Kenia selber vergleichbar war, wenn auch die schneebedeckte Spitze fehlte. Das war der wegen seiner Höhlen berühmte Berg Elgon oder Massawa, den man mir bisher immer als einen unbedeutenden Hügel geschildert hatte. Im Norden erhob sich die imposante Bergkette Schibscharagnani, die fast rechtwinkelig aus der Elgejokette austritt und sich beinahe bis zum Elgon erstreckt. Genau nach Westen dachte sich allmählich die baumlose Ebene von Guas' Ngischu ab, nur von einer kleinen Bodenerhebung unterbrochen, bis am fernen Horizont der Kegelberg von Surongai sich erhob, die Grenzmauer von Kawirondo bildend. Irgendwo jenseits dieser Berge befanden sich die Gewässer des grossen Sees, den ich suchte.

Wie bereits erwähnt, war diese prächtige Grasfläche früher der Weidegrund der Wakwafi, bis vor nur wenig Jahren sie von den Massai bis auf den letzten Mann weggetrieben wurden; seit der Zeit weiden hier Büffel, Elennantilopen, Hartebeests, Rhinoceros und Zebras ungestört, ausser wenn zufällig eine Karavane oder ein Andorobbjäger den Frieden bricht.

Am 24. November hatte ich eben wieder mein Zelt abgebrochen und war im Begriff abzureisen, als ein furchtbarer Strichregen mit starkem Winde einsetzte, welcher den Abmarsch unmöglich machte und uns bei einer Temperatur von weniger als 10° C. zwang, frostschauernd an den Feuern im Walde Schutz zu suchen. Wären wir draussen von dem Regen überrascht worden, so hätte nicht die halbe Mannschaft ihn überstanden, weil wir ohne Schutz und Brennholz gewesen wären.

Gegen 10 Uhr vormittags besserte sich das Wetter, und wir verloren keine Zeit, das Lager abzuschlagen, weil es

aller Anstrengungen bedürfen würde, über den schlimmsten Theil des Weges hinaus zu einer Höhle zu gelangen, wo wir Obdach und etwas Brennholz finden würden. Wie gewöhnlich war ich beträchtlich mit meiner Vorhut voraus, mit langen Schritten durch das hohe, bis zu den Knien reichende Gras ausgreifend, als der Ruf „Kifaru! Kifaru!“ (Rhinoceros) ertönte. Als ich mich umwandte, wurde unsere Geistesgegenwart stark auf die Probe gestellt durch den Anblick eines schönen dicken Burschen, der uns aus einer Entfernung von 40 Schritten annahm. Meine tapfern Begleiter stoben auseinander wie erschrecktes Wild, und selbst Brahim, der meine Flinte trug, wollte mir sein Hintertheil zeigen als ich ihm zuschrie, mir die Waffe zu geben; noch bevor ich die Flinte ergreifen konnte, war das Rhinoceros auf 10 Schritte herangekommen. Ich feuerte ihm sofort direct zwischen die Lichter. Das genügte freilich nicht es niederzuwerfen, aber es hatte doch die Wirkung, dass es abbog, und als es nun pustend auf 3 Schritt an mir vorüber stob, sandte ich ihm die zweite Kugel in den Nacken. Nieder stürzte es binnen erstaunlich kurzer Frist, einem Schweine täuschend ähnlich quieksend. Mein Andorobboführer war über den Meisterschuss so erstaunt, dass er einen Augenblick lang wie gelähmt dastand und dann Miene machte, in Todesängsten davonzulaufen, doch gelang es mir, ihm seine Fassung wiederzugeben. Meine Leute, welche sehr lange Zeit kein Fleisch zu ihrem unschmackhaften Hirsebrei gehabt hatten, fochten wie Hyänen um das Rhinoceros. Einer bekam einen tiefen Messerschnitt in den Arm und zuletzt musste ich in summarischer Weise die Ordnung wiederherstellen.

Etwas weiterhin entdeckte ich ein interessantes Lager von Quarz und nahe der Stelle schoss ich drei Hartebeests,

*Alcephalus caama*¹, die ersten bisher von mir gesehenen. Das weiter südlich gefundene Harthebest ist eine besondere Art davon, die zuerst von Oberst Coke geschossen wurde und jetzt nach ihm benannt wird. (Vgl. 448.)

Wir setzten über eine Menge schöner Bäche, welche alle nach dem See fließen, und erreichten mit Sonnenuntergang unsern Lagerplatz, wo wir so glücklich waren, einen geschützten Winkel zu finden nebst ein wenig Brennholz. Von dieser Stelle aus konnten wir die hohe Waldgegend Nandi sehen, welche ein merkwürdiges Gegenstück zu Kikuju zu sein scheint. Nach Süden hin erscheint sie als ein langer schwarzer Rücken, der anscheinend von Nordwest nach Südost streicht. Die Wanandi gleichen in Sprache und Sitte den Wakamasia und Waelgejo, doch sind sie tapferer und kriegerischer. Mit ihrem unverträglichen Charakter gleichen sie den Wakikuju und lassen weder Handelskaravane friedlich durch ihr Land ziehen noch Massaikrieger mit Gewalt. Weit nach Norden hin konnte man den sehr hohen Bergkegel Doenje Lekakisera unterscheiden, welcher zuweilen mit Schnee bedeckt sein soll.

Bevor wir das Lager erreichten war ich sehr überrascht durch einen seltsamen kreisrunden Erdwall mit Oeffnungen an verschiedenen Stellen. Er hatte eine überraschende Aehnlichkeit mit einem römischen Lager, sodass er recht wohl von Alterthumsjägern, die mehr Enthusiasmus als Witz haben, zu einer gelehrten Abhandlung benutzt werden konnte, um zu beweisen, dass die Römer hier gewesen seien.

Bei näherer Nachfrage erfuhr ich, dass es ein Massai-

¹ Elchkopf-Antilope, von einigen Naturforschern so benannt wegen seines (unschönen) Elchkopfes; der gewöhnliche Name ist Kuhantilope (*Acronotus caama*), vgl. Brehm, II, 561.

kraal und die Häuser von Stein und Lehm gebaut gewesen seien, wegen der Schwierigkeit, das zum Bau der regelmässigen Hütten erforderliche Holz herbeizuschaffen. Es müssen blosse Haufen von Erde und Stein gewesen sein, mit einem Loch in der Mitte, welches bei unfreundlichem Wetter mit Rindshäuten zugedeckt werden konnte, und die Einwohner müssen darin gegessen haben, wie die Vögel in ihren Nestern — allerdings sehr viel unbequem. Jetzt sehen sie nur noch aus wie runde Erdwerke.

Als wir uns am andern Morgen den westlichen Bergen näherten, wurde die Landschaft mannichfaltiger und angenehmer, indem sie in sanfte wellenförmige, mit blühenden Gebüsch bedeckte Striche überging. Wild war äusserst zahlreich und unsere Speisekammer blieb gut versehen, da ich ein Warzenschwein schoss, welches ein gut essbares Fleisch hatte — obgleich blos die Missionsjungen es anrühren. Weiter fiel eine Elennantilope meiner Flinte zur Beute, dann noch ein Hartebeest und schliesslich beim Lager nicht weniger als noch drei dieser Antilopen. Büffel sahen wir in grosser Zahl, ich störte sie jedoch nicht.

Am folgenden Tage kamen wir in ein gebirgigeres Land und mussten sehr zu unserm Leidwesen dreimal einen grossen Fluss überschreiten. Wild, besonders Büffel waren erstaunlich zahlreich und wir liefen zu drei verschiedenen Malen grosse Gefahr, von ihnen auseinander gejagt zu werden. Ich musste wiederholt auf sie feuern und verwundete mehrere, aber die Zeit war zu kostbar, als dass wir sie mit ihrer Verfolgung hinbringen mochten, zumal wir ganz aufs gerathewohl marschirten, nachdem unser Führer zwei Tage vorher zurückgekehrt war.

Als wir das Lager bezogen, sandte ich Makatubu und Mansimba auf Kundschaft voraus, weil es wünschenswerth



DORF KABARAS IN KAWIRONDO.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

war, dass wir unsere Umgegend kannten, um nicht überfallen zu werden. Ihr Bericht war nicht sehr bestimmt, liess uns jedoch glauben, dass wir morgen den bewohnten Theil von Kawirondo erreichen würden.

Am andern Tage stiegen wir eine Hügelkette hinan, welche vor uns lag. Oben angekommen, entdeckten wir ein enges Thal und eine zweite Hügelkette dahinter. Mit drei Mann stieg ich zur Recognoscirung in das Thal hinunter. Es war besonders ausgezeichnet durch die Länge des Grases, welche das Gehen zu einer ernsten Arbeit machte, und durch die Menge der kleinen Bäche, welche in nördlicher Richtung dem Flusse Nsoia zueilten. Ganz besonders interessirte es mich, dort eine prächtige Silberfichte (*Protea*) zu entdecken. Als wir den Kamm der zweiten Hügelkette erreichten, sahen wir zu unserer grossen Beruhigung und Genugthuung Kawirondo zu unsern Füßen liegen und konnten einander wirbelnde Rauchsäulen und viereckige Felder von verschieden grüner Farbe zeigen, die unzweifelhaften Beweise von Bewohnern und Anbau. Denselben Weg zurückwandernd, liessen wir sofort die Leute aufbrechen. Mit grosser Vorsicht marschirten wir über die Hügel und schlugen an ihrem Fusse ein Lager auf, welches vorsorglich mit einer starken Boma versehen wurde.

Am 28. November 1883 betrat ich das malerisch auf einem mit Felstrümmern bedeckten Hügel gelegene und von lachenden Fluren umgebene Dorf Kabaras. Unter grösster Spannung ging ich zum ersten mal auf die Wakawirondo los, deren blutdürstiger Charakter mir so oft geschildert worden war. Um so angenehmer wurde ich durch den von allen Seiten gehörten freundschaftlichen Zuruf „Jambo?“ (Wie geht's euch) überrascht, mit welchem das Volk aus dem Dorfe herausstürzte, als es meine Leute aus dem Dickicht

herankommen sah. Als sie mich aber erblickten, änderte sich ihr Betragen plötzlich; Zeichen von Erstaunen und Schrecken wurden allseitig geäußert. Hastig zogen sie sich hinter die Lehmwand zurück, welche ihr Dorf umgab, und dort sich etwas sicherer fühlend, versammelten sie sich oben drauf und forderten Erklärung. Innerhalb der Wand konnte man die Leute von Hütte zu Hütte in fürchterlicher Aufregung herumlaufen sehen, und gleich darauf erschienen sie in kriegerischer Rüstung mit ihren Speeren, und bereit zur erwarteten Schlacht. Meinen Leuten Halt gebietend und mein Gewehr ablegend, trat ich mit einem meiner Knaben vor und versuchte ihnen zu erklären, wer ich sei und mit welcher friedlichen Absichten und Plänen ich zu ihnen käme. Erstauntes Geflüster begrüßte mein Auftreten, aber ein ermutigendes Anzeichen gab sich an der Erscheinung von Weibern zwischen den Männern kund, welche die unbezwingliche Neugierde des Geschlechts offenbar aus den Hütten hervorgehört hatte. Meine Betheuerungen hatten die gewünschte Wirkung und zuletzt wagten sich einige alte Leute, besonders hier lebende Andorobbo, vor. Von ihnen wurde Mansimba als ein alter Freund erkannt und zum Beweise der wiedergewonnenen Zuversicht strömten jetzt Männer, Weiber und Kinder herbei, das neueste menschliche Wunderkind sich anzusehen.

Jetzt war die Reihe an mir, vor Erstaunen, Tölperei und Verschämtheit die Augen zu schliessen, als ich mich plötzlich von einer Schar unbekleideter Dämchen umgeben sah, deren Kleidung und Schmuck lediglich in einer Perlenschnur bestand. Es kostete mir viel Mühe, meine Haltung zu bewahren, und kaum wusste ich, wohin ich blicken sollte. Allmählich mich jedoch an das Gedränge gewöhnend, gab ich das Sternengucken auf und binnen kurzem schien mir eine

solche Kleidung — d. h. eine solche Abwesenheit von Kleidung — das natürlichste Ding der Welt zu sein, und ich begann weise Betrachtungen über die Grausamkeit einer übercivilisirten Gemeinschaft anzustellen und zum ersten mal die Richtigkeit jenes Spruches zu würdigen, dass die Schönheit „ungeschmückt am meisten schmückt“.

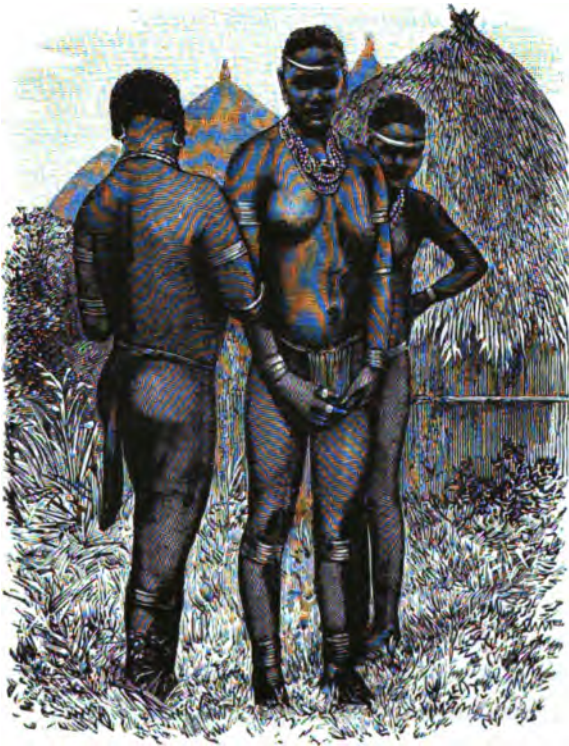
Um aber in meiner Erzählung fortzufahren, so standen wir bald auf dem besten Fuss mit den Eingeborenen. Wir wurden ins Dorf geführt und mir ein Platz angewiesen, wo ich mein Zelt aufschlagen könne, während meine Leute sich unter Dächern und Hütten verkrochen, wo sie nur ein zugängliches Obdach finden konnten. Dann forderte ich meinen Feldstuhl und eine Tasse Thee und suchte mich an den Mangel an Kleidung zu gewöhnen und die einfachen Leuten mit meiner bemerkenswerthen Person vertraut zu machen.

Meine Bemerkungen, welche ich mir im Geiste machte, während ich beobachtet und beobachtend dasass, kamen auf Folgendes hinaus. Die Wakawirondo sind durchaus nicht anziehend in ihrer äussern Erscheinung und stechen zu ihrem Nachtheil gegen die Massai ab. Ihr Kopf ist entschieden niedriger, die Augen sind dumm und schläfrig, die Kinnbacken stehen vor, der Mund ist unschön gross und die Lippen dick, vortretend und wulstig — es sind wirklich richtige Neger. Ihre Gestalten sind besser, obgleich man nur von den jungen unverheiratheten Mädchen sagen konnte, dass sie überhaupt lieblich anzuschauen seien. Bei den verheiratheten Frauen trat der Bauch gefährlich hervor und war roh tätowirt, ohne einen Versuch zur Zeichnung zu verathen. Diese trugen auch einige Fetzen Kleidung und zeigten wenigstens eine gewisse Schamhaftigkeit. Die Kleidung anlangend, so haben sie sich von der Natur leiten

lassen — da eine lange Quaste von gedrehten Stricken, die einem Schwanze lächerlich ähnlich sieht, den Hauptbestandtheil der Kleider bildet, und eine Franse von Stricken 4 Zoll im Quadrat den ganzen Rest ausmacht. Die Männer gehen durchaus nackend und zeichnen sich durch ihren athletischen Bau und die ungewöhnliche Länge des Leibes im Vergleich zu den Beinen aus. In Betreff dieser richtigen Körperverhältnisse stehen sie entschieden den Massai nach. An ihren Waffen sieht man sofort, dass sie kein kriegerisches Volk sind, da ihre Speere sehr ärmlich aussehen, mit kleinen Spitzen und gewöhnlich $2\frac{1}{2}$ m langen Schäften, als ob sie nicht wünschten, mit ihren Feinden handgemein zu werden. Ihre Schilde haben alle möglichen Gestalten und Grössen, obgleich die eigenthümliche Kawirondoform sich durch ungeheuere Grösse und Schwere auszeichnet. Ein solcher Schild besteht aus einem fast ganzen Büffelfell, $1\frac{1}{4}$ m lang und ebenso breit, zu einem Winkel herumgebogen, sodass er den Träger vollständig ausser im Rücken umgibt. Wenn sie zum Angriff vorrücken, so sieht man nur ihren Kopf. So plump und schwerfällig ist dieser Schild, dass er ausser im wirklichen Kampf über den Rücken geschlungen getragen und bei der Flucht weggeworfen werden muss.

Ein Hauptvergnügen der Wakawirondo besteht darin, ihr Haar auf eine möglichst phantastische Art aufzuputzen. Antilopenhörner, die Schwanzfedern des Hahns, Korbgeflecht und Lederarbeiten werden dazu benutzt, die auffälligsten Wirkungen hervorzurufen. Ihre Hütten haben die gewöhnliche Bienenkorbform — die Dächer sind mitunter spitz kegelförmig zulaufend, dann auch wieder — wie zu Kabaras — bleiben sie sehr flach. Inwendig sind sie entweder musterhaft sauber und nett oder über die Massen schmutzig. Das erstere findet statt in den Hütten der ärmern Leute, welche

keine Ziegen oder Vieh besitzen. Bei ihnen besteht der Boden der Hütte aus Lehm, auf dem es sich weich geht trotz aller Härte des Materials, eine besondere Herdstelle ist angelegt, und nicht ein Stück Abfall darf herumliegen; der besondere Schmuck dieser Hütten ist eine wundervolle



Verheirathete Frauen von Kawirondo.

Borte mit Pombe- (Hausbier-)Töpfen, die von einigen Centimetern bis zu 1 m hoch sind. Am Fuss kegelförmig geformt, haben sie besondere thönerne Untersätze, auf denen sie stehen. In fast jeder Hütte ist ein sehr merkwürdiger Bienenstock. Er besteht aus einem hohlen, im Innern der

Hütte befestigten Holzklotz, dessen anderes Ende durch die Mauer vorsteht, sodass die Bienen frei ein- und ausgehen können. Obgleich das Haus nun häufig voll Rauch ist und der Honig eine schwarze Farbe und einen sehr unangenehmen Geschmack davon annimmt, so werden höchst merkwürdigerweise die Insekten dadurch nicht vertrieben. Die Wakawirondo können aber jetzt die Waben zu beliebiger Zeit fortnehmen.

An die Beschreibung der andern Hütten müsste man eigentlich mit einem wohlriechenden Taschentuch unter der Nase herantreten. In ihnen besteht die vertrauteste Gemeinschaft zwischen 1—2 Kühen, 3—4 Schafen und Ziegen, einem Hunde, verschiedenen Hähnen und Hühnern auf den Dachsparren, der Frau vom Hause, dem Hausherrn (wenn es ihm gefällt sie zu besuchen) und einer Schar Kinder. Ein Feuer brennt im Innern, und der Rauch hat keinen andern Abzug als durch die Thür, welche verschlossen gehalten wird. Die angeborenen Reize dieses Aufenthaltsorts eines unverfälschten „Negers“ werden besonders erhöht durch zahllose Flöhe, Läuse u. s. w. Man wird ohne weiteres begreifen, wie mollig und warm die Hütte in kühler Nacht sein wird, und man kann sich schon ohne viel Einbildungskraft die reizendsten Gruppen dazu denken. Die Kinder schmiegen sich an die Kuh, wie junge Puppen an die Mutter; die Mutter lehnt sich zufrieden zurück über ein Schaf oder eine Ziege; die Kuh athmet schwer, indem sie selbstzufrieden ihr Futter wiederkaut und bald an die herrliche Weide, bald an die Lieblichkeit dieses nächtlichen Unterschlupfs denkt; der Hund windet sich so lange umher, bis er bei den Kindern untergekrochen ist; während der weise Haushahn von seiner Stange durch die Finsterniss wohlwollend auf die unten schnarchende glückliche Familie herabschaut, sich

davon überzeugt, dass alles in Ordnung ist, und geduldig die Stunden der Nacht hindurch wartet, bis er bei herannahender Dämmerung seine Weckrufe erschallen lassen kann.

Die Wakawirondo beschützen ihre Dörfer durch starke Lehmwälle mit einem trockenen oder nassen Graben davor. Der lehmige Charakter des durch das Zerfallen des Granits entstandenen Erdbodens führt von selber auf diese Verwen-



Lehmmauer und Thor von Massala in Kawirondo.

dung, weil er im trockenen Zustande gleich zähe und hart wird. Man sieht dieses alles deutlich auf den Abbildungen von Kabaras und Massala.

Wir lebten jetzt mitten im Ueberfluss. Die Entbehrungen und Schrecken der letzten magern Tage wurden vergessen, als wir die Knochen fetter Kawirondohühner benagten, und Erdnüsse, süsse Kartoffeln und Mais dazu genossen. Wie köstlich diese guten Sachen schmeckten und mit welchem prächtigen Appetit wir uns über sie hermachten, bis die

Anzeichen der Zufriedenheit uns verriethen, dass selbst die Elasticität unserer Verdauungsorgane ihre Grenzen habe! Wir hatten unsere Mahlzeit unter dem verwunderten Anstaunen der Eingeborenen zu uns genommen und sassen jetzt in der Kühle des Abends draussen, und musterten sie wieder, während wir unsern Kaffee schlürften.

Da wir einige junge Frauen weiter von uns entfernt hatten tanzen sehen, beredeten wir sie, indem wir ihnen Perlen versprochen, zu uns zu kommen und dort ihre Künste zu zeigen. Die Art und Weise, wie sie sich der „Poesie der Bewegung“ erfreuten, machte uns vielen Spass. In ehrbarer Haltung, sittsam und verschämt erröthend (wenn die Farbe es gestattet hätte) die Hände über die Brust der Nachbarin gestreckt, rückten sie vor unter dem Klatschen und Singen des grossen Haufens. Dann warfen sie abwechselnd jeden Fuss vor und gaben sich darauf gegenseitig einen Klaps auf die Schultern, als wenn eine Dynamitpatrone unter dem Schulterblatt explodirt wäre. Dies wurde mit zunehmender Schnelligkeit wiederholt und endete mit einem allgemeinen „Zusammenbruch“, bei welchem die Schultern und Arme fortzufliegen schienen, so wunderbar gross war die Geschwindigkeit, mit welcher sie die Muskeln des Oberkörpers bewegten. Diese Leistung beklatschten wir kräftiglich, und als wir nun den Tänzerinnen Geschenke zuwarfen, erhob sich bald ein grosser Wettbewerb um die mit der Unterhaltung so freigebigter Gäste verbundenen Ehren und Vortheile. Sie waren bereit bis zu jedem Grade zu unserer Erheiterung beizutragen,

Mit Scherzen und Tänzchen und lieblichen Listen,
Mit Nicken und Winken und versteckten Witzen.

Als der Abend hereinbrach, sagten wir einander recht freundlich gute Nacht und zogen uns in unsere Quartiere zurück.

Am nächsten Morgen wurde mir eine grosse Schale Milch gebracht. Als ich mich recht über den erfrischenden Trunk freuen wollte, merkte ich, dass er etwas sonderbar rieche. Ich zog die Augenbrauen in die Höhe und schnüffelte noch einmal. Dann verzog ich mein Gesicht wie nie zuvor, liess die Schale fallen, legte meine Hände kreuzweise über den Magen und verduftete in mein Zelt, aus welchem nachher wol Töne vernommen worden sind, wie man sie in rauhem Wetter auf einem Kanalboot zu hören bekommt. Nachdem das Gleichgewicht wieder hergestellt war, berief ich eine Rathsversammlung, die Ingredienzien dieser Schale festzustellen. Es wurde entdeckt, dass die Menge und der Geschmack der Kuhmilch vermehrt und verbessert zu werden pflegt durch eine andere thierische Flüssigkeit, welche soviel ich weiss selbst in England noch nicht zur Verfälschung von Nahrungsmitteln verwendet worden ist. Man lässt die genannte Flüssigkeit einige Tage stehen, bis sie „Bouquet“ und „Körper“ bekommt und giesst sie dann zur Milch. Das Resultat mag sich der Leser selber vorstellen. Eine andere ergötzliche Entdeckung in Betreff der Gewohnheiten der Wakawirondo war, dass sie ihre Kühe in Gefässe melken, welche inwendig mit Kuhdung gedichtet sind. Man wird daraus die allgemeine Ueberzeugung gewinnen, dass diese unverfälschten Leutchen etwas sehr für hochparfümirte Getränke schwärmen.

Wir blieben einen Tag in Kabaras, weil es gebieterische Nothwendigkeit für uns war, langsam zu marschiren, wenn wir weit kommen wollten. Darum liessen wir in den Pausen zwischen den photographischen Aufnahmen des Dorfes und der Anstellung einiger astronomischen Beobachtungen die jungen Männer und Dämchen tanzen, und warfen mit verschwenderischen Händen Perlen unter sie. Der eintägige

Aufenthalt liess die Neuigkeit unserer Ankunft uns vorausgehen und unsern Ruf als freundliche Menschen und freigebige Leute vor uns verbreiten.

Am andern Tage nahmen wir unsern Marsch nach der Hauptstadt von Ober-Kawirondo, Kwa-Sundu, wieder auf. Wir kamen durch ein fruchtbares wellenförmiges Land, welches von einer erstaunlichen Anzahl kleiner Bäche bewässert wurde, deren Vorhandensein einzig und allein durch die Annahme zu erklären ist, dass sie eigentlich von dem östlichen Hochland von Guas' Ngischu kommen, unterirdisch fortlaufen und in dem niedrigen Lande Kawirondo zu Tage treten. Beim Abgange von der grasbedeckten Hochfläche von Guas' Ngischu mit ihrer sanften ebenen Abdachung nach Westen, hatten wir das Gebiet der Laven verlassen und ein mehr durchbrochenes Land betreten, welches geologisch sich auszeichnet durch porphyritische Granite, die rasch in röthliche Lehmartent verwittern, aber unzählige grosse Blöcke von den weniger leicht zersetzbaren Theilen zurücklassen. Das Land schien mit kolossalen Felsblöcken, ähnlich wie in einigen Theilen unseres Heimatlandes, besät zu sein, wo die erratischen Blöcke der Eiszeit die Felder bedecken, wenn sie hier auch vielleicht nicht so zahlreich vorkommen als dort in Afrika.

Den meisten Eindruck machte auf mich die überraschende Menge der Dörfer und das im allgemeinen zufriedene und gute Aussehen der Bewohner. Unser Marsch glich fast einem Triumphzuge und wir waren ganz in der Stimmung uns zu freuen, indem wir ihn in diesem Lichte betrachteten, da wir uns ja rasch dem Ziel unserer Hoffnungen, dem Victoria-Njansa, näherten. Fast jeder Fussbreit des Bodens war in Cultur genommen, und die Bevölkerung schien sogar eine Idee von dem Werth der Fruchtfolge zu haben, indem

es das Land zu Zeiten brach liegen liess, um solche Stellen als Weidegrund für Rindvieh und ihre Schafheerden zu benutzen.

Wir gingen durch vollständig geschlossene Reihen Volks hindurch, welche Körbe mit Lebensmitteln trugen und eifrig sich bemühten, alles für Perlen zu verkaufen. Es gab Honig, Milch, Eier, Geflügel, Bohnen u. s. w.

Am zweiten Tage erreichten wir die Stadt eines wichtigen Häuptlings dieser Gegend, Namens Sakwa. Wir fanden hier die ursprünglichen Wakwafi von Guas' Ngischu in grosser Zahl, welche gezwungen worden waren, ihre Zuflucht zu den Wakawirondo zu nehmen, sich aber jetzt als eine giftige Beimischung bei ihren friedliebenden und freundlichen Wirthen erwiesen. Sie lebten wie öffentliche Arme und hetzten einen Führer zum Kampf gegen den andern, und störten so die friedliche Gemeinschaft des Stammes, indem sie ihn in endlose Fehden verwickelten. Sie weihten ihre Wirthe auch ein in die Erhebung des schwarzen Wegegeldes, und gleich den idealen Bösewichtern der Bühne sind sie stets bereit, den Häuptlingen bösen Rath in die Ohren zu flüstern.

Sie versuchten dieselbe unverschämte Windbeutelei und Anmassung mit uns. Ich war aber nicht faul, ihnen zu verstehen zu geben, dass, was ich bei den Massai in ihrem eigenen Lande mir habe gefallen lassen müssen, ich hier nicht von ihnen ertragen wolle. Erfüllt von einem gewissen, bisher unterdrückten Gefühl der Rache ergötzte ich mich nicht wenig daran, mit diesen Schuftten kurzen Process zu machen und ausfällig gegen sie zu werden, wenn einer sich mehr erlaubte, als ich vertragen wollte. Auch meine Leute freuten sich darüber, es ihnen wiederzugeben und drehten den Stock um, indem sie sie fürchterlich scheel

ansahen und unaussprechliche Drohungen ihnen zu verstehen gaben.

Sakwa selber machte sich sehr nützlich, indem er hinter seinen Unterthanen herstürzte, wenn sie zu lästig und aufdringlich wurden. Er trieb sie dann wol selbst mit Schlägen weg und verschmähte es sogar nicht, Steine aufzulesen und der auskneifenden Menge nachzuwerfen. Bei verschiedenen Gelegenheiten benutzten einige Strassenhelden den Wirrwar, Leute aus den benachbarten Dörfern niederzustossen und ihrer Lebensmittel zu berauben.

Am 3. December kam ich in der Stadt Sundu (Kwa-Sundu) an. Dieser Ort war, als noch der Vater des jetzigen Häuptlings regierte, von grosser Bedeutung und Ausdehnung; seit seinem Tode ist er aber allmählich zurückgegangen und jetzt umschliessen die Wälle mehr Kornfelder und Grasplätze als Hütten. Die Einwohner sehen von der Herrschaft eines verweichlichten Fürsten keinen besondern Vortheilen entgegen, und ziehen deshalb das Leben in kleinern Dörfern vor, um ihren Feldern näher zu sein. Kwa-Sundu liegt auf dem Kamm einer Hügelreihe mit der Aussicht über einen prächtigen Fluss Namens Nsoia, dessen Gewässer dem Hochlande, dem Elgon und Schibscharagnani entspringen und in westsüdwestlicher Richtung zum See fliessen.

Der jetzige Häuptling ist ein milder, angenehmer junger Mann und bald standen wir auf dem besten Fusse miteinander. Wenn auch etwas schläfriger Denkweise und ohne die geistige Regsamkeit der Massai freute er sich doch ungemein über meine Photographien. Er war so entzückt von den Reizen einer jungen Dame, welche höchst geschmackvoll über eine Sonnenblume sich neigend abgebildet war, dass er mir einen grossen Auftrag auf einen ganzen Stapel von diesem Bilde und zwei Elefantenzähne

im voraus gab. Ich versprach, für ihn zu thun, was in meinen Kräften stände.

Höchlich interessirte mich die Entdeckung, dass Kawirondo durchaus nicht an der Stelle liegt, welche ihm auf unsern Karten angewiesen ist, nämlich, dass es in der Mitte der Ostküste des Sees liege. In Wirklichkeit liegt es an der Nordostecke des Sees und dehnt sich etwa 30 Breitenminuten (50 km) nördlich und südlich des Aequators aus. Noch wichtiger war die Entdeckung, dass ein Theil von Kawirondo eine beträchtliche auf den Karten als See dargestellte Fläche einnimmt. Nach den Karten liegt Kwa-Sundu nur 6—8 km nördlich vom See, und doch konnte ich von einer ansehnlichen Höhe aus nur ein weitausgebreitetes wohlbearbeitetes Land und nicht eine Spur vom See entdecken. Auf Befragen erfuhr ich, dass der nächste Weg zum See in westlicher Richtung führe, wenn man aber südsüdwestlich ginge, so könne man ihn erst in 4 Tagen erreichen und das setzt nach sehr mässiger Schätzung eine Entfernung von 60 km, wahrscheinlich aber viel mehr voraus.

Die Wakawirondo scheinen zu demselben Stamme zu gehören, da sie fast dasselbe äussere Aussehen, Sitten und Gebräuche haben. Durch Nachfragen und genaue Prüfung brachte ich indessen die interessante Thatsache an das Licht, dass sie zwei völlig verschiedene Sprachen reden. Die Bewohner des Landestheils, den wir Unter-Kawirondo nennen wollen, und der unmittelbar an der Seeküste liegenden Gegenden bedienen sich einer Sprache, welche nach Wort- und Satzbildung derjenigen gleicht, welche von den Stämmen am Nil gesprochen wird, während die Bewohner von Ober-Kawirondo einen Bantu-Dialekt reden, welcher so nahe mit der Suaheli-Sprache verwandt ist, dass meine Leute denselben ohne alle Schwierigkeit verstanden. Noch näher ist er

mit dem Kiganda verwandt. Die Eingeborenen von Unter-Kawirondo verrathen ferner die Rassenverwandtschaft durch die Sitte, einen Steinschmuck zu tragen, der durch die Unterlippe gesteckt, von ihr herunterbaumelt.

Es wäre völlig überflüssig, uns über die Gebräuche, den religiösen Glauben dieser Völker u. s. w. zu verbreiten, weil diese sich durchaus nicht merklich von denjenigen unterscheiden, welche man als charakteristisch für die Ostafrikaner bereits kennt. Der Zusammenhang der Einwohner von Ober-Kawirondo mit den letztern tritt ganz und gar deutlich in ihrer Gewohnheit hervor, Stöcke, Steine und Gras an besonderen Stellen, z. B. den Grenzen, in Haufen zu stellen, um einen dort die Wache haltenden bösen Geist günstig zu stimmen. Dieser Brauch herrscht in allen Ländern südlich bis zum Njassa vor.

Ich hatte das Glück, eine gute Gelegenheit benutzen zu können, um die Gebräuche kennen zu lernen, welche beim Tode eines Kindes beobachtet werden. Eines Morgens starb nahe bei meinem Zelte ein kleiner Knabe. Den ganzen Tag hindurch hörte man das Klagen von Vater und Mutter, welches sich bald zu einem Geheul, bald zu einem Geschrei erhob. Freunde und Vorübergehende mischten ihre Stimmen in den Trauergesang und fingen zuweilen an zu tanzen. Am Nachmittag wurde unmittelbar vor der Thür ein Grab gegraben, aber noch unter dem Dach der Hütte. Als es fertig war, wurde das Kind herausgebracht, um es noch einmal anzusehen. Jedermann brach in schluchzendes Geheul aus, als der Vater es plötzlich mit convulsivischer Raschheit ergriff und ins Grab legte, während die Mutter im Uebermasse ihres Schmerzes sich auf die Erde warf und herumwand. Der nicht weniger leidende und jämmerlich weinende Vater wurde plötzlich mit unwilligen Einreden seitens einiger Graubärte

aus seinem Kummer geweckt. Er habe den Leichnam in eine falsche Lage gebracht! Der Vater erklärte, er habe es ganz recht gemacht, und das Weinen hörte einen Augenblick auf, als sie aufgeregt über diesen Gegenstand stritten und zankten. Zuletzt wurde der Vater niedergeschrien und er musste die Lage ändern, worauf das Heulen und Klagen von neuem losging. Den Gegenstand des Streites bildete die Frage, ob das Gesicht des Kindes nach dem Hause zu oder von ihm abgewendet liegen müsse. Nachdem dies erledigt war, wurde ein einzelnes Baumblatt unter das untere Ohr und ein anderes über das obere Ohr gelegt, und dem Kinde ein Grasbüschel in die Hand gesteckt. Darauf erhob sich ein neues Geheul, welches zu einem Sturm anwuchs, als der Vater und die Mutter mit rasender Eile das Grab über dem kleinen nackten Körper zuwarfen. Dann zum Schluss noch ein Geheul und darauf ein Tanz, und die Gesellschaft verabschiedete sich bis zum Aufgang des Mondes, um dann bei tüchtigen Spenden von Pombe (Hausbier) zu tanzen, und ihre Schultern (nicht die Beine) herumzuwerfen, damit der Kummer der Aeltern gelindert und der Geist des begrabenen Kindes versöhnt werde.

Die erste Person, welche in einem neuen Hause stirbt, wird innerhalb, die zweite ausserhalb begraben.

Von den Wakawirondo ist nur noch zu sagen, dass sie der beredteste Beweis für die Thatsache sind, welche einige Leute nicht begreifen können, dass die Sittlichkeit nichts mit der Kleidung zu thun hat. Sie sind die gesittetsten aller Stämme dieser Gegend und sind wahre Engel der Keuschheit gegenüber den sittsam gekleideten Massai, bei denen das Laster in der unverhülltesten Form verbreitet ist.

Lebensmittel waren zu Kwa-Sundu überraschend billig und anscheinend unerschöpflich. Mehl für eine Tagesration

für 4 Leute kostete nur eine Perlenschnur, süsse Kartoffeln für 8 Mann ebensoviel, ein Schaf 15, eine Ziege 20 Schnüre. Das waren einige der üblichen Preise. Dazu kamen noch Fische aus dem Nsoia, sodass wir recht eigentlich im Lande Gosen wohnten. Ferner hätte ich das Fleisch von Flusspferden essen können, da ich mehrere im Nsoia schoss, und es war ein Prachtanblick etliche hundert Eingeborene um die Mahlzeit sich streiten zu sehen.

Solange der See aber noch nicht erblickt war, konnte ich das Leben nicht ruhig geniessen. Ich verweilte deshalb nur zwei Tage in Kwa-Sundu und brach mit 50 Mann auf, um mein Werk zu vollenden, indem ich den Rest unter Makatubu zurückliess. Der noch zu passirende Landstrich war jedoch die gefährlichste Gegend, da das Volk an Händler weniger gewöhnt war. Mansimba bewies, dass er die uns bevorstehenden Gefahren zu würdigen verstand, indem er sich beiseite drückte, um nicht mitgenommen zu werden.

Wir durchwateten den Nsoia in einer Furt von nahezu 100 m Breite, wo der Fluss rasch über ein felsiges, 1 m tiefes Bett dahinrauscht, und westlich uns wendend näherten wir uns einem Dorf, als sich plötzlich der Kriegsruf hören liess. Mein Führer sprang sofort auf einen Ameisenhaufen und ich folgte ihm. Unser Erscheinen beschwichtigte alsbald die Unruhe in unserer nächsten Nähe, aber inzwischen war der Kriegsruf schon weiter verbreitet, von Arbeitern auf dem Felde bis zu andern Dörfern hin, sodass wir die Aufrufe sich immer weiter ausbreiten hören konnten. Das ganze Land schien plötzlich ganze Volksmassen zu gebären, von denen ein Theil in die Dörfer eilte, ein anderer vollständig gerüstet aus ihnen herausstürmte. Hunderte von Eingeborenen waren bald um uns versammelt. Wenn auch diese sich demächst beruhigten, so sahen wir doch selbst mehrere Stunden

nachher noch Leute, als wenn es um Leben und Tod sich handelte, an uns vorbei dem gemuthmassten Feinde entgegenstürmen. Was ich sah, machte mir begreiflich, warum die Händler hier so oft Leute verloren hatten, weil in diesem bevölkerten Lande binnen einer Stunde mehrere tausend Krieger versammelt werden konnten. In dieser Nacht lagerten wir bei einem kleinen Dorfe Namens Mwofu und fanden unsern Weg zu dem Herzen des Volkes alsbald, indem wir sie veranlassten, gegen ein Geschenk von Perlen Tänze aufzuführen.

Die ganze Landschaft zeichnet sich aus durch ihre Armuth an Bäumen, von denen nur einige wenige in den Dörfern vorkommen, wo sie erfrischenden Schatten gewähren. Infolge davon herrschte grosser Mangel an Holz, und wir mussten Brennholz einkaufen. Uebrigens kam an dieser Seite des Nsoia die Euphorbia nicht selten vor. Wir wanderten über prächtige Graswiesen und trafen zahlreiches Vieh an, wenn auch manche Dörfer durch die Bewohner des nördlich gelegenen Elgumi zerstört worden waren.

In einem Dorfe, in welchem wir am andern Tage übernachteten, erhielten wir einen Einblick in die Denkweise des Volks. Der Sultan des Orts hatte uns ein Rind geschenkt und ich hatte ihm ein Gegengeschenk von Messingdraht gemacht. Nun tödteten wir das Thier nicht gleich. Am andern Morgen forderten die Söhne des Häuptlings ein zweites Geschenk und wollten uns nicht erlauben, das Rind mit uns zu nehmen. Nun verlangte ich sofort den Messingdraht zurück und sagte, dann könnten sie ihr Geschenk wiederbekommen. Das brachte den alten Häuptling aus dem Häuschen und er beschwor uns, es mitzunehmen. Demgemäss gingen wir unseres Weges ausserhalb des Dorfes. Die Söhne liessen sich jedoch nicht so leicht beruhigen. Sie erregten

einen Auflauf und versuchten in sehr aufgeregter und heftiger Weise gewaltsam von dem Rind Besitz zu ergreifen. Andere junge Leute gesellten sich zu ihnen und alle sahen aus, als wenn sie sich gern mit uns schlagen wollten. Ich sah die Nothwendigkeit ein, festzubleiben und ihnen zu zeigen, dass wir uns nicht so leicht ins Bockshorn jagen liessen. Zuletzt jedoch, als ich ganz hässlich im Gedränge gestossen wurde, übermannte mich der Zorn und bevor der junge Hauptträdelsführer wusste wie ihm geschah, hatte ich ihn geschickt auf den Rücken hingestreckt. Es war wirklich sehenswerth, dieses Bild teuflischer ungezügelter Wuth, als er wieder auf die Füße sprang. Er erhob seinen Speer und fuchtelte damit herum wie ein Rasender, indem er sich bemühte, von seinem Vater freizukommen, der sich vor ihn stellte und ihn verhinderte, den Speer auf mich zu werfen. Der Augenblick war sehr gefährlich. Alle meine Leute hielten ihre Flinten bereit. Brahim hatte mit meiner Expressbüchse den jungen Krieger aufs Korn genommen, während gegnerischerseits Hunderte von Kriegern ihre Speere ergriffen, als warteten sie nur auf das Zeichen, sich auf unsere kleine Gesellschaft zu stürzen. Ich für meine Person schlug einfach meine Arme untereinander und lachte sie spöttisch aus, eine Handlungsweise, die, wie ich stets bemerkt habe, eine merkwürdige Wirkung auf die Eingeborenen äussert, welche sogleich daraus schliessen, dass ich übernatürliche Gewalten zum Angriff wie zur Vertheidigung besitze.

Dem alten Mann gelang es zuletzt, seinen Sohn fortzuschaffen, sehr zu meiner Beruhigung, denn trotz meiner heldenmüthigen Haltung war mir innerlich nichts weniger als wohl zu Muthe, und wir kamen auch nur mit genauer Noth davon. Wir waren aber jetzt Herren des Schlachtfeldes und durften in Frieden abziehen.

Die ausserordentliche Dichtigkeit der Bevölkerung war für uns stets eine neue Quelle der Verwunderung. Sie strömten zu Tausenden herbei, um uns zu sehen, und schrien und lärmten, dass wir beinahe taub wurden. Anfangs waren wir geneigt, dies alles als eine schmeichelhafte, unserm Gemüthe wohlthätige Huldigung anzusehen, welche die erfolgreiche Krönung des Werks der Expedition zu verherrlichen bestimmt war. Aber als sie anfangen, unverschämt zu werden und uns den Weg zu verlegen suchten, da war es mit der Annehmlichkeit des süssen Pöbels vorbei. Ich begann meine gewöhnliche kühle Stimmung zu verlieren und aufgeregt zu werden, als sie mit drohenden Geberden sich uns in den Weg stellten und versuchten, mich am Vorwärtsmarsche zu hindern. Ich sagte ihnen, ich würde vorwärts marschiren, ob sie es haben wollten oder nicht. Meine Furcht und meinen Grimm gleichmässig niederkämpfend, stürmte ich vorwärts, meine Schar führend, während Martin den Nachtrab deckte. Zwei Leute aus einem benachbarten District, welche unter meinem Schutz mitreisten, wurden von einigen grimmig aussehenden Kriegeren überfallen, ihrer Güter beraubt und würden unfehlbar ermordet worden sein, hätte ich mich nicht in den dichtesten Haufen gestürzt und die armen Schelme befreit. Zuletzt hatten wir das Schlimmste überstanden und konnten wieder frei aufathmen.

Kurz nachher lagerten wir bei einem Dorfe Namens Seremba. Hier fand ich zahlreiche Schmelzwerke, zu denen das Erz durch regelmässigen Bergbau in einer nördlich gelegenen Hügelkette gewonnen wurde. Sie schmolzen es in offenen Oefen in gegen eine niedrige Mauer aufgehäuften Holzkohlen, an deren Grunde ein Loch und ein Abzugskanal sich befinden, um die Schlacken fortzuführen. Das Gebläse wird durch doppelte Blasebälge hergestellt, welche ein Mann

stehend mit erstaunlicher Geschicklichkeit handhabt. Ein ganzer Tag geht über dem Schmelzen des Erzes hin und das Ergebniss sind 15—20 Pfund. Wenn sie den Augenblick gekommen glauben, dass es fertig ist, so ziehen sie die heisse Masse hervor und hauen sie so rasch als möglich mit Aexten in Stücke, mit denen sie rasch herculische Streiche führen. Das so gewonnene Eisen ist erster Güte und die Wakawirondo, besonders die von Samia, sind besonders tüchtige Grobschmiede. Sie ahmen auch den Eisendraht von der Küste nach, nur dass ihr Draht viereckig statt rund ist. Derselbe nimmt eine schöne Silberpolitur an und wird von den jungen Stutzern um Nacken, Arme und Beine nach der bei den Massafrauen vorherrschenden Weise getragen, nur mit dem Unterschiede, dass die Windungen nicht aus einem Stück bestehen, sondern von Ring zu Ring aneinandergesetzt werden. Sie verfertigen vorzügliche Speere, Hacken u. s. w., welche in ganz Kawirondo verbreitet sind. Mich interessirte sehr die Bemerkung, dass sie bei der Anfertigung ihrer verschiedenen Waffen, Geräte u. s. w. allerlei verschiedene Hämmer gebrauchen. Für die schwerste Arbeit benutzen sie grosse Steine, für mittlere Arbeit (z. B. für die Hacken in ihrer weitem Verarbeitung) ein dickes Stück Eisen in der Gestalt eines Pfeils, mit dessen Spitze sie zuschlagen. Der viereckige Draht wird angefertigt, indem sie ihn mit dem Ende eines eisernen Cylinders schlagen.

Am andern Tage erlaubte man uns nicht weiter zu gehen. Es waren Schwierigkeiten erhoben. Warum versuchte ich in dieser Weise gewaltsam vorwärts zu eilen, immer mit denselben Fragen nach dem „Njandja Njandja“ (dem See)? Was hätten wir dort zu thun? Wahrscheinlich wollten wir Udschawi (schwarze Medicin) machen und den See anhalten! — was das nur bedeuten mochte? Wir müssten Quarantäne halten und uns einer Beobachtungszeit unterwerfen, damit

man sehen könne, welche Anzeichen sich bei uns entwickeln würden. Das alles war schrecklich langweilig und ich fürchtete schon, dass wir im letzten Augenblick zurückgetrieben würden. Um meiner Ungeduld Herr zu werden, ging ich nach dem Nsoia und schoss drei Flusspferde, wodurch die Eingeborenen in gute Laune versetzt und uns der Weg geebnet wurde.



Der Fluss Nsoia in der Nähe von Seremba mit einer Schar Flusspferde.

Ich photographirte hier den Fluss mit einer Schar Flusspferde in einer Biegung desselben.

Als wir am andern Tage fanden, dass wir mit den meisten Leuten auf gutem Fusse standen (wir hatten ihnen ein Tanzfest am Abend vorher bereitet), und dass nur der Häuptling und seine Trabanten sich unserm Weitermarsche widersetzen, in der Hoffnung, weitere Geschenke von uns zu erpressen, beschloss ich, ihnen zum Trotz abzureisen. Als wir marschbereit

waren, fanden wir das Thor von einer bewaffneten Schar besetzt und nun war keine Zeit zu verlieren.

Mit einer Abtheilung meiner Leute sprangen wir plötzlich mitten unter die uns im Wege Stehenden und schoben sie beiseite, während eine zweite Abtheilung nachrückte, die Thore entzwei schlug und die Stücke in den Graben warf. Dann hielten sie die Oeffnung frei, während wir uns bemühten, unsere Sachen hinauszuschaffen. Das war jedoch nicht ganz leicht. Einige Eingeborene ergriffen Traglasten und hielten sie mit Zähnen und Nägeln fest und es kam zu einer fürchterlichen Balgerei, bis sie vertrieben wurden. Einige Stockschläge wurden in tückischer Weise ausgetheilt, glücklicherweise verstieg sich der Widerstand nicht höher; wir blieben zuletzt Sieger und marschirten triumphirend ab.

Eine halbe Stunde genügte, uns auf den Kamm einer niedrigen Hügelreihe zu bringen, und da lag das Ende unserer Pilgerfahrt vor uns — eine glitzernde Bai des grossen Sees, umgeben von niedrigen Ufern und nach Süden durch verschiedene Inseln abgeschlossen, das Ganze durch einen dichten Nebel leicht verhüllt und zauberisch unbestimmt gemacht. Der Blick über die dürr aussehenden Euphorbienbäume und den zum schlammigen Strande sanft abfallenden Abhang konnte nicht malerisch genannt werden, so angenehm er uns auch war. Diese Scene stach gar zu sehr ab gegen alle Ansichten afrikanischer Seen, welche ich bisher in der glücklichen Lage gewesen war, zu betrachten. In allen vorhergehenden Fällen hatte ich von Höhen von nicht weniger als 2000 m auf die gähnenden Abgründe zu meinen Füßen hinabgeschaut; hier aber stand ich auf einem unbedeutenden Hügel und sah ihn sanft in die grosse Wasserfläche übergehen.

Wir hatten jedoch keine Geduld, stehen zu bleiben und alle

Einzelheiten des Bildes in uns aufzunehmen, sondern waren viel zu erpicht auf die Ufer selber. Ein fieberhafter Trab von einer Stunde, der fast in ein Rennen überging, brachte uns an den Strand des Victoria-Njansa-Sees, und bald tranken wir frohlockend einen tiefen Schluck seines Wassers, während die Leute bis an die Knie hineinliefen, ihre Flinten abfeuerten und wie närrisch herumsprangen, anscheinend mehr



Der Victoria-Njansa-See von Massala aus gesehen.

erfreut über den Anblick des Sees, als ich selbst — obwohl ohne Zweifel das Sprichwort sich wie in so vielen Fällen bewährte, dass stille Wasser tief sind.

Nachdem meine Begleitung sich auf diese Weise etwas Luft gemacht hatte, versammelten sie sich um mich und in dem Bewusstsein, dass mein theuerster Wunsch in Erfüllung gegangen sei, schüttelten mir die guten Burschen die Hände

mit solcher Aufrichtigkeit und Freudigkeit, dass mir die Thränen in die Augen traten. Nachdem ich meine Stimme wiedergewonnen hatte, hielt ich — wie es ja meine Schuldigkeit war — ihnen eine Rede in der heldenmüthigen Tonart, wie man sie in unsern Festversammlungen oder in einer „Gesellschaft zur gegenseitigen Bewunderung“ eher zu hören bekommt, als in Centralafrika. Als ich mich dieser Pflicht entledigt hatte, wanderten wir weiter zu dem Dorfe des zweiten Häuptlings von Samia — in welchem District von Kawirondo wir jetzt waren — und schlugen dort unser Lager auf.

Am nächsten Tage ruhte ich von meinen Arbeiten aus in dem köstlichen Bewusstsein, dass eine grosse That vollbracht sei und ich nach dem hellen Leitstern vor mir heimwärts meinen Wanderschnitt zu lenken habe. Da wir uns unter einem sehr entgegenkommenden Völkchen befanden, so legten wir unsere angeborene Zurückhaltung ab, und uns unserer hohen Würde entäussernd, liessen wir alle jungen Leute des Dorfes auffordern mit uns zu wetteifern. In der Kühle des Abends legten sogar Martin und ich Proben ab von derjenigen „Poesie der Bewegung“, wie sie auf Malta und in Schottland geübt wird; Martin nämlich versuchte die jungen Damen in die geheimnissvollen Reize eines Walzers einzuweihen, während ich ihnen zeigte, wie man in den lebhaften Bewegungen eines schottischen Tanzes den „Phantasten“ spielt. Ich brauche kaum anzufügen, dass Martin einfach durchfiel, während sie über meine Leistung in Entzücken geriethen. In dieser Nacht kam ich, während ich müssig und in die Sterne guckend dasass, zu dem Ergebniss, dass die Wakawirondo civilisatorischen Einflüssen entschieden zugänglich seien.

Meine günstigen Ansichten — die ich aus ihrer Bewun-

derung meines Tanzes hergeleitet hatte — erhielten leider einen Stoss im weitem Verlauf der Nacht. Ich war um Mitternacht mit Martin vor meinem Zelte, um einige Mond-distanzen zur Bestimmung meiner Länge zu nehmen, als ich einen Mann eiligst vorbeirennen und, aufspringend, mehrere andere sich zu ihm gesellen sah. In dem Glauben, dass einem Träger einige kleine Gegenstände gestohlen seien, ging ich zu deren Lager, um dem Dinge nachzuforschen. Ich machte aber bald eine viel schlimmere Entdeckung, als ich mir vorgestellt hatte. In die Hütte des Kochs war mit vollendetem Muth eingebrochen und der ganze Inhalt meiner Cantine entführt. Nicht ein Messer oder eine Gabel war zurückgelassen, mich zu trösten, und ich hatte die angenehme Zukunft vor mir, von hölzernen Schüsseln zu essen und hölzerne Wurstnägeln oder meine Finger zum Essen zu gebrauchen. Wollte ich diese nicht wünschenswerthe Möglichkeit abwenden, so that rasches Handeln nöthig. Ich stieß deshalb unsern Kriegsruf aus „Bunduki! Bunduki!“ (An die Gewehre! An die Gewehre!) Im Augenblick war jedermann auf den Beinen, hatte seine Schlafdecke aufgerollt und nach meinem Zelt gebracht. Dort eine Wache zurücklassend nahm ich alle übrigen Leute mit mir und marschirte zu den Thoren, welche ich sämmtlich mit meinen Wachen besetzte. Die übrigen nahmen brennende Scheite in die Hände und begleiteten mich zur Wohnung des Häuptlings. Die nun folgende Scene ist einfach nicht zu beschreiben, weil die ganze Bevölkerung aus ihren Hütten hervorstürzte, in dem Glauben, die Stadt sei genommen und alle würden getödtet. Die Männer riefen, die Weiber schrien und jammerten. Sie waren geradezu von Sinnen und eilten wie toll von einem Thore zum andern, um bei ihrer Ankunft ernst blickende Männer mit vorgehaltenen Gewehren vor sich zu sehen. In

diesem Augenblick waren wol 3—400 Männer im Dorfe, aber von unserm raschen und kühnen Eingreifen waren sie so gelähmt, dass sie nicht wussten was zu thun sei. Ich befand mich mitten in dem dicksten Haufen, wusste aber was ich wollte. Auf meine Leute mit den Feuerbränden zeigend, verkündete ich mein Ultimatum: „Bringt mir mein gestohlenes Eigenthum zurück, oder ich brenne die Stadt nieder!“ Ich konnte meine Forderung um so ruhiger stellen, als ich Grund hatte zu glauben, dass fast die ganze Stadt bei der Sache betheiliget sei; hatte doch am vorigen Tage der Häuptling Massala selbst besonderes Verlangen nach einigen der jetzt gestohlenen Gegenstände kundgegeben. Wir hatten sie also vollständig in unserer Gewalt, und sie baten mich, nicht zu dem Aeussersten zu schreiten, indem sie versprachen, alles wieder herbeizuschaffen. In diesem Augenblick wurde ein Mann mit einigen Tellern abgefasst, und zum Beweise, dass wir sie nicht fürchteten, erhielt er sofort eine gehörige Tracht Prügel unter der weitem Drohung, ihn sobald es Tag würde zu erschiessen. Da sie merkten, dass wir uns auf den Kram verstanden und längeres Warten das Dorf der Gefahr aussetze, verbrannt zu werden, so sammelten sie fast alles wieder zusammen und brachten es her, gerade als die Sonne über dem Horizont erschien. Darauf wurden die Wachen wieder eingezogen und wir konnten uns zurückziehen, um über unsern Triumph zu lachen, wenn auch der Angriff gefährlich genug gewesen war.

Dieses Abenteuer schien uns merkwürdigerweise in der Achtung des Völkchens zu heben, und so wurden wir schon Nachmittags so gute Freunde, dass sie sich ohne Furcht photographiren liessen — was bisher nur noch in Ndjemps möglich gewesen war. Die jungen Mädchen sind recht wohl gestaltet und verdienen, was die Figur angeht, schlank und

hübsch genannt zu werden, obgleich sie durchgängig ungewöhnlich schmal über die Lenden sind.

Wir waren hier nur 72 km vom Nil entfernt und ich hätte gern den Ort seines Austritts aus dem See besucht. Aber



Töchter des Häuptlings von Massala.

verschiedene Erwägungen hielten mich zurück. Zunächst hatte ich infolge des nächtlichen Abenteuers einen Fieberanfall bekommen; sodann schwand mein Vorrath an Waaren rasch dahin, und drittens stand ich nahe der westlichen Grenze von Kawirondo, und das Volk drüben befand sich

mit dem diesseitigen im Kriegszustande. Da also grosse Unsicherheit des Erfolgs vor mir lag, so kam ich zu dem Schluss, dass in diesem Falle Vorsicht der bessere Theil der Tapferkeit sei. Dafür, dass ich ein wenig weiter käme, durfte ich mich nicht der drohenden Gefahr aussetzen, alles zu verlieren. Ich beschloss demnach, von hier ab meine Rückreise anzutreten. Meine Hoffnungen und meine Schritte sollten von jetzt an nach der Heimat gerichtet werden.



Alcephalus caama.



Alcephalus Cokii.

ZWÖLFTES KAPITEL.

ÜBER ELGON ZUM BARINGO-SEE ZURÜCK.

Fieber durch Fussmärsche vertrieben. — Erster Tag des Rückmarsches. — Furchtbare Friedensstiftung. — Elgon und seine Höhlen. — Ein Geheimniss. — Eine sichere Festung. — Unglückliche Jagd. — Schwach, aber gerettet. — Hüfllos. — Getäushtes Vertrauen. — Ein wirksames Ultimatum. — Lebendig, aber nicht ergötzlich. — Die Wa-suk. — Ein Eldorado für Jäger. — Der Baringo-See.

Weil die niedrigen Ufer und von Schilf eingefassten Gewässer des Sees wenig specielles Interesse boten, und auch von zoologisch interessanten Arten wenig zu erlangen war, so beschloss ich sofort nach Kwa-Sundu zurückzukehren. Nach der Aufnahme, welche wir auf dem Wege zum Njansa gefunden hatten, durften wir unsere Schritte nicht über Seremba zurücklenken. Wir beschlossen deshalb, die benachbarte Hügelkette zu übersteigen. In der Umgegend von Massala sahen wir zahlreiche verlassene Dörfer und auf Befragen erfuhren wir, dass die Streifzüge der Krieger von Mtesa dies verursacht hatten, welche die Gewohnheit hätten, Landungen an der Samiaküste zu veranstalten. Der benachbarte Staat Akola im Westen war neuerdings der herrschsüchtigen Politik jenes Gewalthabers zum Opfer gefallen und sein Name verbreitete grossen Schrecken. Wir selbst wur-

den mehr als einmal für Waganda gehalten und Unruhe und Kriegsgeschrei verbreitete sich dementsprechend.

Am 13. December packten wir unsere Habseligkeiten zusammen und marschirten eine kurze Strecke nördlich nach Msemba, der Stadt Udschen's, des bedeutendsten Häuptlings von Samia. Es erregte unser grosses Interesse, zu entdecken, dass Udschen der Bruder eines meiner Leute, Namens Mabruki, sei. Dieser Mann war als Knabe in die Gefangenschaft gerathen und als Sklave an die Händler verkauft, und jetzt war er zurückgekehrt, um erkannt und bewillkommnet zu werden, wie einer, der verloren und wiedergefunden war. Bevor ihm erlaubt wurde in das Dorf zu kommen, musste eine Ziege getödtet und das Blut an die Thüren und Thürpfosten gespritzt werden.

Am Tage nach meiner Ankunft wurde ich gänzlich vom Fieber niedergeworfen und ich war nahe daran, das Delirium zu bekommen. Trotzdem brach ich, weil Bewegung in solchen Fällen das beste Heilmittel ist, am folgenden Tage auf und erfrischte mich durch einen sechsständigen Marsch. Das Gehen wurde äusserst unbequem durch die Aschenwolken, welche der Wind aus kurz vorher verbranntem Rohrdickicht auftrieb, sodass wir so schwarz wie Kehricht wurden.

Kurz nach Mittag erreichten wir einen Fluss mit dichtem Wald. Als ich nach einem passenden Lagerplatze suchte, strauchelte ich beinahe über eine Pythonschlange, die 4 m lang und 40 cm im Umfang war und sofort getödtet wurde. Dieses Reptil wird von den Suaheli Dschato genannt. Nach dem Tagesmarsche brach ich zusammen, wie eine Uhr, welche zu einer gewissen Leistung aufgewunden ist, aber nicht länger gehen kann.

Der nächste Marsch war sehr ermüdend, weil wir eine Menge morastiger Bäche durchwaten mussten, die alle in

den Sio flossen. An zwei Stellen wurden wir für Kriegszügliger gehalten und hatten Gelegenheit, die Einwohner in voller Kriegsrüstung ausrücken zu sehen.

Das Dorf, bei welchem wir rasteten, war durch zwei Dinge ausgezeichnet, einmal, weil es äusserst sauber und reinlich war und weil es zweitens eine unbekleidete junge Dame besass, die sicher nicht weniger als 214 cm hoch war. Einer meiner Leute, der seine 191 cm mass, sah vollständig wie ein Zwerg neben ihr aus; sie war unverheirathet, was anzudeuten schien, dass man selbst in Kawirondo des Guten zu viel haben kann.

An dem dritten Marschtage setzten wir wieder über den Nsoia, um Kwa-Sundu früh am Morgen zu erreichen, woselbst ich Makatubu und die Leute alle wohlauf fand; sie hatten eine grosse Menge Nahrungsmittel für unsere Rückkehr durch die Wildniss zusammengebracht.

Ogleich ich noch am Fieber litt, so musste ich mich doch an die Aufgabe machen, eine Reihe astronomischer Beobachtungen anzustellen, um meinen Ort auf Erden zu bestimmen. Das setzte voraus, dass ich zu jeder Stunde der Nacht aufstehen musste, was natürlich meine Gesundheit nicht verbesserte.

Inzwischen lag der Häuptling mir beständig in den Ohren, ich möchte Regen bringen, den sie so grausam nöthig hätten. Weil er damit etwas verlangte, das zu versprechen mein Gewissen mir nur im Falle der äussersten Noth erlaubte, hielt ich ihn so lange als möglich hin; als er aber zudringlich wurde, sagte ich ihm, er solle ruhig sein. Ob er denn nicht gesehen hätte, dass ich jede Nacht mit meinen Instrumenten die Geheimnisse des Himmels erforsche? Er möge warten, die Folgen würden nicht ausbleiben! Merkwürdig genug gab es am Abend nach meiner orakelhaften Ankündigung

ein heftiges Gewitter mit schwerem Regen, sodass es kaum eines selbstzufriedenen Commentars meinerseits bedurfte, um mir ein ungeheueres Ansehen und Beifallsbezeugungen aller Art zu verschaffen.

Am 24. December traten wir, nachdem ich mich etwas vom Fieber erholt, meine Beobachtungen vervollständigt und die nöthigen Vorräthe gesammelt hatte, den ersten eigentlichen Rückmarsch an. Jedermann trug neben seiner Traglast, die hauptsächlich aus Korn bestand, Lebensmittel für 12 Tage. Damit hatten wir fast für einen Monat Mundvorrath.

Um nicht auf demselben Wege zurückzugehen, und meinen Wunsch zu befriedigen, die viel besprochenen Höhlen und Höhlenbewohner von Elgon zu besuchen, schlug ich eine mehr nördliche Richtung ein. Zu diesem Zweck mussten wir an das nördliche Ufer des Nsoia zurückkehren. Der Uebergang kostete uns zwei Stunden, ging jedoch ohne Verlust von statten.

Für die nächsten zwei Stunden lief unser Weg nördlich, dann westlich durch unbewohntes herrenloses Land. Als wir die angebauten Theile erreichten, wurde ich ganz bestürzt über den augenscheinlichen Schrecken der Einwohner, welche, als sie uns erblickten, in ihre Dörfer flohen, die Thore verammelten und sich in den Hütten oder hinter den Wällen verbargen. Auf diese Art waren wir noch nirgends im Lande empfangen worden. Gewöhnlich kam die ganze Bevölkerung mit Zurufen und Gelächter heraus und war nur zu befiessen, uns in ihre Städte zu locken, um das ausschliessliche Vorrecht zu erwerben, schwarzes Weggeld zu erheben. Hier dagegen verweigerten die Einwohner durchaus, ihre Thore zu öffnen, und zuletzt mussten wir in einem halbzerfalleneu Dorfe übernachten. Freilich durften wir uns über den Empfang nicht wundern, als wir den Grund davon hörten; eher

durfte es uns befremden, dass sie nicht ihr Kriegsgeschrei erhoben, sich zu überwältigender Macht zusammenthaten und uns vernichteten.

Der District hiess Massawa (bei den Massai Kitosch) und in ihm hatten die Händler einige Leute durch Mord oder sonstige Ursachen verloren. Aus Rache hatten die Händler fünf Jahre vor unserer Ankunft beschlossen, die Eingeborenen zu bestrafen (Tengenese). Zu diesem Zweck war eine vereinigte Karavane von 1500 Mann zu Kwa-Sundu versammelt und gegen sie zu Felde gezogen. Abtheilungsweise waren sie an verschiedenen Stellen in den District eingebrochen, und quer durchmarschirend hatten sie alle Dörfer auf ihrem Wege verwüstet, Tausende von Männern und Frauen getödtet und die fürchterlichsten Grausamkeiten begangen, indem sie schwangeren Frauen den Leib aufschlitzten, grosse Freudenfeuer anlegten und Kinder hineinwarfen, während die kleinen Knaben und Mädchen als Sklaven verkauft wurden. Ich habe mit vielen Leuten gesprochen, welche an diesem Gemetzel theilnahmen und man konnte krank werden, wenn man hören musste, mit welchem Vergnügen sie alle diese Abscheulichkeiten beschrieben, da sie augenscheinlich völlig unbewusst waren, dass sie etwas Böses gethan hatten. Es gibt wirklich kein grausameres Ungeheuer als den Suaheli-Kaufmann, wenn die Teufelsnatur einmal in ihm losgelassen ist.

Da wir die ersten waren, welche sich in diese Gegend wagten, nachdem sie „amani“ (im Frieden) und gezüchtigt war, so hatten wir allen Grund, Wiedervergeltung zu fürchten. Das würde freilich „bewusste Vernichtung“ gewesen sein, aber das Werk der Händler war so gründlich vorgenommen und die Bevölkerung so sehr zusammengeschmolzen, dass sie erschreckt vor uns floh. Höchstens lugten sie wol furchtsam aus ihren Dörfern hervor, wie Kaninchen aus ihren

Löchern, welche nur zu gut den tödlichen Knall der Flinte kannten. In natürlicher Folge hiervon konnten wir auch keine Lebensmittel kaufen.

Weihnachten wurde durch keine Festlichkeit oder einen leckern Schmaus ausgezeichnet. Und doch war ich äusserst glücklich, weil mich der Gedanke erfüllte, dass ein hartes Stück Arbeit gethan und ich auf dem Heimmarsche sei.

Am 26. December kamen wir an den Grenzen von Mas-sawa an, und weil die Leutchen einmal wieder im Kriege mit ihren Nachbarn vom Elgon waren, so konnten wir keinen Führer bekommen, der uns dahin geleitet hätte. Ich will hier noch gelegentlich bemerken, dass, acht Tage nachdem wir diesen bevölkerten Strich verlassen hatten, die Massai zu ihm hinunterstiegen und so glücklich waren, alles Vieh wegzutreiben.

Am folgenden Tage mussten wir uns auf unser gutes Glück verlassen und uns auf eigene Hand einen Weg durch den pfadlosen Wald, welcher den Elgonberg umgibt, suchen. Unterwegs schoss ich eine alte Büffelkuh, obgleich ich noch so schwach vom Fieber war, dass ich nur mit äusserster Schwierigkeit die Büchse emporheben konnte. Wenn sie nach der ersten Kugel mich angenommen hätte, so wäre ich ihr auf Gnade oder Ungnade verfallen gewesen, weil in meiner Eile, eine zweite Patrone einzusetzen, dieselbe auf halbem Wege stecken blieb, was mich fast wahnsinnig machte, bis alles wieder in Ordnung war.

Am Nachmittag erreichten wir den Fuss des Berges und lagerten an einem Nebenfluss des Guaso-Lodo. Wir sahen hier keine Spuren von Eingeborenen und waren ganz verlegen, was zu thun sei. Nachdem wir drei Schüsse abgegeben hatten — das übliche Zeichen einer Karavane — und keine Antwort erhielten, schickte ich Makatubu und einige

Leute auf Kundschaft vor. Sie kehrten mit der Nachricht zurück, dass jenseits eines Vorsprungs des Berges und an der andern Seite eines kleinen Thaales sie Rauch gesehen hätten, der augenscheinlich aus einer schwarzen Höhle an der diesseitigen Bergwand hervorkäme, und dass verschiedene solcher Höhlen längs eines Abhanges zu sehen seien.

Am andern Morgen nahm ich Sadi und eine ausgewählte Schar mit mir, um selbst die Gegend zu erforschen und sowohl die Höhlen zu untersuchen, als einen Führer zu gewinnen. Als wir die Bergwand entlang gingen, bemerkte ich, dass sie aus ungeheueren Lagern von Agglomerat bestand, welche mit Lavafeldern abwechselten und deutlich den vulkanischen Ursprung verriethen.

Merkwürdig genug bildet diese gewaltige Bergmasse, welche, wie schon gesagt, sich durchaus mit dem Berge Kenia ohne dessen oberste Spitze vergleichen lässt, gleich dem Kenia und Kilima-Ndjaru einen Vorposten des grossen centralen Lavafeldes des Massai-Landes, so wie er sich aus metamorphischem Gestein erhebt, welches fast bis zum Fusse selbst deutlich zu verfolgen ist. Meine Untersuchung führt mich zu dem Schluss, dass er in der letzten Zeit vulkanischer Thätigkeit entstanden ist und in keiner Verbindung mit dem grossen Lavafelde von Guas' Ngischu steht, welches nach Osten hin mächtiger wird, weil das Gegentheil der Fall sein müsste, wenn die Lava vom Elgon heruntergeflossen wäre. Noch eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit ist, dass er in der Richtung der Nord-Süd verlaufenden Spalte sich erhebt, welche die Grenze zwischen Guas' Ngischu und Kawirondo bildete.

Während ich diese Umstände im Vorbeigehen feststellte, umgingen wir einen seitlichen Rücken des Berges und wurden im Weitergehen einige Eingeborene gewahr, welche oben

auf einem scheinbar unzugänglichen Abhange hockten. Da wir einen Fusspfad antrafen, welcher uns der richtige zu sein schien, so folgten wir ihm, und in der That führte er uns in steilem Aufstieg auf den Berg. Halbwegs trafen wir einige ältere Leute an. Sadi machte sich an sie und mit Hülfe klug vertheilter Geschenke kamen wir bald auf guten Fuss miteinander.

Darauf erstieg ich, wenn auch sehr gegen ihren Willen, den übrigen Theil des felsigen Abhangs. Auf einem vorspringenden Felsgrat angekommen, sah ich gerade vor mir eine grosse gähnende Höhle. Ueber einige Felsblöcke wegkletternd, erreichte ich ihre Mündung, die durch Pfähle von Baumstämmen stark verschanzt war. Ueber diese Schranke wegsehend, hatte ich einen unerwarteten und ganz merkwürdigen Anblick. Vor mir lag ein ungeheueres Loch, 9 m tief, 30 m lang und etwa 6 m breit, welches senkrecht aus einem vulkanischen Agglomerat von grosser Dichtigkeit ausgehauen war. Mitten in diesem Loch oder (wenn man es so nennen will) der Mündung der Höhle standen verschiedene Kühe und eine Anzahl bienenkorbähnlicher Geräthe zur Aufbewahrung von Getreide. Mir gerade gegenüber entdeckte ich die Oeffnungen verschiedener Hütten, welche mir unsichtbare Kammern bildeten und nur ihre Thüren zeigten, die aussahen wie die Löcher in einem Taubenschlage. Innerhalb und ausserhalb tummelten sich Kinder, ganz in der Weise niederer Thiere, besonders wenn man sie so mitten in ihrer fremden Umgebung sah. Die Einwohner sahen alle aus wie die Eingeborenen von Kamasia und Elgejo und ihre Sprache war auch sehr ähnlich, vielleicht nur ein wenig veränderter Dialekt derselben.

Auf Befragen, wer diese sonderbare Höhle gemacht habe, hörte ich, sie sei Gottes Werk. „Wie“, sagten sie, „hätten

wir mit unsern erbärmlichen Geräthen (dabei zeigten sie eine Axt wie aus einem nürnbergischen Spielwaarenladen, ihr einziges nicht für den Krieg bestimmtes Instrument) eine Höhle wie diese aushauen können? Und diese ist noch klein im Vergleich mit andern, welche Ihr rund um den Berg herum sehen könnt. Seht dort, und hier, und dort! Sie sind so gross, dass sie weit bis in die äusserste Finsterniss reichen, und selbst wir das Ende noch nicht gesehen haben. In einigen liegen ganze Dörfer mit grossen Viehheerden. Und doch fragt Ihr, wer sie gemacht hat! Sicherlich sind sie Gottes Werk!“ Das war der Inhalt der Bemerkungen dieser Leutchen und ohne Zweifel sprachen sie in ihrer beschränkten Erkenntniss recht weise. Ich konnte jedoch ihre Ansicht nicht theilen.

Es lag durchaus keine Ueberlieferung über diese Höhlen bei dem Volke vor. „Unsere Väter haben hier gelebt und deren Väter auch“, war die ständige Antwort auf alle meine Fragen. Von dieser Seite war also kein Aufschluss zu erwarten und doch trugen die Höhlen die unbestreitbaren Anzeichen an sich, dass sie weder natürlichen noch übernatürlichen Ursprungs waren. Sie mussten durchaus von Menschenhand ausgehöhlt sein; das war eine Thatsache, über welche es durchaus keine zwei Meinungen geben konnte. Meine Leser werden natürlich fragen „wer machte sie denn?“ Und da muss ich allerdings bekennen, dass das über meinen Horizont geht. Dass solche ungeheuere Höhlen in äusserst soliden Felsen, die sich bis in die äusserste Finsterniss erstrecken, sich nach verschiedenen Richtungen verzweigen und 4—5 m vom Boden bis zur Decke messen, zu Wohnorten oder selbst zu Festungen angelegt wurden, ist einfach Unsinn. Für Eingeborene wie die gegenwärtigen (vorausgesetzt dass solche immer hier gewesen sind), würde selbst das Aushauen

einer einzigen Höhle mit den in ihrem Besitz befindlichen Gerätschaften eine bare Unmöglichkeit gewesen sein. Aber es gibt nicht bloß eine oder zwei Höhlen, sondern sie sind erstaunlich zahlreich, sodass ein ganzer Stamm hier wohnen könnte, da sie ja rund um den ganzen Berg angetroffen werden sollen.

Ein sehr merkwürdiger Umstand dürfte vielleicht einiges Licht auf den Gegenstand werfen. Die Höhlen liegen alle in einem bestimmten Horizont oder Niveau des Berges und sämtlich in dem festen Agglomerat, dagegen keine einzige in den unmittelbar darüber befindlichen Lavaschichten.

Fasse ich alle Umstände zusammen, so kann ich nur zu dem einen Schlusse kommen, dass in einem sehr frühen Zeitalter eine sehr kräftige Rasse, die in Künsten und Civilisation weit entwickelt war, diese grossen Höhlen ausgegraben hat, um nach kostbaren Steinen oder vielleicht nach kostbaren Metallen zu suchen. Wie unwahrscheinlich diese Theorie auch sein mag, so ist sie die einzige, welche sich mir nach monatelangem Nachdenken aufgedrängt hat. Obgleich ich von Anfang an keinen Zweifel über ihren künstlichen Ursprung hatte, so ist diese Idee doch leider nicht während meines Aufenthalts auf dem Elgon in mir aufgetaucht, und ich habe deshalb auch keine besondere Nachforschung nach kostbaren Steinen oder Metallen zur Bestätigung derselben angestellt. Sollten wir annehmen müssen, dass wirklich die Aegypter so weit nach Süden kamen? und wenn nicht, welche andere Rasse konnte diese ungewöhnlichen Schlupfwinkel ausgehauen haben?

Da ich keine weitere Auskunft von den Waelgon erhalten und sie auch nicht überreden konnte, mir einen Führer nach Elgejo mitzugeben, so musste ich, wenn auch mit Widerstreben, zurückkehren. Uns längs des Niveau des Agglome-

rats haltend, kamen wir an zahlreichen Eingängen zu Höhlen vorbei, welche augenscheinlich nicht bewohnt waren. Zuletzt gelangten wir zur Mündung einer Höhle, welche sehr stark mit Baumstämmen befestigt, aber auch verlassen war. Unter diesen Umständen machten wir uns kein Gewissen daraus, uns unsern Weg ins Innere zu bahnen, wo wir eine sehr geräumige Kammer von über 4 m Höhe fanden, wovon etwa 1 m für frischen Dünger abging. Die Umgebung des nächsten Theils der Kammer stellte einen vollständigen Massaikraal vor — mit korbartigen Hütten, welche einen runden mittlern Platz umgaben, nur dass infolge der besondern Umstände die Hütten keine Dächer hatten — indem die Höhle vollständig trocken war. Die Höhle hatte ein sehr unregelmässiges Aussehen und rohe Blöcke standen umher gleich Säulen, anscheinend mehr aus Zufall, denn mit Absicht. Als ich diesen einzigen Anblick geprüft hatte, ging ich weiter hinein. Zuletzt musste ich, nachdem ich mich etwa 100 m hineingewagt hatte, ohne ein Ende zu finden, wohl oder übel umkehren, weil ich mich in tiefster Finsterniss befand und nicht wissen konnte, wo hinein ich fallen möchte. Nahe bei der Mündung dieser Höhle war ein malerischer Wasserfall, der äusserst schwierig zugänglich war. Ganz sicher konnte in den Kriegen der Eingeborenen diese Festung, ausser durch Ueberrumpelung, nicht eingenommen werden. Ganz verwirrt von dieser erstaunlichen Entdeckung, aber zu unwohl, meine Nachforschungen fortzusetzen, musste ich zum Lager zurückkehren.

Am andern Tage hätte ich gern meine Untersuchung der Höhlen wieder aufgenommen, aber ein Entdecker ist leider ein Sklave der Bedürfnisse der Gegenwart. Oft, wenn er sich auf der Schwelle einer anregenden Entdeckung befindet, werden seine Wünsche durch ein grausames Geschick

vereitelt. Das war jetzt mein Fall. Wir hatten eine pfadlose Wildniss zu durchwandern und besaßen dazu keinen bessern Führer, als einige unbestimmte Mittheilungen, die von einem Kompass unterstützt wurden. Obendrein fühlte ich, dass, um einen brauchbaren Schlüssel zur Geschichte der Höhlen zu erlangen, ich eine ausgedehntere und sorgfältigere Untersuchung anstellen und in den Trümmern der Höhlen selbst Ausgrabungen veranstalten musste. Unter diesen Umständen war das Gescheiteste für mich, zu marschiren und auf eine günstigere Gelegenheit zu warten, um das Geheimniss zu enthüllen.

Der einzige bewohnte Theil des mächtigen Elgon ist die Südseite und hier wohnen sehr kleine, jämmerliche Ueberbleibsel eines Stammes, der wahrscheinlich einst mächtiger war. Sie liegen beständig mit den Wakawirondo im Kriege und werden wahrscheinlich bald von der Erdoberfläche verschwinden.

Unser erster Marsch führte uns dem Fusse des Berges entlang und wir hatten oft Gelegenheit, Mündungen von Höhlen zu beobachten. Wir wateten durch vier von den Höhlen kommende Bäche, welche wegen der Tiefe ihres Bettes und der Ueppigkeit des Pflanzenwuchses an ihren Ufern uns nur langsam und mühsam vorwärts zu kommen gestatteten.

Unser Lagerplatz wurde sehr ungemüthlich durch das sorglose Abbrennen des Grases an unserer Leeseite. Eine Zeit lang ging alles gut, aber als der Wind umlief, kamen die Flammen mit fürchterlichem Geprassel auf uns zu. Einen Augenblick waren Zelte und Vorräthe in grosser Gefahr, weil das Gras hoch und trocken und der Wind stark war. Als die Leute indessen ihre eigene Habe an einem sichern Ort untergebracht hatten, griffen sie das Feuer kräftig mit

Baumzweigen an und waren so glücklich es auszuschlagen, bevor es die Zelte erreichte.

Den nächsten Morgen tödtete ich zwei Büffel, welche zu dem unschmackhaften Kornfutter der Leute wie zwei Hähnen passten. Dass ich als Führer voranging, machte mir viel Mühe, weil ich das äusserst lange und dichte Gras vor mir niederzutreten hatte.

Der letzte Tag des Jahres, welches bis dahin ein so lächelndes und vielversprechendes Aussehen gehabt hatte, sollte für mich noch von ganz besonderer Bedeutung werden. Denn eine Weile schien es, als ob ich die Grenze meiner irdischen Laufbahn zugleich mit der des Jahres erreicht hätte. Die angenehme und kitzliche Geschichte trug sich also zu: Ich hatte beschlossen etwas zu schiessen, so zähe es auch sein mochte, um zur richtigen Feier des Tages unsere Speisekammer bestens auszurüsten. Mit diesem Plane vor Augen marschirte ich mit Brahim an der Spitze der Karavane. Wir arbeiteten uns 3 Stunden lang durch hohes unverbranntes Gras und offenen lichten Wald, der ein rauhes wellenförmiges Land bedeckte. Zuletzt wurden wir durch den Anblick zweier in einiger Entfernung vor uns weidenden Büffel belohnt. Vorsichtig bis auf 50 Schritt heranschleichend schickte ich dem ersten eine Kugel zu, die nahe am Herzen vorbei ging. Sie genügte nicht, das Thier zu Fall zu bringen, sondern es humpelte davon. Ihm nacheilend war ich bald wieder ganz nahe bei ihm und schickte ihm eine Kugel aus meiner Expressbüchse auf das Blatt. Mit der der Rasse eigenen Hartnäckigkeit und Zähigkeit ging es selbst jetzt noch nicht ruhig ein. Ich versuchte es also mit einem hübschen Kopfschuss. Dieser war offenbar von Erfolg, denn nachdem es sich eine Strecke weiter gearbeitet hatte, legte es sich nieder, offenbar, wie ich dachte, zum

Sterben. Meine Annahme war ganz richtig, nur hätte ich es in seinen letzten Augenblicken nicht stören sollen. Ganz thörichterweise schliessend, dass der Büffel vollständig kampfunfähig und mein Spiel gewonnen sei, nahm ich in der lustigen Weise eines „Eroberers“ meine Büchse unter den Arm und ging auf meine sichere Beute los. Brahim, der mehr Urtheil bewies, warnte mich, weil das Thier noch nicht ganz eingegangen sei; und wenn ich nicht ein völliger Thor gewesen wäre — was aber den besten Leuten mitunter passirt — so hätte ich wissen müssen, dass bei dem Ueberschuss von bössartiger Natur in dieser Art von Bestien, der Büffel noch genug Leben besässe, um mir einen Streich zu spielen, zumal er stets noch den Kopf gerade aufrecht und eine drohende Haltung zeigte, obwol er uns nicht sah. Unbekümmert um Brahim's Ermahnung ging ich hartnäckig vorwärts, um ihm ganz in der Nähe den Fangschuss zu geben. Ich war so bis auf 6 Schritt herangekommen und noch immer nicht bemerkt, weil der Büffel seinen Kopf etwas von mir abgewandt hatte und ich kein Geräusch machte. Weiter sollte ich aber nicht kommen. Bei dem nächsten Schritte gab es etwas Rascheln von abgestorbenen Blättern. Sofort drehte der Büffel sich nach mir um. Ein wildes Brüllen, welches das Blut mir gerinnen machte, gab mir alsbald die Absicht des Thieres kund, sich an mir zu rächen. Im nächsten Augenblick stand es auf seinen Füßen. Unvorbereitet zu feuern und von Ueberraschung wie gebannt, hatte ich keine Zeit zur Ueberlegung. Unwillkürlich wandte ich meinem wüthenden Feinde den Rücken. Soweit meine Erinnerungen reichen, hatte ich kein Gefühl der Furcht, als ich davonlief. Ich glaube auch, dass ich selbst nicht einmal das beste Bein vorsetzte und der Meinung war, das Ganze sei ein gutgespieltes Stückchen. Es war ein Spiel, aber es dauerte



„ICH FLOG IN DIE HÖHE WIE KINE BAKETE.“

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX
TILDEN FOUNDATION

nicht lange. Ich sah noch Brahim vor mir wegfliehen und hörte ein lautes Krachen hinter mir. Dann berührte mich etwas an der Lende und ich flog in die Höhe wie eine Rakete.

Meine nächste Erinnerung gab mir die Gewissheit, dass ich geblendet und gequetscht an der Erde lag, und daneben die nebelhafte Vorstellung, dass ich hätte besser Acht geben sollen! Mit diesem unbestimmten Gefühl, dass etwas Ungewöhnliches passirt sei, hob ich meinen Kopf unter vielen Schmerzen etwas in die Höhe und, o weh! da stand der brutale Rächer 3 Schritt vor mir, sein Opfer bewachend, aber anscheinend abgeneigt, einen wehrlosen Feind anzunehmen. Ich fand, dass ich mit dem Kopf nach dem Büffel zulag. Seltsam genug hatte ich selbst jetzt, als ich mich sozusagen in den Krallen des Todesengels befand, nicht die leiseste Regung von Furcht; nur der Gedanke schoss mir mit der Geschwindigkeit des Blitzes durch das Gehirn, „wenn er auf mich zukommt, so bin ich geliefert.“ Fast schien es mir, als ob meine Gedanken den Büffel zur Thätigkeit anspornten. Da er Lebenszeichen in meinem bis dahin leblosen Körper entdeckte, so stiess er einen fürchterlichen Pust durch seine Nasenlöcher aus und bereitete sich vor, mir den Gnadenstoss zu geben. Betäubt und zerquetscht wie ich war, konnte ich keinen Kampf um mein Leben aufnehmen. Ich neigte einfach mein Haupt unter das Gras in der unbestimmten Hoffnung, dass ich dadurch dem Schicksal entgehen möchte, zu Muss zerstampft zu werden. Gerade in diesem Augenblick ertönte ein Büchenschuss durch den Wald, sodass ich noch einmal den Kopf in die Höhe hob. Zu meiner frohen Ueberraschung sah ich des Büffels Büschel meinen erstaunten Blicken dargeboten. Unwillkürlich die unerwartete Begnadigung annehmend, raffte ich mich mit

einer fürchterlichen Anstrengung auf und wankte einige Schritte weg. Bei der Gelegenheit fuhr meine Hand zufällig an der Lende herunter und da fühlte ich etwas Warmes und Feuchtes; weiter forschend fanden meine Finger ihren Weg zu einem tiefen Loch in der Lende. Als ich diese Entdeckung machte, hörte ich noch eine Salve und sah meinen Gegner zusammenbrechen.

Mir kam es jetzt so vor, als ob ich in Frieden sterben könnte und ich wurde beinahe ohnmächtig. Aber im Augenblick die gefährliche Beschaffenheit meiner Wunde beherzigend, gelang es mir, mit fast übermenschlicher Anstrengung meine Hosen herunterzuziehen und mit meinem Taschentuch die Wunde, aus der das Blut herausströmte, fest zu umbinden. Dann konnte ich noch eben Martin zuversichtlich zulächeln und fiel in seinen Armen sachte in Ohnmacht. Kurz nachher zum Bewusstsein zurückkehrend, vermochte ich schon wieder meine bestürzten Begleiter zu trösten und liess sie, da die Blutung bedeutend abgenommen hatte, mir meine Stiefeln ausziehen, welche voll Blut gelaufen waren. Zum Beweise, dass der Unfall nicht der Rede werth sei, versuchte ich einige Schritte zu gehen, fiel aber wieder in Ohnmacht. Dann erfuhr ich, dass ich in schönster Gangart in die Höhe geflogen sei, mein Hut sich nach der einen, meine Büchse nach der andern Seite gewandt habe, als ob ich Geschenke ausstreute über eine mich bewundernde Menge unter mir. Ich muss auf eine Seite gefallen sein, da ich längs des Gesichts und der Rippen böß gequetscht war. Eine Weile glaubte ich, es seien mir einige Rippen zerbrochen; das war indessen nicht der Fall. Das Wunderbarste ist, dass ich keine Erinnerung von etwas habe, nachdem ich an der Lende von dem Horn des Büffels berührt war. Ich fühlte nicht einmal mich fallen. Mit Rücksicht

darauf, dass ich keine Furcht empfand, als ich dem wüthenden Todfeinde gegenüber stand, muss ich annehmen, dass ich gewissermassen mesmerisirt war, gerade wie Livingstone es beschreibt, als er unter dem Löwen lag.

Bei Untersuchung meiner Wunde, welche mich nicht sehr schmerzte, fand ich, dass das eine Horn nahezu 15 cm in die Lende eingedrungen war, den Knochen gestreift und einige Centimeter weiter oben die Vorderhaut des Beins wieder erreicht hatte. Die Wunde glich deshalb mehr einem Stich als einem Riss oder Bruch und wenn sich herausstellte, dass nichts Giftiges sich am Horn befände, so würde ich bei meiner körperlichen Gesundheit nichts zu befürchten haben. Die Hörner waren beide massig und schön, die Krümmung äusserst zierlich und ich hatte meine rechte Freude an ihnen, als ich dem alten Jahr mit aufrichtigem (!) Bedauern Lebewohl sagte, dass ich nicht mit ihm enden sollte, und auf das hoffnungsvolle neue Jahr einen wehevollen Teller voll Büffelsuppe ass. Während der schlaflosen Nachtwache war ich weit davon entfernt mich unglücklich zu fühlen, als ich mir die übliche Familienversammlung weit von mir in Schottland ausmalte und überlegte, dass ich nächstes Jahr ihnen eine ganz besondere Geschichte zu erzählen haben würde. Ich lachte herzlich, als ich mir die sonderbaren Unterschiede in unsern gegenseitigen Verhältnissen vorführte — wie sie sich an den Herrlichkeiten des älterlichen Hauses erfreuten und dabei meiner gedächten, während ich ihnen ein herzliches „Prosit Neujahr“ zurief, mit einem Teller voll Suppe von einem Thiere, welches mich einige Stunden vorher beinahe umgebracht hätte.

So endete das Jahr 1883, und zum Andenken an dasselbe habe ich das grosse Vergnügen, dem mitfühlenden Leser eine Zeichnung der Hörner des Büffels vorzulegen, welche,

wie ich hinzufügen darf, in gerader Linie von Krümmung zu Krümmung 111 cm massen.

Am Neujahrmorgen befand ich mich wenig besser als ein lebendiges Stück Holz und dabei aufs äusserste angegriffen. Da ich so lange nach meiner Verwundung in der kalten Luft gelegen hatte, so hatte ich rheumatische Schmerzen in Schultern, Knie und Hüften bekommen, welche mich so hilflos machten, dass ich mich ohne Beistand nicht bewegen konnte und sogar gefüttert werden musste. Aber dazu war jetzt keine Zeit, mich dem Luxus hinzugeben, gefüttert zu werden. Ich war in einer unbewohnten Wildniss und vorwärts mussten wir. Martin hatte am vorigen Tage eine Tragbahre von Stäben gemacht, und ich musste die Demüthigung hinnehmen, darauf getragen zu werden — das erste mal, dass ich so tief gesunken war. Ich dachte jedoch, dass alles in allem genommen, meine Lage so ganz schlecht noch nicht sei. Ich musste lachen über die Scherze meiner Leute, welche sich buchstäblich um die Ehre stritten, mich zu tragen — im vollkommenen Gegensatz gegen die Zeit, als sie der blosse Abschaum der Schurkenwelt von Sansibar waren und wie eine Sklavenkaravane vorwärts getrieben werden mussten, und zwar mit Redensarten, die mehr dem Zuchthaus als dem Salon entnommen waren und unter häufiger Anwendung der Ruthe. Jetzt waren sie zu Mitmenschen und Brüdern geworden und ihre Lust zur Arbeit musste mitunter gezügelt werden. Die Träger betitelten mich „unsere Dollars“, und beständig ermunterten sie sich in ergötzlich ausdrucksvoller Freimüthigkeit mit den Worten „vorwärts mit unsern Dollars!“ „Schäme dich!“ (pfl egte wol einer seinen Kameraden anzurufen) „glaubst du, wir dürfen unsern Goldonkel in der Wildniss zurücklassen?“ Nein! soviel war ganz klar, dass ich nicht würde zurückgelassen

werden, solange sie noch eine Hand rühren konnten! Aber in mein Lachen über diese sonderbaren Ausrufe mischte sich auch Verdruss, wenn ich daran dachte, was ihrer Anspielung auf mich als ihre Dollars eigentlich zu Grunde lag — eine Anspielung, die den englischen Namen mit Unehre bedeckte, der selten vordem in Ostafrika beschmutzt war. Es hat sich wenigstens einmal in der neuern Geschichte der Reisenden in diesem Lande zugetragen, dass der Tod des Unternehmers den ganzen Verlust der noch so ehrenvoll und eifrig verdienten Löhne der Träger zur Folge hatte.



Hörner des Büffels vom 31. December.

Es war meine Absicht gewesen, die hohe Bergkette Schip-scharagnani zu besteigen, um sowol ihre Höhe zu bestimmen, als auch einen ausgedehnten Blick nach Norden in das El-gumi-Land zu werfen. Daran war natürlich jetzt nicht zu denken, nun ich hilflos getragen werden musste — und zwar mit meinem ansehnlichen Gewichte; denn obwol ich damals durch das Fieber etwas heruntergekommen war, so war doch meine Körperfülle ganz ansehnlich. Wir mussten uns deshalb damit begnügen, um seinen Fuss herumzugehen, welche Arbeit schon mühsam genug wurde durch die zahlreichen zum Nsoia fließenden Bäche.

Meine Wunde heilte mittlerweile sehr rasch, ohne dass es weiterer Mittel als reinen kalten Wassers bedurfte, und weder Entzündung noch Eiterung trat ein. Am 4. Januar war ich schon im Stande, abends ein wenig herumzuhinken.

Am 7. erreichten wir den Waldgürtel, welcher die Kante des Hochlandes von Guas' Ngischu bedeckt, und geriethen jetzt in eine gewisse Verlegenheit. Diesen dichten düstern Strich zu durchwandern, ohne Weg noch Steg, war einfach unmöglich, ausser wenn wir Tage damit zubrachten, uns einen Weg durchzuhauen, welcher uns zum Rande des Absturzes des Elgejo brächte. Wir wussten aber, dass dort der Abstieg nur an zwei Stellen möglich war, und jetzt sahen wir aus nach dem einen, der uns in den District Maragwet bringen sollte. An dieser Stelle waren wir daher überglücklich, einen Andorobbojäger anzutreffen, der gegen eine Belohnung uns versprach, uns an unsern Bestimmungsort zu bringen. Sofort regnete es Geschenke von Senenge und Perlen auf ihn und freudig gingen wir hinter ihm her. Allmählich wurde aber das Land so hügelig und der Fusspfad so schmal, dass ich genöthigt war, meinen Esel „Unverzagt“ (sonst Dick) zu besteigen. Wir folgten unserm Führer nicht weit, da er sich bald nachher aus dem Staube machte und uns in einer Sackgasse stehen liess.

Wir verwünschten freilich von Herzen den verrätherischen Schuft, aber es blieb uns nichts anderes übrig, als zurückzugehen. Wir liessen uns jetzt ganz vom Zufall leiten und schlugen als reine Abenteurer eine nördliche Richtung ein, in der unbestimmten Hoffnung, dass irgendein glücklicher Zufall uns aus der Klemme ziehen würde. Eine Weile liefen wir ziellos umher, kamen jedoch zuletzt auf die Spur eines frühern Pfades, der die gewünschte Richtung einhielt. Ihm folgten wir, mit einem Dutzend Leute als Vortrab, um alle

Hindernisse in Gestalt von überhängenden Zweigen, Schlingpflanzen u. s. w. aus dem Wege zu räumen, weil ich ruhig wie ein Klotz auf dem Esel sitzen musste. Wir freuten uns, dass der Pfad nicht sobald aufhörte und folgten ihm in steigender Erwartung. Ich bekam mehrere schreckliche Stösse auf dem Esel und hatte beinahe Absalon's Schicksal an verschiedenen Bäumen getheilt. Einmal kam ich in die äusserste Gefahr, als wir eine schlüpfrige Stelle heruntergingen und der Esel von Ameisen angegriffen wurde, was ihn beinahe toll machte. Es bedurfte der vereinigten Anstrengungen zweier Leute, die ihn an den Ohren, und noch zweier, die ihn an dem Schwanze fassten, um das aufgeregte Thier anzuhalten, und mir zu erlauben, heruntergehoben zu werden.

Am Mittag erreichten wir den Rand der grossen Böschung und für mich begann jetzt ein sehr schmerzvoller Abstieg.

Um 1 Uhr nachmittags erreichten wir endlich den obern Rand des bebauten Landes und schlugen in einem Walde von wilden Bananen an einem sanft rauschenden Bächlein ein Lager auf. Zu unserer grossen Freude hörten wir, dass Moran, unser Freund von Mombas her, mit seinem Collegen Hamis auf der Elefantenjagd in unserer unmittelbaren Nachbarschaft sich befinde. Am andern Morgen gingen wir zu ihrem Lager und verweilten dort mehrere Tage, damit meine Wunde besser ausheilen konnte, als es bisjetzt möglich war.

Als wir uns wieder in Marsch setzten, hätte die ungewöhnliche Steilheit des Weges und die losen, auf der Oberfläche des Berges verstreuten Felsblöcke uns beinahe den weitem Abstieg unmöglich gemacht. Sehr bemerkenswerth war hier die Anlage von Bewässerungskanälen, die in einem grössern Massstabe als in Teita und oft mit geradezu überraschendem Urtheil an Stellen entlang geführt wurden, wo man sie am wenigsten erwarten sollte. Es gelang uns, den Ab-

stieg ohne Unfall zu bewerkstelligen und die Leute lagerten neben einem der künstlichen Kanäle, welcher das Wasser aus grosser Entfernung heranzuführte, um die Aecker unten zu bewässern. Mit dieser Lagerstelle hatten wir uns aber einfach in die Hände der Philister überliefert. Die Einwohner setzten sofort die Steuerschraube an, um ein grosses Hongo zu erpressen, und da sie uns zaudern sahen, so zogen sie sich ruhig zurück und das Wasser mit ihnen — nachdem sie es an einer obern Stelle mit leichter Mühe abgeleitet hatten. Das genügte völlig, die gewünschte Wirkung hervorzubringen. Demüthiglich berappten wir, und als hätte ein neuer Moses mit seinem Stabe den Felsen berührt, begann das Wasser wieder zu fliessen.

Nachdem wir Maragwet verlassen hatten, marschirten wir am Fusse der Böschung durch schauerhaftes Dornengebüsch dahin, welches rasch meine Hosen in Fetzen zerriss, sodass meine Beine arg bluteten. In sechs Stunden erreichten wir den Wei-wei und bezogen ein Lager.

Von hier gingen wir auf den westlichen Fuss der Kamasiakette los. Dort entging einer meiner Leute mit genauer Noth einer Puffotter. Er hatte sich beinahe auf sie gesetzt, bevor er von ihr wusste, und rettete sich nur dadurch, dass er wie eine Rakete in die Luft sprang. Nachdem wir sie getödtet hatten, sahen wir, dass die Fangzähne 5 cm lang, krumm, und spitz wie eine Nadel waren.

Von da marschirten wir zu unserm alten Lager in Kapte. Dort liess ich Makatubu und die Mehrzahl meiner Leute zurück, um Lebensmittel für unsern Heimmarsch einzukaufen, während ich zum Baringo-See weiter marschirte, um mich zu überzeugen, ob bei dem Hauptheil meiner Karavane alles in Ordnung sei. Ich hinterliess Makatubu den Befehl, nicht eher zurückzukommen, als bis jeder Mann eine Traglast

Lebensmittel und eine persönliche Ration für 10 Tage obendrein besäße.

Ein Tagemarsch brachte uns über die Berge und ein zweiter an den Baringo, wo ich zu meiner Genugthuung fand, dass alles in Ordnung sei, nur war ein Mann inzwischen gestorben.

Die von Jumba zurückgelassenen Elefantenjäger hatten mehrere Unfälle gehabt, von denen der eine tödlich endete. In dem einen Fall hatte ein verwundeter Elefant sich umgedreht, seinen Peiniger gepackt und ihn geschüttelt, wie ein Hund eine Ratte schüttelt, und ihn dann athemlos und dem Tode nahe beiseite geworfen. In einem andern Falle war es ebenso gegangen, aber der Mann war sofort getödtet worden. Das Seltsamste dabei war, dass das Gewehr des unglücklichen Mannes nicht wiedergefunden werden konnte, obgleich mehrere Tage nach dem kostbaren Gegenstande gesucht wurde, und so blieb nichts weiter übrig als anzunehmen, dass der Elefant es in die Berge entführt habe. Die andern Leute waren glücklicher gewesen und hatten einige Elefanten mit schönen Fangzähnen erlegt, von denen einige weit über 100 Pfd. schwer waren.

Die Tageswärme war jetzt viel bedeutender, da die Regenzeit heranrückte. Bisjetzt war jedoch kein Regen gefallen, sondern alles verbrannt, sodass das Gras unter unsern Füßen zu Pulver zerkrümelte und der reiche Marschboden nach allen Richtungen gähnende Sprünge zeigte, welche die Jagd zu einer gefährlichen Arbeit machten. Infolge der wärmern Nächte wurden wir jetzt von herumschwärmenden Moskitos sehr belästigt. Wenn die wirklichen Regen beginnen, so soll es im Lande fast nicht auszuhalten sein, und die Wakwafi behaupten, es sei durchaus nicht möglich zu schlafen, sondern sie müssten ihre Nächte beim Feuer und tanzend zu-

bringen. Die Möglichkeit einer solchen sonderbaren Verpflichtung lernte ich bald, wenn auch nicht zu meiner besondern Befriedigung, an meinem eigenen Leibe kennen. Als ich gelegentlich in den morastigen Niederungen um den See eines Abends zu jagen wagte, musste ich wirklich auch nach dieser boshaften Melodie tanzen, aber freilich nicht aus Liebe zur Sache. Ich musste Hals über Kopf die Flucht ergreifen.

Einige Tage nach meiner Rückkehr zum Baringo unternahm ich einige Beobachtungen zur Bestimmung meiner Breite und Länge, welche mir freilich sehr schwer wurden, weil meine erst zum Theil geheilte Wunde das ruhige Studium astronomischer Erscheinungen, die in sitzender Haltung beobachtet werden mussten, schlecht vertrug.

Zuletzt jedoch, gegen Ende des Monats, hatte ich die Genugthuung, meine Wunde gänzlich geschlossen zu sehen und es blieb blos eine hässliche Steifheit zurück, welche die Eleganz meines Schrittes gerade nicht vermehrte. Doch war ich im Stande auszugehen, einige Wasserböcke zu schießen, und dadurch unsern geringen Vorrath an Lebensmitteln zu vergrößern, da sowol in Ndjemps, als in Kamasia Schmalhans Küchenmeister war.

Die Wakwafi von Ndjemps waren wirklich in einer sehr traurigen Lage, und froh, Ratten und andere unsaubere Thiere zu essen — damit wurden sie der ursprünglichen strengen Vorschrift der Massai merkwürdig untreu, welche weder Fisch, noch Federvieh oder irgendein wildes Thier zu essen gestattet. Ihre Schambas oder Anpflanzungen waren für die Aufnahme der Aussaat vollständig vorbereitet und es bedurfte blos des Wassers, um eine reiche Ernte einzuheimsen. Auf die Regen konnte man sich indessen nicht verlassen, oder sie dauerten so kurze Zeit, dass sie nicht genügten, und

es musste deshalb das Volk wieder seine Zuflucht zu den Gewässern des Guaso-Tigirisch nehmen.

Während einer Nacht wachte ich auf durch lautes Singen und Tanzen, als ob der schönste Jux sich im Dorfe jenseits des Flusses abspielte. Im Glauben, dass nur ein Mensch gestorben sei, den sie jetzt den Hyänen draussen vorwürfen, war ich schon wieder im Begriff einzuschlafen, als ich gewahr wurde, dass die Spectakelmacher sich längs der Flussufer hinabbewegten. Dann machten sie halt und heulten eine Stunde lang zum Ngai. Als dies abgemacht war, wurden sie von einigen Aeltesten angeredet, worauf sie den Fluss durchwateten und weiter aufwärts zogen. Dieser Gesang sollte ein Gebet an Ngai vorstellen, dass er ihnen helfe, den Fluss aufzudämmen, damit seine Gewässer sich über ihre Felder verbreiteten. Diese Arbeit beschäftigte sie mehrere Tage; ihre Anstrengungen wurden endlich mit Erfolg gekrönt und die Kanäle flossen über von der lebenspendenden Flüssigkeit.

Um diese Zeit war ich so glücklich, mehrere Mitglieder eines Stammes aus dem Norden anzutreffen, die unter dem Namen Wa-suk bekannt sind. Es waren starkknochige hässlich aussehende Burschen, obgleich ihre Köpfe nicht auffällig negerhaft gebildet waren. Sie gingen durchaus nackend, wenn wir ein sehr kleines mit Perlen verziertes Stück Ziegenfell ausnehmen, welches einer von ihnen wie ein Geiferläppchen trug. Ein Stück Messingblech hing jedem von der Unterlippe herunter, was dem Träger so schmerzlich als unbequem gewesen sein muss. Die merkwürdigste Eigenthümlichkeit der Wa-suk war jedoch die Art, wie sie ihr Haar aufmachten. Durch irgendeine Behandlung, welche ich nie habe ergründen können, verarbeiten sie ihr Haar zu einem am Unterende spitz zulaufenden Beutel, um welchen ein

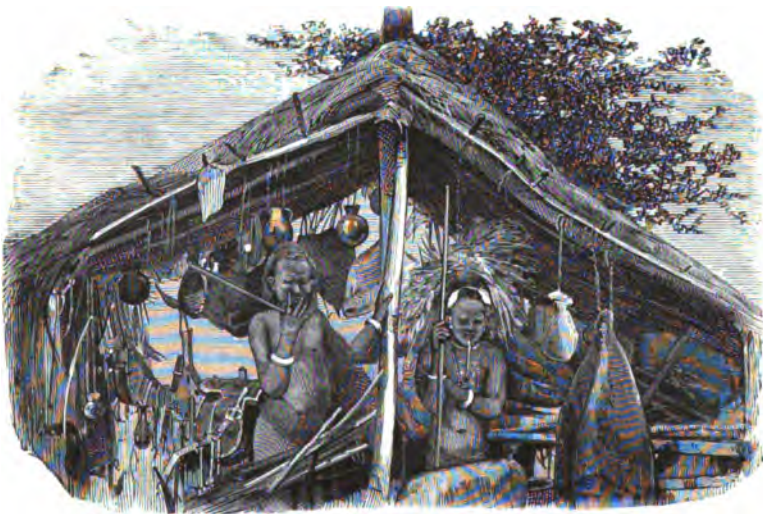
Stück von einem Horn herumgewunden wird, bis es oben den Abschluss bildet. Durch irgendeine klebrige Substanz wird das Haar zu einer festen Masse verarbeitet, sodass der Haarfilz einem Querschnitt von unpolirtem Ebenholz gleicht. Der Eingang zu diesem merkwürdigen Beutel war von unten und die Hand musste zu dem Ende rückwärts über die Schulter herangeführt werden. In ihm verwahrten sie alle ihre kleinen Sächelchen, Perlen u. s. w.

Die Wa-suk werden als sehr kriegerisch beschrieben und sind im allgemeinen den Massai vollständig gewachsen, in deren Land sie häufig Streifzüge unternehmen. Sie haben wirklich die Massai gezwungen, sich aus dem nördlichen Theile von Leikipia zurückzuziehen. Sie bewohnen eine prächtige und malerische Bergkette, welche sich in einer Entfernung von 50 km vom Baringo quer durch unsere bekannte mittlere Mulde hindurchzieht. Sie halten Vieh, Schafe und Ziegen, bebauen aber auch den Boden. Man sagt, sie bewohnen keine Hütten, wenn wir nicht darunter eine rohe Anhäufung von Steinen rechnen, welche ein paar Leute aufnehmen kann. Bei nassem Wetter hocken sie in diesen dachlosen Bauten, indem sie sich unter gegerbten Häuten verbergen — sicherlich die ursprünglichste Lebensweise, die man sich denken kann, wenn die Beschreibung überall wahr ist, wofür ich nicht einzustehen vermag. Ihre Sprache ist entfernt mit der der Massai verwandt und ohne Zweifel bilden sie ein Mittelglied zwischen dieser Rasse und den Stämmen am Nil.

Ueber das Suk-Land hinaus liegt Engobot, welches erst seit wenig Jahren dem Küstenhandel geöffnet ist. Dann kommen etwa 130 km unbewohnten Waldes, in welchem Elefanten unbelästigt umherschwärmen und Elfenbein unberührt verrotten soll, weil die umwohnenden Völker mit

niemand Handelsbeziehungen unterhalten und den Werth dieses kostbaren Artikels nicht kennen. Einen Zahn, der bei uns seine 3000 M. werth ist, kann man hier umsonst auflesen oder von einem Eingeborenen um wenige Perlen eintauschen.

Wie ich später hörte, hat Jumba Kimameta zuerst diese pfadlose Gegend durchwandert. Er kam über Elgumi hinaus



Bewohner von Suk auf einem Besuche in Ndjemps.

und entdeckte dort ein Land mit einer dichten Bevölkerung, welche gern Esel für wenige Stränge Perlen, eine Ziege für einen Strang, einen Elfenbeinzahn für 2—3 Stränge und grosse Körbe Lebensmittel zu entsprechenden Preisen zu verkaufen bereit war. Er sah die Eingeborenen geschmückt mit Perlen, welche bei den Händlern nicht bekannt sind und welche ihren Weg hierher in sehr alter Zeit müssen gefunden haben. Die Frauen trugen ein sehr kleines Fell als ihre

ganze Kleidung, die Männer aber nur ein Perlenband. In der Nähe des fernsten Punktes, den Jumba erreichte, sprach das Volk von einem grossen Salzsee, auf welchem Boote seien, und sagten, dass aus dieser Richtung sie Schüsse gehört hätten, obgleich ihnen Gewehre völlig unbekannt gewesen seien. Sie brachten den Händlern Mehl, welches aus der Frucht der Hyphaenpalme bereitet war.

Aus den verschiedenen Erzählungen schloss ich, dass die Böschung des Elgejo sich in unbekannter Ferne nach Norden erstreckt, aber mit einer gewissen Abbiegung nach Westen und zweifelsohne die östliche Wasserscheide des Sobat und der kleinen Nebenflüsse des Nils bildet.

Ferner erfuhr ich von einigen Wakwafi, welche während meines Aufenthalts am Baringo vom Samburu-See angekommen waren, dass die Böschung oder der Absturz von Leikipia auch in Nord zu Ostrichtung sich jenseits Njiro erstreckt und wahrscheinlich das östliche Ufer des grossen Samburu-Sees bildet. Diesen See beschrieben sie als von 30—50 km breit, aber seine Länge wussten sie nicht, weil sie nie das nördliche Ende von ihm gesehen hatten. Ferner erzählten sie von ihm, dass er zwischen Bergen von über 1000 m Höhe liege, obgleich das Wasser nicht an deren Fuss reiche und dort wohnten Wakwafi. Sie sagten, sein Wasser sei salzig und enthalte zahllose Mengen sehr grosser Weissfische nebst Krokodilen und Flusspferden. Die Eingeborenen haben keine Canoes.

Ohne Zweifel dehnt sich diese östliche Bergkette noch weiter nördlich aus, bis sie mit den Gebirgen des südlichen Abessynien zusammenstösst und die Wasserscheide des noch immer unbekanntes Flusses Djub bildet. Die Mulde, welche die Seen von Naiwascha und Baringo enthält, würde sich demnach, allmählich breiter werdend, auch weiter nördlich

ausdehnen und die weitläufige Landstrecke umfassen, welche den Samburu und noch einen andern grossen See, das Suk-Land und Elgumi umfasst. Wahrscheinlich ist es eine grosse Ebene mit zahlreichen hohen Vulkanen und vereinzelt Bergketten, auf denen zahlreiche Flüsse entspringen, welche die untern Gegenden bewässern und dort versiegen oder in die benachbarten Seen sich ergiessen.

Die durchschnittliche Meereshöhe des Landes bewegt sich zwischen 1200 und 1500 m, natürlich mit Ausnahme der Berge; und zweifellos hat sie ebenso wenig als die grosse Massaiebene im Süden von Naiwascha eine Verbindung weder mit den Zuflüssen des Nils noch mit dem Djub. Ganz offenbar liegt hier eine Gegend von höchster Bedeutung und Wichtigkeit vor, deren Erforschung ein reicher Lohn für den wagenden Reisenden sein wird, und ich kann blos sagen, ich werde den Mann beneiden, welcher der erste im Felde sein wird.

Nur noch einige wenige Worte über den bisher so geheimnissvollen Baringo-See. Von dieser Wasserfläche hat man lange vorher gehört. Er ist ein köstlicher Zankapfel gewesen zwischen den Geographen daheim, welche ihre Freude daran gehabt haben, ihn in verschiedenen Grössen abzubilden mit der freigebigen Hand und in der breitspurigen Weise, welche Leuten eigen ist, die durch ihre innere Ueberzeugung und das theoretische Auge geleitet werden. Zuweilen war er dem Njansa an Grösse vergleichbar, zu andern Zeiten schrumpfte er in nichts zusammen. Dann wanderte er in der Karte ein wenig herum und wurde bald mit dem Victoria-Njansa zusammengeklebt, bald auch wieder von ihm getrennt, oder nur durch einen dünnen Wasserfaden mit ihm verbunden. Nachdem man nun so Federball mit ihm gespielt hat darf man wol fragen, was ist nun die Wahrheit? In Wahr-

heit ist er ein für sich abgetrenntes Seebecken, von gar keinem grossen Umfange, aber äusserst reizend mit seinen kleinen Inseln, welche einem mittlern dicken Smaragd ähnlich sehen, die von kleinern Topasen umgeben und in polirtes Silber eingelassen sind. Und wie sonnig lächelt er seine grossen Väter an, die rauhen überhängenden Massen von Kamasia und Leikipia, deren obere von den Wolken genährte Höhen den Regen ansammeln und ihn mit köstlichen Naturklängen tanzend und hüpfend herschicken! Die grösste Länge des Sees beträgt 30 km und seine Breite 16 km.

Eine seiner grössten Merkwürdigkeiten ist vielleicht die grosse Wassermenge, welche er selbst in der trockenen Jahreszeit in sich aufnimmt, ohne dass seine Höhe irgend bedeutend steigt oder das Wasser einen äusserlich erkennbaren Ausweg findet. Man versteht es nicht recht, dass bei so geringer Oberfläche die Verdunstung allein das Gleichgewicht erhalten könne. Selbst in der trockensten Zeit des Jahres münden nicht weniger als fünf Flüsse von ansehnlicher Grösse in ihm und in der Regenzeit 2—3 weitere. Der Wasserzufluss in der Regenzeit muss ganz erheblich sein, und doch steigt der See nur äusserst wenig, vielleicht nicht mehr als 60 cm. Die Sonderbarkeit der Sachlage noch zu vergrössern, ist das Wasser vollkommen süss und beherbergt eine ungeheure Menge Fische nebst einigen Krokodilen (woher mögen die nur kommen?) und Flusspferden. Fast möchte es scheinen, dass er einen unterirdischen Abfluss habe.

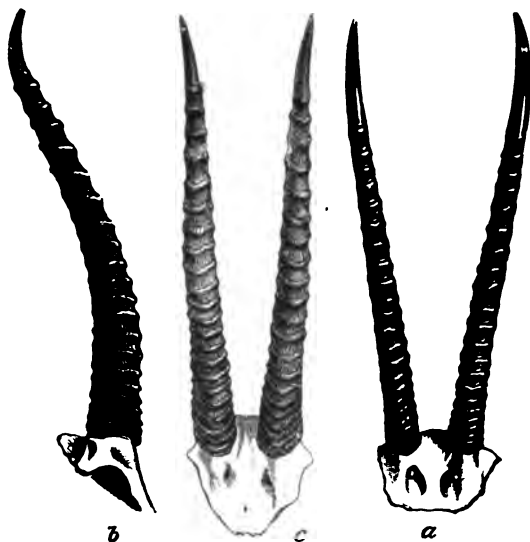
Die mittelste Insel heisst Kirwan und wird von Wakwafi bewohnt, welche Ackerbau und Viehzucht (Rindvieh, Schafe, Ziegen) treiben. Sie fahren hin und her in kleinen höchst zierlichen Canoes. Dieselben können nur einen Mann oder zwei Knaben tragen und sind aus dem merkwürdig leichten Holz einer Mimose gebaut, die rund um den See an mo-

rastigen Stellen wächst. Es scheint so leicht wie Korkholz zu sein. Die einzelnen Theile des Canoes werden in rohem Zustande einfach aneinandergebunden. Ich versuchte, mich nach der Insel überfahren zu lassen, da aber die Insulaner glaubten, ich wollte die Insel behexen, so schlugen sie es mir rund und nett ab mich mitzunehmen.

Der Baringo-See scheint nicht durch eine Anhäufung vulkanischer Trümmer quer über die Mulde entstanden zu sein, wie es beim Naiwascha-See der Fall war. Vielmehr scheint eine zweite nachfolgende Bodensenkung in der Mulde selbst die Veranlassung zu seiner Entstehung gegeben zu haben. So oft ich zu verschiedenen Zeiten von einer Höhe auf ihn hinuntersah, kam mir jedesmal der Gedanke, dass Kirwan der obere Theil eines Vulkankegels gewesen und dass die untern Wände des Vulkans verschwunden seien, indem sie unter das Niveau des umliegenden Landes versanken, und infolge davon die Aufnahmestelle für die zufließenden Wasser wurden. Das ist natürlich nur eine Annahme — immerhin dürfte der Baringo-See seine Entstehung einer Senkung des Bodens verdanken.

Der beste Beweis neuerer vulkanischer Thätigkeit tritt am nördlichen Ufer des Sees zu Tage, wo ein mit Blöcken bestreuter Boden eine Landschaft hergestellt hat, deren Passage zu den schwierigsten je von mir überwundenen gehört. Die eckigen Schlacken und schlackenartigen Bruchstücke sehen so unverändert und frisch aus, dass sie das vulkanische Product des gestrigen Tages zu sein scheinen. Ich war auf dem Vesuv und sah die Lava ausströmen und Bruchstücke und Steine sich aufhäufen, und für mich war die Aehnlichkeit mit den Erscheinungen am Baringo geradezu wunderbar. Am südlichen Ende des Sees sprudeln eine Menge heisser Quellen hervor, welche beredt für die neuerliche Thätig-

keit vulkanischer Kräfte sprachen, wenn es noch weitem Beweises bedürfte. Zu einer gewissen Zeit muss der Baringo-See sich viel weiter südlich — mindestens 16 km — ausgedehnt haben; durch die ungeheuern Mengen von den Bergen heruntergewaschenen Schlamms wird er seichter geworden sein. Noch jetzt bilden die verschiedenen Flüsse und Quellbäche auf ihrem Wege zum Baringo weitgedehnte Marschen und Moräste.



Gazella Thomsoni.

DREIZEHNTES KAPITEL.

JAGDEN AM BARINGO-SEE UND RÜCKREISE ZUR KÜSTE.

Unangenehmer Marsch. — Vorsicht! — Pürschen auf Elefanten. — Schreckliche Spannung. — Von der Nacht überfallen. — Mehr Elefanten. — Gute Vorbedeutung. — Hitzig, aber vorsichtig. — Enttäuschung. — Ein grosser Augenblick. — Nur ein kleiner Scherz. — Unterwegs nach dem Naiwascha. — Beunruhigende Aussichten. — Krank marschiren. — Elend in Miansini. — Ein sechswöchentlicher Kampf mit dem Tode. — Tragischer Zwischenfall. — Heraus aus dem Massai-Land. — Wieder zu Rabai. — In Sansibar und heimwärts.

Gegen Ende Januar traf Makatubu von Kamasia wieder ein. Er brachte jedoch bedeutend weniger Lebensmittel mit, als wir zu einem verlängerten Aufenthalt am Baringo und zur Rückkehr durch Massai-Land bedurften. Da meine Wunde jetzt vollständig geheilt war, so würde ich gern sofort den Rückmarsch angetreten haben; aber es war Ehrensache für mich, nicht die wenigen alten Händler Jumba's zu verlassen. Diese fingen an über sein Ausbleiben sich zu ängstigen, weil Gerüchte aller Art von fürchterlichen Mordthaten und Gefechten durch die Lüfte schwirrten. Unter diesen Umständen hielt ich mich verpflichtet, einige Zeit zu warten, wenn auch unsere Vorräthe und Lebensmittel auf eine gefahrdrohende Weise zu Ende gingen.

Um die Zeit auch dort ein wenig auszufüllen, beschloss ich, das Land im Norden des Baringo zu durchforschen und

wenn möglich ein wenig dem Jagdvergnügen um seiner selbst willen nachzugehen, nachdem alle meine früheren Heldenthaten in dieser Hinsicht mehr ein Gebot der Nothwendigkeit gewesen waren, als dass ich Verlangen nach dem Luxus eines Abenteuers gehabt hätte.

Während wir uns zum Aufbruch rüsteten, wurden wir durch die Entdeckung aufgehalten, dass kein Führer zu bekommen war, welcher uns an die verlangte Stelle gebracht hätte, weil nämlich zwischen der Zeit, zu welcher das Wasser auf die Felder geleitet ist, und dem Ansatz der Aehren es niemand erlaubt ist, Fleisch anzurühren, ausser von Elefanten, Büffeln und Fischen. Bringt man in Erfahrung, dass jemand während dieser Zeit Antilopen- oder Zebrafleisch berührt hat, so wird er sofort aus der Gemeinde ausgestossen und als pestkrankes Wesen aus dem Dorfe getrieben. Wie diese sonderbaren Vorstellungen entstanden sind, dürfte schwer zu ermitteln sein, weil sie ihren Brüdern, den Massai, nicht bekannt sind und auch von ihren Nachbarn, den Wakamasia, nicht getheilt werden. Ohne Zweifel ereignete sich bei Gelegenheit einer Zebrajagd ein für die Ernte unglücklicher Zufall und dies wurde dann dem Umstande zugeschrieben, dass sie dieses Thier tödteten und verzehrten, während das Getreide im Wachsen war. Aus solchen geringen Ursachen mögen auch sonst unerklärliche Erscheinungen des Negerlebens ohne Zweifel entsprungen sein und dieselben bedürfen ganz gewiss nicht tiefer und feiner Erklärungen, wie sie so häufig versucht werden, namentlich indem man die zu Grunde liegenden Ideen auf ein roheres und ursprünglicheres Leben bezieht.

Zuletzt erhielten wir doch einen jungen Mann zum Führer, der, ohne Verwandte und Vermögen, nicht viel danach fragte, ob er excommunicirt wurde oder nicht, solange er nur einer

guten Belohnung und des Schutzes vor Gewaltthat sicher war. Jetzt konnten wir abmarschiren und wandten uns in östlicher Richtung nach dem Fusse der Leikipia-Berge. Wir erstiegen drei Abstufungen, welche ganz deutlich durch eben-soviele mit der Hauptrichtung der Böschung parallel laufende Terrassen gebildet wurden. Das Gras war erst kürzlich niedergebrannt und hatte die Landschaft wie mit einem vollständig schwarzen Leichentuch bedeckt zurückgelassen ohne alle Spur von erfrischendem Grün oder Gelb. Der öde Anblick des Landes und die Schrecken des Marsches wurden noch dadurch vermehrt, dass das ganze Land einem einzigen unregelmässigen Wall spitzwinkliger Lavabruchstücke glich, welche das Gehen unendlich mühsam und schmerzhaft machten. Nach einem aufreibenden sechsstündigen Klettermarsch erreichten wir eine obere Terrasse mit einer fruchtbarern und ebenern Oberfläche, auf welcher wir zahlreiches Wild und viel Wasser fanden. Da wir beschlossen hatten, ganz von der Jagd zu leben, so hatten wir kein Getreide mitgenommen; in einer halben Stunde fielen auch zwei Zebras und eine Giraffe meiner Büchse zum Opfer, und ihre Gebeine verzierten bald die Umgebung unsers Lagers.

Als wir am nächsten Morgen das Lager verliessen, spürten wir zahlreiche Büffel auf; ich hatte jedoch im Umgange mit diesen Thieren gelernt, etwas vorsichtig zu sein, und obgleich ja Rache für die neulich erfahrene grobe Behandlung sehr süß gewesen wäre, so wollte ich doch lieber aus sicherer Entfernung unsern Weg durch einen Schuss freimachen. Weiterhin that ich dasselbe mit einem Rhinoceros, welches recht herausfordernd aussah und diese Haltung darum mit seinem Leben büssen musste. Sein Kamerad folgte ihm alsbald mit einem Schuss durchs Herz, und als dann noch ein drittes Thier mir in den Weg kam, streckte ich auch dies

anscheinend todt nieder. Brahim sass rasch obendrauf und im Nu hatte sein Messer die tödliche Arbeit verrichtet. Aber gerade als das Blut in carmoisinrothem Strom zu fliessen begann, erschraken wir alle darüber, dass das Thier sich plötzlich regte. Im nächsten Augenblick war Brahim von dem Kopf des verwundeten Thiers weggeschleudert und wir alle auseinander gesprengt. Auf die Füße springend, griff uns das Rhinoceros, trotzdem ihm die Kehle vollständig durchgeschnitten war, wüthend an. Natürlich lief es nicht weit, da sein Lebenssaft stromweise verrann und es nach wenig Minuten zusammenbrach. Das Thier war von meiner Kugel nur betäubt worden und zu spät zu sich gekommen, um Brahim's blutigem Schnitt zu entgehen. Diese drei Rhinoceros wurden innerhalb einer halben Stunde erlegt und gleichzeitig sahen wir noch drei ungeheurere Büffelheerden nebst Zebras, Giraffen und Antilopen.

Wir stiegen jetzt eine andere, aber noch fürchterlichere Steilwand hinan, die zu der obern Hochfläche führte. Als wir auf dieser Terrasse anlangten, lag vor uns eine wunderbar öde und traurige Aussicht — ein enges steiniges Thal von zahlreichen „Nullahs“ quer durchschnitten, ohne irgendwelches sichtbare Grün, und im Hintergrunde ein anderes Thal und die letzte Stufe vor dem Rande des Tafellandes, denn, wohlgemerkt, die Abdachung des Hochlandes, welche weiter südlich in einer fast ununterbrochenen Steilwand sich erhebt, wird hier durch eine Folge von Terrassen unterbrochen, welche aussahen wie kolossale Stufen. An dieser verlassenen Stelle entdeckte ich eine Antilope, kam aber nicht zum Schuss. Sie glich keiner bisher gesehenen, und ich bin jetzt geneigt zu glauben, dass es die kleine Kudu-Antilope war. Bevor wir das Lager bezogen, sahen wir einige kleine Elenn- und Beisa-Antilopen.

Während der Nacht erfreuten wir uns eines tüchtigen Gewittersturms mit Regen, doch klärte es sich zum Glück kurz nach Sonnenaufgang auf und wir konnten weitergehen. Drei Stunden lang quälten wir uns vorwärts über das steinige Erdreich und kreuzten unter grossen Schwierigkeiten mehrere ausserordentlich tiefe trockene Schluchten. Um 10 Uhr pürschte ich einen alten Büffelstier auf und erlegte ihn, aber ich hütete mich ganz besonders, nicht eher an ihn heranzugehen, bis ich ganz sicher war, dass er nicht an mich heranging. Obgleich die Hörner von Krümmung zu Krümmung nicht ganz so lang waren als manche andere, so waren sie doch die massivsten und rauhesten, welche ich je gesehen hatte und übertrafen darin noch meine paar Hörner von Kimangelia. Gleich dem frühern Inhaber dieser Hörner war auch dieses Thier ein alter einsamer Stier, welche Thatsache sich die Löwen bereits zu Nutze gemacht hatten, indem dies ihm ein Stück des Schwanzes abgebissen hatten.

Hundert Schritt vom Schauplatze dieses Abenteuers schoss ich einen zweiten Büffel, und erhielt bei seiner Verfolgung eine eindringliche Warnung künftig vorsichtiger zu sein. Ich lief beinahe geradeswegs in die Hörner des rachsüchtigen Thiers, bevor ich wusste wo ich war, weil ich meine Augen beständig auf einen andern vor mir weglaufenden Büffel gerichtet hielt, in welchem ich den eben verwundeten vermuthete.

Nachmittags erreichten wir eine Quelle in einer Schlucht des Gebirges und lagerten dort. Es schien jedoch, dass wir wol zum Rückzuge gezwungen werden würden, ohne einen Elefanten zu Gesicht zu bekommen, da offenbar mein Führer nicht mehr von der umliegenden Landschaft kannte als ich. Nachdem ich mich an einer Zebraschnitte gestärkt hatte, brach ich mit Brahim und Bedue auf, um noch einen letzten

Blick um uns zu werfen und wenn möglich einen bessern Jagdgrund für Elefanten zu finden, als den, wo wir waren. Wir folgten zu dem Ende einer Wildfährte, erst in nördlicher dann in östlicher Richtung über die Bergkette, welche wir alle diese Tage kreuz und quer durchwandert hatten, und erreichten ihren Kamm, blos um wieder ein anderes Thal oder Hohlweg anzutreffen, in dessen Hintergrund eine dritte Bergkette lag. Diese Gegend schien nicht ganz so öde zu sein, wie die von uns verlassene, doch schienen wir auch hier keine Elefanten erwarten zu dürfen. Um indessen das Aeusserste zu versuchen, beschloss ich, obwol etwas fusskrank, die Bergkette vor uns zu ersteigen.

Im Begriff das Thal zu durchqueren, wurde ich plötzlich von Brahim angehalten, der meine Aufmerksamkeit auf ein Thier lenkte, was nach seiner Meinung ein Rhinoceros sein sollte. Bei weiterer Prüfung entdeckte ich aber alsbald, dass das Thier vor mir ohne Frage ein leibhaftiger Elefant sei. So wurde mir zuletzt noch eine Gelegenheit zutheil, dieses edle Wild zu jagen. Die Umstände waren mir jedoch sehr ungünstig, weil es an aller Deckung fehlte und sich weder Busch noch Baum in der unmittelbaren Nähe des Elefanten befanden. Weil er jedoch mit dem Kopfe gegen den Wind stand, das Anschleichen folglich sehr leicht war, so nahm ich dies aufregende Spiel an und schlich mich hinter das Thier herum in einer Senkung des Bodens, durch welche wir uns ganz unbemerkt heranschleichen konnten. Als wir jedoch aus der Bodenwelle heraus und auf 50 Schritt an den Elefanten herankamen, begannen die eigentlichen Schwierigkeiten. Er äste gemächlich in den Wind auf und drehte sich dann und wann halb herum, um die Gebüsche abzubeissen. Bei solchen Gelegenheiten mussten wir uns schleunigst auf die Erde werfen, damit wir nicht entdeckt wurden, und dann auf-

springen und einige Sätze vorwärts machen, sowie das Thier seinen Kopf zurückbewegte, um wiederum hinter einem Grasbüschel zu verschwinden, sobald es die Absicht verrieth, wieder um sich zu sehen. So pikant dies alles auch war, so war mir doch nicht wohl dabei zu Muthe, dass ich mich in offener Wüste nur wenige Schritte von dem Goliath der Thierwelt entfernt befand und recht gut wusste, dass nichts uns vor Entdeckung schützen könne, falls er sich einmal ganz herumdrehen sollte.

Zuletzt befand ich mich in einer Entfernung von 10 Schritt von dem Thier und glaubte ihm nahe genug gekommen zu sein. Etwas zitternd liess ich mich auf ein Knie nieder und wartete, bis der grosse Körper sich beinahe, wenn auch nicht ganz im rechten Winkel zu mir gedreht habe. Im nächsten Augenblick feuerte ich mit meiner Büchse Kaliber 8, worauf es laut aufgrunzte, als die Kugel mit zerschmetternder Gewalt in seinen Körper drang. Unglücklicherweise schlug die Kugel in schiefer Richtung durch, sodass sie das Herz fehlte. Als der Elefant im scharfen Trabe davoneilte, schickte ich ihm den Inhalt des zweiten Laufes nach, wenn auch nicht mehr unter gleich günstigen Umständen, und ergriff dann die Expressbüchse, deren beide Läufe ich abfeuerte. Bei dem vierten Schuss wurden wir arg in Schrecken gesetzt, da der Elefant anfang zu trompeten, sich herumdrehte und in vollem Lauf gerade auf uns zukam. Obwol ich mich verloren gab, so hatte ich doch noch Geistesgegenwart genug, hinter einem kleinen Büschel Gras mich niederzuwerfen und gleichzeitig in strengem und durchdringendem Ton meinen Begleitern zu befehlen, dasselbe zu thun; denn sie wollten sich sogleich auf die Beine machen, was unfehlbar ihr sofortiger Tod gewesen wäre. Brahim steckte mir noch die Büchse Kaliber 8 zu mit Patronen darin, aber ohne gesichert zu haben.

Nachdem ich den gefährlichen Fehler verbessert hatte, drehte ich mich in eine passende Lage, um im entscheidenden Augenblick feuern zu können und machte mich schussbereit.

Meine Empfindungen lassen sich besser denken als beschreiben, wie ich das offenbar auf unsere Vernichtung bedachte Ungeheuer in fürchterlicher Eile daherkommen sah. Es schien mir, als ob ich vor Aufregung ersticken müsse, indem wir jeden seiner Schritte zählten. Ich musste alle meine Selbstbeherrschung aufbieten, damit mein krampfhaftes Greifen an der Waffe mich nicht zu einem vorzeitigen Schusse verleitete. Es war offenbar ein Gefecht auf Leben und Tod, dessen Chancen gegen uns lagen. Wir wussten, dass unsere Kugeln keine Aussicht hätten, selbst aus grösster Nähe den Elefanten niederzustrecken, und schwer verwundet wie er bereits war, konnten wir auch kaum hoffen, ihn von uns abzulenken. Als er jedoch näher kam, schoss mir plötzlich ein Hoffnungsstrahl durch den Kopf — er sah uns offenbar nicht und schien eher den Feind zu suchen, als einen bestimmten Gegenstand anzugreifen — sonst würde er wahrscheinlich mit erhobenem Rüssel trompetet haben. Trotz alledem blieb aber die gefährliche Thatsache bestehen, dass er gerade auf unser Versteck zukam, und wenn wir noch nicht entdeckt waren, so musste es bald geschehen sein. Wir mussten also für unser Leben fechten. Der Raum zwischen uns verringerte sich mit furchtbarer Geschwindigkeit. Meine Augen waren fast geblendet von den dicken Schweisstropfen, aber ich fühlte auch, dass ich gesammelter wurde, je näher die Gefahr kam.

Hauptsächlich quälte mich die Frage: „soll ich feuern oder soll ich warten?“ Näher und näher kam er! Mehr und mehr sah ich mein Schicksal sich erfüllen! 50 Schritt — 30 Schritt — 20 Schritt, und immer rannte es in gerader

Richtung, als wäre es verpflichtet zu unserer Vernichtung! Meine Leute beschworen mich zu feuern; meine einzige Antwort war ein Fusstritt, ruhig zu sein. Meine Büchse lag an meiner Backe und mein Auge visirte längs des Laufs. Der Elefant war bis auf 10 Schritt herangekommen, ich musste feuern, aber gerade als ich den Drücker berühren wollte, drehte der Elefant sich ein wenig nach einer Seite. Gottlob! er hatte uns nicht gesehen und wir waren gerettet. Als er nahe bei uns vorbeiging, wollte ich Feuer geben, als eine Hand sich auf mein Bein legte und eine zum Tode erschreckte Stimme mich bat, davon abzustehen, eine Bitte, welcher ich gar nicht ungerne willfahrte, weil ich im ersten Augenblick, in welchem ich wieder aufathmete, mich selber äusserst lahm und erschüttert fühlte. Unsere Spannung war zu fürchterlich gewesen. Glücklicherweise hatte sie nur kurze Zeit gedauert — denn über der ganzen Zeit zwischen meinem ersten Schuss und dem Vorbeilaufen des Elefanten waren kaum zwei Minuten verflossen.

Der verwundete Elefant verschwand jetzt in einer „Nullah“. Mit verzweifelter Anstrengung uns auffräftend, stürzten wir vorwärts, unser Glück noch einmal zu versuchen und hart an ihn heranzukommen. Ich wollte meine Beute nicht fahren lassen, denn natürlich glaubte ich, wie das gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten der Fall ist, dass ich den Elefanten tödlich verwundet hätte und er bald eingehen müsse. Bevor wir die „Nullah“ erreichten, hatte das gejagte Thier sie verlassen und uns blieb nichts übrig, als ihm buntdurcheinander zu folgen, über Steine zu stolpern, in Löcher zu fallen und unsere Kleider an den Dornen zu zerreißen. Aber diese kleinen Widerwärtigkeiten schlugen wir in den Wind, während wir keuchend und die Augen fest auf unser Wild gerichtet, ihm folgten.

Zuerst ging es thalaufwärts, nachher die östlichen Berge

hinan. Wir versuchten deshalb, ihm den Weg abzuschneiden, kamen aber erst oben an, als wir selber erschöpft waren und der Elefant vor uns, wenn auch viel langsamer als früher, als ob seine Kräfte ihn verliessen, dahin schlenderte. Dies gab uns neuen Muth, nur litt ich allmählich fürchterlich an heissen wunden Füßen, weil ich ein Paar sehr schwere neue Stiefel angezogen hatte und wir bereits 10 Stunden auf denkbar unbequemstem Boden herumgelaufen waren. Ich überliess es deshalb Brahim und Bedue, aus nächster Nähe zu folgen, während ich langsamer nachkam. Der Elefant ging jetzt in raschen stetigen Schritten voran, sodass sie traben mussten. Es gab noch immer keine Deckung, um darin längs des Thieres herzulaufen, sonst würde es bald unser gewesen sein, und so konnten wir nichts Besseres thun, als ihm von hinten her zu folgen, bis wir den Wald erreichten. Wir liefen über eine Terrasse und dann eine zweite Höhe hinan, um ein zweites Thal und eine zweite Bergkette vorzufinden. Das Thier lief immer weiter und ich verlor zuletzt die Jäger und den Gejagten aus dem Gesicht.

Gerade jetzt ging die Sonne unter und ich befand mich in der wenig beneidenswerthen Lage, 15 km von unserm Lager entfernt zu sein, ohne eine Waffe, und in einer Gegend, wo es zahlreiche Löwen gab. Da es rasch dunkel wurde, begann ich schon mich etwas bange und hinfällig zu fühlen, als ich einen Büchenschuss aus einem entfernten Farrgebüsch hörte. Ich dachte, der Elefant habe seinen Fangschuss bekommen. Ich wusste jedoch nicht, wie ich meine Leute wiederfinden und was ich überhaupt anfangen sollte. Zuletzt beschloss ich zu warten, ob sie nicht hierher des Weges kommen würden. Zu meiner grossen Freude und Beruhigung sah ich bald nachher drei Gestalten durch die rasch zunehmende Finsterniss herankommen. Sie erzählten, sie hätten

noch einmal aus nächster Nähe auf den Elefanten gefeuert, aber wegen der Dunkelheit die Jagd aufgeben müssen.

Ohne einen andern Führer, als die Sterne, und mit schrecklich wunden Füßen machten wir uns auf den Rückweg über Berg und Thal und erhielten jämmerliche Püffe in der Finsterniss. So rauh war der Boden, dass ohne das Licht des jetzt aufgehenden Mondes wir uns hätten auf einen Baum flüchten und dort bis zum Morgen bleiben müssen. Heerden von Büffeln stoben in schwarzen Bataillonnen durch das Thal, oder wir hörten sie durch den Busch donnern, wenn sie uns gewittert hatten. Einsame Rhinoceros wurden wie Dämonen in der Ferne gesehen, und bei verschiedenen Gelegenheiten mischte sich das Brüllen der Löwen in das zornige pfeifende Wiehern der Zebras. Nach einem schweren Kampfe taumelten wir ins Lager zurück, unaussprechlich dankbar, dass wir mit heiler Haut dahin gelangt waren. Wir waren ohne Unterbrechung 15 Stunden lang auf den Beinen gewesen.

Am nächsten Morgen beschloss ich das Lager nach dem fernsten Punkte des vorigen Tages zu verlegen in der Hoffnung, auf die Spur des verwundeten Elefanten zu kommen, und weil Brahim am vorigen Abend noch drei weitere gesehen hatte. Auf dem Wege dahin schoss ich ein Rhinoceros und erreichte um Mittag eine malerische Schlucht, durch welche ein Bach floss, der aus einer Reihe warmer Quellen entsprang. Weil ich von den Anstrengungen des vorigen Tages etwas erschöpft war, beschloss ich, nicht jagen zu gehen, sondern sandte Bedue und einen Theil der Leute aus, die Fährte des vorigen Abends aufzunehmen, weil ich zuversichtlich erwartete, dass das Thier von der Stelle, wo wir es verlassen hatten, sich nicht weit entfernt haben könne. Nachdem sie eben weggegangen waren, kam

ein Mann in athemloser Hast zurückgeilt mit der aufregenden Nachricht, dass einige Elefanten ganz nahe bei uns wären. Das war nun eine Aufforderung zum Kampf, welche ich nicht unbeachtet lassen durfte. Ich rüstete mich deshalb schleunigst mit den nöthigen Mordinstrumenten aus und eilte fort.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als mir drei Elefanten gezeigt wurden — ein männliches und ein weibliches Thier und ein Junges. Ich konnte nicht umhin, die stattlichen Thiere zu bewundern, wie sie mit einer würdigen selbstzufriedenen Miene langsam daher kamen, das Weibchen voran und der junge Sprössling der edeln Rasse hintennachfolgend. Weil sie leicht Wind von uns bekommen konnten, so ging ich weiter abwärts, unglücklicherweise aber blieben die zuerst ausgegangenen Leute zurück, weil ich mich mit ihnen nicht verständigen konnte. Infolge davon wurden sie, als mir die Elefanten schussgerecht und nahe genug gekommen waren, von den Thieren gewittert. Das Weibchen trompetete und ging zuerst geradeswegs auf mich und meine Begleiter los, als ob es uns gewittert hätte und für unsere Verwegenheit bestrafen wolle. In athemloser Erwartung sank ich hinter einem Busch auf ein Knie, aber bevor wir angegriffen wurden, trompetete das Weibchen von neuem und schwenkte unter einem rechten Winkel ab, wobei ich einen prächtigen Schuss hätte abgeben können, wenn die Gelegenheit etwas besser gewesen wäre. Bevor ich mir einen günstigeren Stand aussuchen konnte, rannten sie in den dichten Busch, der jede Gelegenheit zum Feuern vereitelte.

Wir verloren die Thiere bald aus Sicht, behielten aber die Fährte vor Augen. In einer halben Stunde befanden wir uns im Busch wieder in ihrer unmittelbaren Nähe und mussten mit aller möglichen Vorsicht vorwärtsgehen. Zuletzt ermittelten wir nach dem Gehör, dass sie ihre Furcht über-

wunden hatten und ruhig frassen. Obgleich wir nur wenige Schritte von ihnen waren, konnten wir sie nicht sehen; wenn wir aber merkten, dass sie auf uns zukamen, mussten wir ihnen rasch aus dem Wege gehen. Um einige Gebüsche herumbiegend, bekam ich eins von ihnen auf drei Schritt Entfernung gut zu sehen. In demselben Augenblick gab ich Feuer und verkroch mich eilends in einen Busch, um nicht entdeckt zu werden. Zuerst kam der Elefant mit aufgerichteten Ohren gerade auf mich zu. Zu meiner eigenen Sicherung war ich im Begriff, ihm den Inhalt meines zweiten Laufes zuzusenden, als er augenscheinlich meine tapfern, davoneilenden Leute bemerkte und von ihrer Furcht anscheinend angesteckt, sich nach dem Busch zurückwandte. Ich sprang jetzt auf, um ihn zu verfolgen, da ich nach dem Geräusch, das ich hörte, annahm, dass er vor mir durch den Busch polterte. Man kann sich deshalb mein sprachloses Erstaunen denken, als ich beinahe gegen das Thier rannte, wie es aus einem dichten Busch heraustrampelte. Das Thier schlug mich beinahe mit seinem Büschel um, bevor ich wieder zur Besinnung kam, und ihm rasch aus den Augen verschwand. Als ich meine Geistesgegenwart wieder gewonnen hatte, konnte ich beobachten, dass das Thier wirklich und in der That in einer höchst würdigen Haltung vor mir auf dem Hintern sass. Ich speculirte nicht lange über diese ungewöhnliche Stellung, sondern sandte ihm schleunigst eine Kugel ins Rückgrat. Würdevoll bis zuletzt sank mein Elefant allmählich in seine Vorderläufe und ging ein, während ich mit der triumphirenden Miene eines Nimrods aus dem Busche heraustrat, um einen passenden Platz in dem grossen Tableau einzunehmen. Die erste Kugel hatte das Werk vollbracht und der Elefant war nur 10 Schritt von der Stelle, wo er geschossen wurde,

weitergegangen. Die Zähne, obschon nicht sehr gross, bildeten ein ausserordentlich hübsches Paar und wogen zusammen 16 kg.

Am nächsten Morgen schnitten wir das Elfenbein heraus und ich zog auf Kundschaft aus, nachdem ich als Speise für das Lager noch ein Zebra geschossen hatte. Wir gingen zuerst östlich, dann südlich, dem Fusse der Berge entlang und entdeckten zahlreiche Spuren von Elefanten. Zuletzt erreichten wir eine den Berg hinaufführende Schlucht, die sich als eine grosse Heerstrasse zahlreicher Elefanten erwies, welche hier die Berge hinauf und herunter zu gehen gewohnt waren. Als wir die Schlucht aufwärts verfolgten, kamen wir erst durch einen Engpass und stiegen dann einen dichten Buschwald hinan, in welchem ungeheuere Mengen schwarzer Tauben sich von Früchten nährten. Als wir die Höhe erreichten, sahen wir das Land in einer grossen hellgrünen Ebene sich allmählich abdachen, um dahinter zu einer neuen Hügelkette sich wieder zu erheben. Eine schöne offene Strasse, den Viehwegen von Ngongo gleichend, führte bequem durch den hohen, vielverzweigten Busch. Während wir dieselbe gemächlich entlang gingen, wurden wir plötzlich zum Stillstande gebracht durch das Geräusch von Elefanten zu unserer Linken. Denselben Weg zurückeilend, um bessern Wind zu bekommen, betraten wir den Wald und machten geräuschlos vorwärts. Sehr bald erblickte ich einen der Elefanten. Auf 10 Schritt herangekommen, gab ich Feuer, doch müssen die zwischenliegenden Zweige die Kugel etwas gestört haben, wenn sie auch sass. Das Thier stürzte weg und vor Aufregung alles vergessend, eilte ich hinterher, ohne nach rechts oder links zu sehen. Ich hatte die Jagd erst wenige Schritte fortgesetzt, als ich mich wiederum nahe bei dem kranken Thier befand, welches



MITTEN IN EINER ELEFANTENHERDE.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

fürchterlich schweisste. Wiederum feuerte ich, und diesmal in die andere Seite. In demselben Augenblick als ich feuerte, hörte ich links von mir ein Krachen in derartig überraschender Nähe, dass mir war, als ob mir kaltes Wasser den Rücken hinunterliefe. Als ich mich rasch umsah, tauchte der Kopf eines Elefanten gerade aus dem dichten Busch über der kleinen Blösse auf, in welcher ich stand. Ich duckte mich schleunigst hinter einen sehr niedrigen Busch, im Geiste überlegend, dass ich nicht 5 Minuten noch zu leben hätte, wenn der Elefant zur Rache aufgelegt sei. Meine Lage war wirklich höchst schauriger Natur. Hier lag ich auf meinen Knien, hinter einem kleinen Krüppelbusch, und sah in die Höhe auf zu einem ungeheuern wilden Elefanten, dessen Kopf fast über mir hing; ein Elefant lief rechts von mir weg, vier bis fünf waren links von mir, und mehrere hinter mir. Thatsächlich befand ich mich mitten in einer Heerde von Elefanten, die aber, wie ich meinen Lesern schleunigst erklären muss, alle von dieser Stelle wegrannten, mit Ausnahme dessen, der mir gegenüber stand. Einen Augenblick lang blickte er um sich mit einem dummen Ausdruck in den Lichtern, als ob er fragen wollte, was all der Lärm ringsum zu bedeuten habe. Mich sah er nicht, da ich ihm augenscheinlich zu nahe war. Meine Büchse war jedoch gehoben und auf eine Höhlung über einem Auge gerichtet; sollte er sich noch einen Schritt vorwärtsbewegen, so würde meine Kugel schon einen Platz finden in den knöchernen Höhlen seines Schädels.

Wie ich gebückt dastand wie eine Marmorstatue, und in tödlicher Erwartung, aber ohne mit einer Muskel zu zucken, auf eine günstige Gelegenheit zum Handeln wartete, warf sich der Elefant scharf herum und im nächsten Moment suchte eine Kugel den Weg zu seinem Herzen. In schmerz-

lichem Todeskampf laut aufbrüllend krachte er weg, und wenige Minuten nachher standen rund um mich herum meine Reisläufer, welche im gefährlichsten Augenblick mich hatten in der Falle sitzen lassen. Gleich Bluthunden nahmen wir jetzt die Fährte des erst geschossenen Elefanten auf; wir fanden sie ohne Schwierigkeit, weil der Schweiss zu beiden Seiten buchstäblich herausgeschossen war und die Büsche mit einem carmoisinrothen Schauer besprenkelt hatte. An einer Stelle, wo er Stand genommen und offenbar wie geblendet sich herumgedreht hatte, war ein grosser Theil des Erdreichs davon gesättigt. Aber obgleich es so ausnehmend stark geschweisst hatte, war das Thier doch nicht für unsern „Rucksack“ bestimmt. Je weiter wir gingen, desto weniger bemerkbar wurden die Schweisstropfen und desto schwieriger wurde es, ihnen zu folgen, weil ausser der Dichtigkeit des Busches auch die erstaunliche Menge der Wildfährten uns abschreckten, rasch vorwärts zu gehen, damit wir nicht plötzlich einem Elefanten, auf Gnade und Ungnade ergeben, uns gegenüber befanden. Fast eine Stunde lang stürzten wir so mit fast denselben Gefühlen vorwärts, wie damals in Leikipia, als wir einem Büffel in den Busch folgten. Wir waren jedoch stets der sichern Erwartung, dass wir unsere Beute bekommen würden, weil die Fussspuren Anzeichen der Erschöpfung verriethen und das Thier offenbar seine Füsse zu schleppen anfang. Für jetzt wurden unsere Hoffnungen indessen völlig vereitelt. Wiederholte Schüsse aus der Entfernung beunruhigten uns, weil wir wussten, dass die von uns zurückgelassenen Leute allein nicht jagen würden. Weil wir einen Angriff der Eingeborenen befürchteten, eilten wir schleunigst zurück, leider nur, um die Leute zu verwünschen, als wir hörten, dass die Veranlassung zu ihrem Schiessen einfach ihre Entdeckung des

andern todtten Elefanten gewesen sei, der 50 Schritt von der Stelle, wo ich ihn angeschossen hatte, eingegangen war.

Weil die Sonne jetzt am westlichen Himmel niedersank und das Lager fern war, so mussten wir eilends zurückkehren, nachdem wir die Fangzähne herausgelöst hatten, welche ungefähr von derselben Grösse wie die vom vorigen Tage waren. Am andern Tage gingen wir geradeswegs nach der obern Forstregion, wo sich offenbar zahlreiche Elefanten befanden. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir ein Rhinoceros mit einem Jungen sichteten. Mich auf 40 Schritt heranarbeitend, feuerte ich mit der Expressbüchse und traf die Schulter, leider ein wenig zu hoch. Bevor es sich sammeln konnte, gab ich ihm einen zweiten Schuss in den Nacken und einen dritten in die Seite. Diese Schüsse lähmten es anfänglich, obgleich es bald sich zu erholen begann, worauf es beim Anblick seines Jungen den armen kleinen Burschen als die Veranlassung seiner Schmerzen angriff, welche Scene uns ein gleichzeitig klägliches wie komisches Beispiel äusserster Angst und Verlegenheit darbot. Doch sah die Mutter anscheinend die Grundlosigkeit ihres Verdachtes ein, bevor sie das Junge kurzer Hand hoch in die Luft geworfen, und eilte Hals über Kopf davon.

Auf der Verfolgung wurde ich plötzlich durch einen Ton wie das Trompeten des Elefanten elektrisirt, und das Rhinoceros meinen Leuten überlassend, bog ich ab zur Verfolgung dieses edlern Wildes. Der Ton kam, wie sich später zeigte, von einem Büffel. Als wir in die obere Region gelangten, erblickten wir eine Heerde Elefanten. Ich feuerte auf einen, aber fehlte ihn und da die Zeit knapp wurde, mussten wir zum Lager zurückkehren. Auf dem Rückwege schossen wir zwei Zebras; in dem einen Fall schlug eine Kugel mit Stahlkern und Bleimantel quer durch das Herz des

Zebbras und weiterhin in die Erde, sodass wir glaubten, das Thier sei ohne Schaden davongekommen. Es galopirte aber nur einige Schritte weiter und brach dann leblos zusammen. Die Leute hatten das Rhinoceros vom Morgen erlegt; folglich hatten wir keinen Mangel an Fleisch, so zähe und saftlos es auch war.

Andern Tags war uns das Glück ebensowenig hold, denn obwol wir verschiedene Elefanten sahen, kamen wir doch nicht zu Schuss. Offenbar befanden sich diese Thiere in sehr grosser Anzahl im Walde, nur war derselbe so dicht, dass man nicht weiter als 6 Schritt um sich sehen konnte und unser einziger Führer das Knacken der Zweige war, wenn die Elefanten frassen. Wenn sie nicht dieses Geräusch machten, so konnten wir auf 4—5 Schritt an ihnen vorbeigehen, ohne ihre Gegenwart nur zu ahnen. Die That- sache, dass an fünf aufeinanderfolgenden Tagen wir beinahe über sie strauchelten, deutet hinreichend an, wie zahlreich sie waren.

Unglücklicherweise lag unser Lager sehr unbequem für eine Jagd in diesem wildreichen Walde. Wir mussten 4—5 Stunden marschiren, bis wir ihn erreichten und dann hatten die Elefanten bereits gefüttert und hielten Siesta. Die Entfernung machte es uns unmöglich, länger als 3 Stunden zu jagen, bis wir zurückkehren mussten. Wir waren so durchschnittlich täglich über 10 Stunden auf den Beinen, und ich musste meine Gefährten in Abtheilungen zurücklassen, weil sie sich alle über Erschöpfung beklagten. Die Anstren- gungen und Entbehrungen unsers Lebens machten sich auch bald bei mir fühlbar, und ich begann mir über die Sünde Vorwürfe zu machen, dass ich mein Leben derartig aufs Spiel setzte. Ich beschloss deshalb nach Ndjemps zurückzukehren, obgleich, wenn ich im Walde mein Lager

aufgeschlagen und 14 Tage verweilt hätte, ich leicht Elfenbein im Werth von 20000 Mark hätte erschiessen können.

Bevor wir das Lager abbrachen, ermittelte ich gewissenhaft, dass wir mitten in einem alten Vulkan gelebt hatten, welcher zweifelsohne einstmals zu dem Auswurf der ungeheuern Massen Lava beigetragen hatte, aus welchen das Hochland besteht.

Gerade westlich durchschlagend über Berg und Thal machten wir einen Eilmarsch bis zu den untern Terrassen der Böschung, wo ich einen alten und einen jungen Büffel schoss. Der kleine war merkwürdig muthig und zeigte schon ganz den gefährlichen Charakter seiner Rasse. Obschon sein Bein zerschossen und er in dringende Noth gerathen war, so griff er uns doch tapfer an, und trotz eines Büchsen-schusses in eins der Lichter stürzte er sich nur um so kühner auf mich, als ob er beschlossen hätte, dass, wenn er sein Leben lassen müsse, er das in Gesellschaft thun wolle. Zebras, Elennantilopen u. s. w. gab es in grosser Zahl und viele Löwen brüllten die Nacht hindurch.

Am andern Tage erreichten wir auf einem sehr schwierigen Wege das nördliche Ende des Baringo-Sees. Unterwegs sah ich einen Löwen, schoss eine mir und auch wol der Wissenschaft unbekannte Art von Antilopen und ergötzte mich höchlich an Hunderten von Zebras, welche in kaum 30 Schritt Entfernung von uns lustig herumspielten, ohne auch nur eine Gefahr zu ahnen.

Obgleich unser Lager so unbequem wie nur je lag, so genossen wir doch entzückende Aussichten auf den See, die mittelste Insel „Kirwan“ im Süden, und einen mit Inseln bedeckten Arm des Sees, welcher zwischen zerrissenen Abhängen von höchst malerischem Aussehen sich nach Norden erstreckte.

Bevor wir jedoch dieses Lager erreichten, bestand ich noch

ein Abenteuer, welches mir wirklich das Blut gerinnen machte. Ich verfolgte unter vielen Schmerzen meinen Weg über Steine und durch dichtes Dornengebüsch ohne Waffen, da mein Gewehrträger zurückgeblieben war, als ich plötzlich einen Anblick bekam, der mich eine Haltung annehmen liess, welche mir sicher donnernden Beifall von den Rängen eines überseeischen Theaters eingebracht haben würde. Ein prächtiger Löwe lag etwa 15 Schritt vor mir in süsser Mittagsruhe. Ich war ohne Waffen. Ich blickte um mich, blos um zu sehen, dass ich allein war; mich niederduckend, begann ich mich zurückzuziehen, behielt aber sorgsam Seine schlafende Majestät im Auge. Als ich eine Strecke zurückgekommen war, begegnete ich meinen Leuten, welche nach meinen Geberden und meiner offenbaren Aufregung vielleicht geglaubt haben, ich sei närrisch geworden. Ich ergriff ein Snider-Gewehr und in der Entzückung aufgeregter Vorempfindung ging ich wieder vor, um „den Löwen in seiner Höhle anzunehmen“. Der Augenblick war unbezahlbar. Ich war, wie ich zu mir selber sagte, darüber aus, die Haut des Königs der Thiere meinen Jagdtrophäen als würdiges Schlussstück anzureihen. In Gedanken beschrieb ich schon die Schauergeschichte einer andächtigen Zuhörerschaft zu Hause, welcher ich meine Jagdbeute zeigte. Ich freute mich, bei meiner Rückkehr zu der Stelle der ersten Wahrnehmung zu bemerken, dass das königliche Thier noch schlief und dann unterwarf ich mich mit dem stoischen Muthe eines indischen Fakirs allen Qualen der Pürschjagd in dieser schrecklichen Gegend. Dornen mochten mein Fleisch durchboren, die Haut mir von Händen und Knien gekratzt werden, nichts konnte mir einen Ton entlocken oder meinen stieren Blick von dem Löwen abwenden. Zoll um Zoll kroch ich näher, unter zunehmender Erwartung und Auf-

regung, athemlos vertieft in das Abenteuer. Ich kam auf 30 Schritt, dann auf 20 Schritt heran, noch immer beachtete mich das Thier nicht. Den Erfordernissen der Jagd war nach meiner Meinung jetzt Genüge gethan. Ich musste jetzt Feuer geben! Es gab einen fürchterlichen Donner (von der Flinte, nicht vom Löwen) und ein schmerzliches Aechzen; als mein Knie sich mit erschrecklichem Nachdruck gerade auf die Spitze eines Dorns senkte. Ich blickte auf, um mein Wild mit fürchterlichem Todesgebrüll hoch in die Luft springen zu sehen. Es muss mausetodt geschossen sein, dachte ich, um aber sicher zu gehen, feuerte ich nochmals. Keine Wirkung! Hurrah! zum Schluss ein Löwe! Ich sprang in die Höhe und schrie meinen Leuten zu, sie sollten kommen und sehen, was ich gethan hätte. Sie kamen bald näher und frohlockten vor Aufregung, während ich mich umdrehte und auf den Leichnam zuing. Ich war noch nicht viel Schritte gekommen, als es mir war, als ob ich einen Schlag vor die Stirn bekommen hätte. „Gott im Himmel!“ entschlüpfte es mir von den Lippen, als die unglückliche Wahrheit mir durch den Kopf fuhr, dass meine Freunde mich für einen Esel halten könnten. Der Löwe war wirklich todt wie ein Stein; ich hatte auf einen Felsblock geschossen! Natürlich wartete ich nicht erst ab, meinen mich fragend anstauenden Gefährten zu erzählen, was sich ereignet hatte. Ich schlich mich weg und sagte ihnen nachher, es sei ein kleiner Scherz von mir gewesen, um etwas Leben in den eintönigen Marsch zu bringen.

Ich will keinen Versuch machen, den schrecklichen Marsch am nächsten Tage zu beschreiben, als wir gefährliche Abhänge erklimmen und über ungeheuere winkelige Blöcke kletterten, zwischen denen gelegentlich schauerhafte Dornengebüsche emporwuchsen. Nach einem 14stündigen schweren

Eilmarsch taumelten wir in das Lager am Baringo-See, in pechdunkler Nacht und unter strömendem Regen. Damit endete meine Jagd- und Erforschungsreise rund um den See; im Laufe von 10 Tagen hatte ich 6 Zebras, 4 Rhinoceros, 4 Büffel, 3 Elefanten, 1 Giraffe und 1 Antilope erlegt.

Bei meiner Rückkehr waren noch immer keine Nachrichten von Jumba angelangt, und ich beschloss daher nach Hause zu marschieren, weil wir Gefahr liefen, Hungers zu sterben, da die Leute weder in Ndjemps noch in Kamasia Lebensmittel zu verkaufen hatten. Zu dem Ende würde ich freilich die Leute verlassen müssen, welche Jumba zurückgelassen hatte; aber ich hatte auch Pflichten gegen meine eigene Karavane zu erfüllen, welche sehr grosse Gefahr lief, aus Mangel an Nahrung im Hochlande festgenagelt zu werden.

Ich hatte beschlossen am 17. Februar aufzubrechen, als wir alle durch höchst traurige Nachrichten erschüttert wurden, welche der Führer Jumba's aus Ndjemps von der Reise zurückbrachte. Er erklärte, er sei der einzige von der ganzen Karavane übriggebliebene Mann und alle übrigen Leute seien in Elgumi getödtet. Diese Geschichte erzählte er in so umständlicher und wahrheitsmässiger Weise, dass ich nicht umhin konnte, ihm zu glauben.

Nach diesen Mittheilungen konnten natürlich die Händler nicht zurückgelassen werden. Auch musste nach Moran und Hamis geschickt werden, welche in Kamasia waren, damit wir alle zusammen zurückkehren könnten.

Am 22. Februar verliessen wir unser Lager unter der Sykomore von Guaso-Tigirisch und marschirten nach Ndjemps am Guaso na Njuki, wo ich noch einen Tag verweilte, um die Ankunft Moran's abzuwarten, der über die Zeit ausgeblieben war. Am nächsten Tage kam er glücklich an und bald

nachher erschien ein Eingeborener von Ndjemps, welcher gerade aus dem Suk-Lande zurückgekehrt war und die wichtige Nachricht mitbrachte, dass die Geschichte von der Vernichtung Jumba's von Anfang bis zu Ende erlogen war. Das gab nun eine eigenthümliche Verlegenheit! Ich war geneigt, dem ersten Boten zu glauben, die Händler dem zweiten. In einer abgehaltenen Rathsversammlung machte ich ihnen klar, dass ich durchaus nicht warten könne, bis die Wahrheit an den Tag käme, weil meine Leute schon jetzt halbe Rationen erhielten und unsere Waaren beinahe aufgebraucht seien. Dagegen erklärten die Händler, von ihren durchaus achtungswerthen Gesinnungen geleitet, dass sie entschlossen seien, Jumba nicht zu verlassen oder das auf sie gesetzte Vertrauen zu täuschen. Sie müssten auf ihn warten, sollten sie auch Hunger leiden oder getödtet werden. Hamis entschloss sich mit uns zu gehen, und wir übernahmen von ihm einige Traglasten Elfenbein; weil die Waarenvorräthe der Händler erschöpft waren, musste ich ihnen noch etwas von meinem schon so traurig mitgenommenen Proviant abgeben, um sie vor dem Hungertode zu bewahren.

Am 24. Februar nahmen wir unsern Marsch nach dem Naiwascha-See wieder auf. Unser Weg führte uns in süd-südöstlicher Richtung nach dem Ende des angeschwemmten Landes um den Baringo-See, wo es einen Winkel bildet mit seinem nach Süden gerichteten Scheitel. Hier besteht eine grosse Fläche Landes aus einem morastigen See, in welchen sich zwei Bäche und eine Anzahl starker Quellen ergiessen, deren Temperatur ich zu 38° C. bestimmte. Hinter dem Sumpf folgte eine enge Schlucht oder Spalte. Durch dieselbe floss ein schöner Bach, der Ngare Rongei (schmaler Fluss), welcher auch aus einer Anzahl heisser Quellen entspringt, die man längs einer Spaltlinie brodeln sehen

konnte. Nach den starken Ablagerungen von Travertin (Kalktuff) zu schliessen, müssen grosse Mengen Kalk in aufgelöstem Zustande sich in den Quellen befinden.

Da wir rasch das Thal aufwärts marschirten, welches rechts einen steilen Absturz, links einen sich langsam zu einem Berge erhebenden Abhang bildete, erreichten wir bald nachher offenes Land mit einem weitgedehnten, durch die vornehmsten Quellgewässer des Ngare Rongei gebildeten Sumpfe. Hier lagerten wir und mussten zufrieden sein, dass wir warmes Wasser zu trinken bekamen.

Parallel mit unserm Wege lief östlich ein anderes Thal von gleichem örtlichen Charakter; wieder bezeichnete ein Abhang eine Spaltlinie, in welcher zahlreiche heisse Quellen aus den Rissen hervorsprudelten und ein sanfter Abhang wieder in die Höhe führte, um zu einem neuen Absturz der Spaltlinie zu führen. Die ganze Mulde zwischen Leikipia und Kamasia ist ohne Zweifel durch eine Senkung des Bodens entstanden; aber daneben haben wenigstens drei minder starke Erdbewegungen stattgefunden, welche den Hauptlinien parallel liefen.

Ich hatte jetzt schon mehrere Tage mich beunruhigt gefühlt über gewisse Anzeichen einer sich bei mir anmeldenden Dysenterie, welche zweifellos durch die schlechte Kost der letzten beiden Monate hervorgerufen war. Zuletzt hatte sie sich in unverkennbarer, wenn auch nicht beunruhigender Weise gezeigt. Als wir aber den Ngare Rongei verliessen, fühlte ich mich sehr krank und schwach, musste mich aber aufraffen, um Fleisch für die Leute zu erjagen. Ich erlegte zwei Wasserböcke, obschon ich kaum die Büchse tragen konnte. Nach einigen Stunden musste ich den Esel besteigen, doch hatte ich wegen der Dornen und der Rauheit des Weges ebenso viel zu gehen als zu reiten. Doch gelang

es mir ein Rhinoceros zu schießen, und Brahim erlegte ein zweites. Einem dritten entging ich mit genauer Noth. Ich war voran geritten mit Muhinna und dem Koch, während meine Gewehre weit hinten waren. Plötzlich wurden wir fast zu Tode erschreckt durch den Anblick eines Rhinoceros, welches aus dem Busch herauskam und uns geradeswegs annahm. Von dem Esel „Unverzagt“ herunterspringend, ergriff ich Muhinna's Snider-Gewehr, nur um zu finden, dass es nicht geladen war. Eiligst steckte ich eine Patrone hinein und mit meinem schwachen und zitternden Händen feuerte ich, als das Thier wirklich nur noch 3 Schritt von uns war. Die Kugel traf das Blatt und veranlasste das Thier, abzuschwenken und an uns vorbeizugehen. Nach einem wasserlosen Marsche von 8 Stunden lagerten wir am Guaso na Njuki. Hier wurde es viel schlimmer mit mir und ich konnte weder essen noch schlafen.

Der folgende Tagmarsch zeichnete sich aus durch mein rasch zunehmendes Unwohlsein und durch das Sichtbarwerden ungeheurer Büffelheerden, welche in dem saftigen neuen, jetzt auf den niedern Ebenen keimenden Grase weideten. Trotz meines Unwohlseins war ich überrascht über meine Schiessfertigkeit, weil ich Büffel mit einzelnen Schüssen und aus grosser Entfernung zu erlegen vermochte. Auf 150 Schritt schoss ich drei, und in jedem Fall genügte eine einzelne Kugel. Wir gingen mitten durch zwei kleine ausgetrocknete Seen hindurch und machten Mittags halt an einem schönen, in den Guaso na Njuki fliessenden Bach. Nahe beim Lager schoss ich ein Zebra auf 200 Schritt.

Am 27. konnte ich nicht marschiren, aber wir hatten keine Wahl, wir mussten vorwärts und erreichten einen Kraal von El-Moran und ihren Geliebten. Die jungen Krieger waren prächtige Vertreter ihrer Rasse und zeigten ein über-

raschend gutes Betragen. Ich überzeugte mich hier, dass ich an einer sehr bösartigen Ruhr litt, und meine Aussichten waren sicher düster genug, da ich nicht einen einzigen europäischen Artikel ausser Thee besass, nicht einmal gewöhnliches Salz.

Am folgenden Tage quälte ich mich vorwärts, war aber beinahe froh, dass wir bei einem Kraal von El-Moran zu halten gezwungen wurden, nachdem wir kaum eine Stunde marschirt waren. Wir befanden uns hier genau östlich vom Nordende des Salzsees Nakuro.

Unser folgendes Lager, welches nahe am Nordende des Sees El-Meteita lag, erreichten wir nach einem vierstündigen Eilmarsch bei brennend heisser Sonne. Um diese Zeit musste ich schon auf dem Esel gestützt werden. Das ganze Land bot einen fürchterlichen Anblick durch die zahllosen Skelete und zusammengeschrumpften Häute, die beredten Zeugen der Rinderpest und des Todes. Die Geisel hatte ihren Weg vom Hochland heruntergefunden und kaum ein Stück Vieh im ganzen Lande übriggelassen. Bei diesem Lager wurde uns die Stelle gezeigt, wo in Folge eines unbedeutenden Streites vor wenig Jahren eine Karavane aus Mombas von den Massai vollständig vernichtet worden war.

Der folgende Marsch brachte uns nach Kekupe längs des Randes des El-Meteita-Sees, von welchem grosse Strecken von einem blassrothen Schein überzogen zu sein schienen, der von zahllosen Flamingos herrührte.

Mehr todt als lebendig und auf dem Esel festgehalten, einem Leichnam ähnlicher als einem lebenden Wesen, wurde ich von Kekupe weiter geschleppt. Der einzige Gedanke, der mir fortwährend hoffnungsvoll durch den Kopf zog, war, „lasst uns nur nach Naiwascha kommen, dort wird mich Milch wieder auf den Damm bringen“. Unbekümmert um

die grausamsten Qualen und die brennende Sonne drängte ich die Leute mit diesen Worten vorwärts. Ein Mann starb an der Ruhr. Die Massai sahen den Todten, folglich musste er den Hyänen überlassen werden. Martin, die gute Seele, war in Verzweiflung, und er sagte beredt, wenn auch unabsichtlich, mit seinen Augen: „Sie werden sterben! und was soll ich dann thun?“ Ich lächelte jedoch über diesen Gedanken, weil ich noch gar nicht entschlossen war, klein beizugeben und bei allen solchen Sachen der Wille doch auch ein Wort mitzureden hat.

Am 4. März erreichten wir unsere alte Lagerstelle Msegina am Nordende des Naiwascha und hier brach ich vollständig zusammen. Ich konnte weder stehen noch sitzen; selbst die Milch gerann mir im Magen und mein Schicksal musste sich entscheiden. Hauptsächlich befürchtete ich, dass der Dickdarm durchlöchert würde, was, wie ich wusste, rasch den Tod zur Folge haben musste. Die Ruhe that mir jedoch gut. Die Lebenslampe flackerte wieder etwas auf und brannte bald ruhiger. Ich liess nie die Hoffnung sinken, und von dem Gedanken, dass ich einstmals ein Frass für die Hyänen werden könne, liess ich mir nicht einen Augenblick die Zeit vertreiben.

Sieben Tage lang hatte ich durchaus nichts genossen als einige Tassen klarer Suppe, um mich aufrecht zu erhalten. Wegen der Rinderpest waren keine Lebensmittel, weder für Geld noch für gute Worte zu bekommen; Martin und den Leuten gelang es jedoch, drei Zebras zu schiessen und zwei erbärmliche Rinder zu kaufen, denen die Rippen vor Hunger aus dem Leibe sahen.

Während unsers Aufenthalts am Naiwascha-See kam eine Kriegergesellschaft zurück von Nandi in der Nähe von Kawirondo, wo sie jämmerlich durchgeprügelt waren und ihre

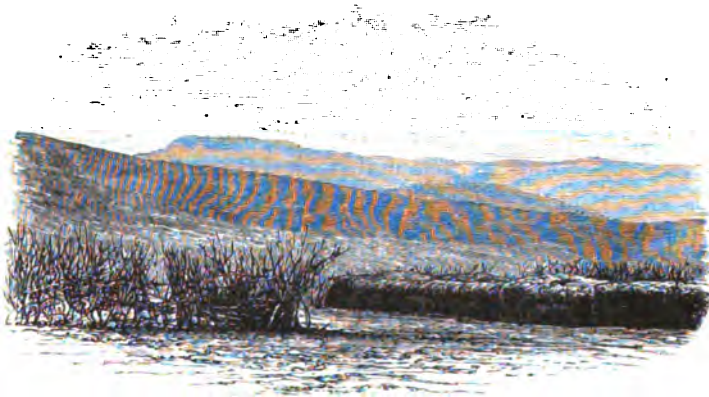
halbe Mannschaft zurückgelassen hatten — der Rest kehrte ganz vereinzelt zurück, viele ohne Speere, andere ohne Schilde. Weil ich mich nach zweitägiger Ruhe ein wenig besser fühlte, beschloss ich nach Miansini (dem Bambuswalde) oben auf der Hochfläche weiter zu marschiren und den Versuch zu machen, mit den Wakikuju in Verbindung zu treten zu dem Zweck, Korn einzukaufen. Eine Hängematte wurde an einen Pfahl gebunden, ich wurde hineingehoben und vorwärts ging es. Wir umgingen den See und stiegen bald die Böschung nach Miansini hinauf.

In unserm Lager starb wieder ein Mann an der Ruhr und Martin musste zum zweiten mal den armen Burschen den Hyänen zur Mahlzeit überlassen. Da Martin glaubte, dass ich bald dasselbe Schicksal theilen würde, so erzählte er mir erst viel später davon.

Auf dem dritten Marschtage überschritten wir die letzte Stufe der Böschung und von da bot sich uns eine prächtige Aussicht. Wir schauten über eine weite, leicht wellenförmige und vollständig baumlose Ebene, im Osten begrenzt von der prächtigen Masse der Aberdarekette mit dem Doenje-Kinangop, der sich malerisch aus der Masse erhob. Ueber eine leichte Senkung im Bergrücken glitzerte die Schneespitze des Kenia in krystallener Reinheit. Nach Südosten lag das waldige Hochland von Kikuju, mit Bambuswäldern im Vordergrund. Im Südwesten sahen wir in das gähnende Loch des Doenje-Longonot und die romantische Wasserfläche des Naiwascha-Sees. Südwärts erstreckte sich die trostlose Ebene von Dogilani und westwärts erhob sich die massige Böschung oder Abdachung von Ma-u. Ich erhielt mich aufrecht, um diese grosse Landschaft mir anzusehen, welche wahrscheinlich ihresgleichen in Afrika nicht hat, und so schwach und todtmüde ich auch war, so prägte ich mir doch das glänzende

Panorama mit unendlichem Entzücken ein, gemischt freilich mit ein wenig Angst.

Kurz nachher betraten wir den Bambuswald und machten dann zu unserm grossen Erstaunen die Entdeckung, dass die von uns bei den Andorobbo am Kenia zurückgelassenen Händler ihren Weg hierher gefunden hatten und sich unter den Jägern versteckten, weil sie nicht im Stande waren, allein zurückzukehren und auf das Erscheinen von Jumba's



Miansini von Süden her gesehen. Massaikraal im Vordergrund.

Karavane warteten. Der Anblick unserer Gesellschaft hob natürlich ihren Muth, weil sie sich jetzt mit uns verbinden und weiter marschiren konnten.

In Miansini befanden wir uns in einer Höhe von nahezu 2750 m, sodass der Aufenthalt höchst unbequem wurde. Die Kälte war übermässig und das durch sie bewirkte Elend noch unaussprechlich vermehrt durch die Feuchtigkeit und den fast täglichen Regen. Sie war schlimmer fühlbar, als das Wetter im östlichen Schottland zu Frühlingsanfang. Ein beständiger Wind wehte tagsüber von Osten, hörte je-

doch glücklicherweise nachts auf. Alles war kothig und nass und Hagelstürme an der Tagesordnung.

Während der beiden ersten Tage begann mein Befinden sich zu bessern, und vielleicht wäre ich in 14 Tagen ganz hergestellt worden, hätte ich nur etwas richtige Nahrung und Medicin bekommen können; aber klare Suppe von krankem Fleisch ekelhaftester Art konnte nicht für eine Krankenspeise gelten.

Am 12. März finde ich folgende Notiz in meinem Tagebuche: „Nach kritischen drei Tagen, während welcher ich mich am Rande des Grabes befand, habe ich dem Todesengel den Laufpass gegeben, indem ich mich «zeitig um die Ecke drückte» und gebe mich hoffnungsvollen Gedanken hin. Der Appetit kehrt zurück und nach 14tägigem Hungern bin ich im Stande ein wenig zu essen.“ Hierauf aber bietet mein Tagebuch eine weisse Lücke von sechs Wochen, deren Sprache beredt genug ist.

Am Tage nach dieser Notiz wurde ich aus meinem Zelte in eine Grashütte mit einem nothdürftigen Dach hinübergeführt. Kurz darauf brach ein fürchterliches Gewitter mit Hagelschlag über Miansini los. Stundenlang fielen unaufhörlich grosse Klumpen Eis, unter krachendem Donner und leuchtenden Blitzen. Alles wurde nass und ich selbst gründlich durchweicht. Das ganze Land sah 16 Stunden lang — wenigstens wo es frei von Wald war — durchaus weiss aus und glich einer Winterlandschaft in England.

Die Folge dieser Durchnässung war ein Rückfall unter den gefährlichsten Umständen; während der ganzen durch die Lücke im Tagebuch angezeigten Periode befand ich mich auf der Schwelle der Ewigkeit. Niemals erfuhr ich die Erquickung eines mehr als viertelstündigen Schlafs. Eine Grashütte ohne Fenster war mein Obdach. Wegen der Kälte

musste ich auch die Thür geschlossen halten, sodass ich in beinahe vollständiger Dunkelheit dalag. Ein Feuer konnte nicht angezündet werden und Lichter besass ich nicht. Martin, der arme Bursche, fühlte meine Lage zu schmerzlich, als dass ich von seiner Gesellschaft rechten Genuss hätte haben können. Ich konnte auch nicht sprechen, und oft dachte ich, meine Lebenstage gingen zu Ende. Und durch die traurigen schweren schlaflosen Nächte, wie klagend seufzte der Wind durch die Bambus und wie dankbar war ich gegen meinen Schöpfer, wenn ich den Hahn krähen hörte (wir hatten von Kawirondo einen mitgebracht), und dann wartete ich, bis das Zirpen der befiederten Bewohner der Wildniss allmählich an Fülle zunahm und durch die Risse in den Graswänden schwache Lichtstreifen sichtbar wurden und den Anfang eines weitem mühseligen Tages verkündeten. Dann pflegte Songoro mit etwas Suppe zu erscheinen, und später kam Martin zu freundlicher Nachfrage. Ich wurde ein Gegenstand, dessen Anblick zum Erschrecken war, da die Augen tief in ihre Höhlen sich zurückgezogen hatten. Eine lederne Haut umschloss engstens ein Skelet und wenige unverkennbare Organe der menschlichen Gestalt drückten äusserlich meine Erscheinung aus. Ich scheute mich beinahe, mich zu bücken, weil ich fürchtete, die Haut könne die Spannung über meine Knochen nicht vertragen. Glücklicherweise hatte ich nur zuweilen stärkere Schmerzen, aber so oft ich den geringsten Bissen fester Nahrung versuchte, krümmte ich mich in Todesängsten. Doch genug davon, es kann ja kein Interesse für den Leser haben.

Die Massai der umliegenden Gegend waren zu dieser Zeit in Verzweiflung über den fast vollständigen Verlust ihres Viehes und wegen des mangelnden Regens in den untern Gegenden, infolge dessen sie in der schneidend kalten Luft

des Hochlandes ausharren mussten. Sie waren sehr geneigt, ihr Unglück unserer Anwesenheit zuzuschreiben. „Was habt ihr hier zu thun?“ pflegten sie zu fragen. „Ihr habt keine Waaren mehr und könnt unsern jungen Kriegern die gewohnten Geschenke nicht geben. Der Regen bleibt aus und das Gras keimt nicht. Unser Vieh stirbt hinweg, ihr müsst schuld an alledem sein.“ Die ganze Zeit über musste es geheim gehalten werden, dass ich krank sei, sonst hätten sie uns mit Sack und Pack an die Luft gesetzt. Man hatte ausgesprengt, dass der grosse weisse Leibon über einer unfehlbaren Medicin studire und in Berathung mit den Göttern stehe, deshalb dürfe ihn kein sterbliches Auge erblicken.

Die Stimmung der Massai zeigte sich deutlich eines Tages, als ein Träger erklärte, dass er keine Perlenschnur besitze, die er dem Krieger schenken könne und der letztere nun seine Ueberzeugung dahin offenbarte, dass er gar kein Recht habe, in solchem armseligen Zustande zwischen Himmel und Erde sich zu bewegen, und ihn deshalb kurzer Hand auf seinen Speer spiesste und obendrein den Schädel spaltete. Dies trug sich zu am Thor des Lagers, und bevor wir die Angelegenheit ordnen konnten, mussten wir noch den Massai eine Entschädigung für das Blut geben, das in ihrem Lande vergossen war.

Gegen Ende April wurden wir alle sehr überrascht und erfreut durch das Erscheinen von Jumba Kimameta mit seiner Karavane, alle gesund und wohl, und sämmtlich mit Elfenbein beladen aus jenen Gegenden, zu welchen niemals eine Küstenkaravane gedrungen war.

So gingen die schweren Tage hin, in denen ich abwechselnd zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwankte und oft den Tod als eine glückliche Erlösung willkommen geheissen hätte. Doch wurde es mir immer mehr klar, dass

ich auf den kalten nassen Hochlanden von Miansini nicht genesen würde, und so beschloss ich zuletzt, da so oder so mein Tod ziemlich sicher bevorstand, dass ich ebenso gut meinen Lebenslauf in einem wenn auch hoffnungslosen Versuche beschliessen könne, die Küste zu erreichen. Deshalb brach ich auf, mehr todt als lebendig, stieg die Böschung hinab und lagerte hinter Doenje-Kedjabe. Hier erhielt ich einen guten Vorrath von Milch. Am folgenden Tage gesellte sich Jumba zu uns und wir marschirten zu unserm alten Lager am Guaso-Kedong, wo wir das vergrabene Elfenbein unversehrt vorfanden, obgleich ein Massaikraal obendrauf angelegt war. Die Krieger waren sehr zahlreich um uns und hielten uns während der Nacht beständig wach durch ihre unaufhörlichen Diebstahlsversuche, welche auch mit der Entführung einer grossen Zahl Esel endeten. Am andern Tage zeigten sie grosse Lust zu fechten, doch kamen wir glücklicherweise ohne Blutvergiessen davon.

Zwei Tage später erreichten wir Ngongo-a-Bagas und fanden dort eine ungeheuere Karavane von 1200 Mann vor. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen; eine grosse Steuer wurde zu unsern Gunsten erhoben, weil die in das Land ziehenden Karavanen gratis eine nach der Küste gehende Karavane mit Waaren zu unterstützen pflegen, da man von letzterer voraussetzt, sie besitze nichts als Elfenbein und sei dem Hungertode nahe — eine Annahme, die bei uns nur zu sehr zutraf.

Jumba und die ganze Karavane wandten jetzt alle Ueberredungskünste an, mich von meinem Plan abzubringen, durch Kapte zu marschiren und über Ukambani und Teita nach Mombas zurückzugelangen zu suchen; sie waren der Ansicht, ich solle mit ihnen zum Pangani zurückkehren und erzählten mir die fürchterlichsten Geschichten von Blutbad und Plün-

derung von seiten der wilden Krieger von Kapte. Ich war jedoch verstockt und wollte auf keinen von ihnen hören. Marschiren wollte ich, aber auf dem Wege, den ich mir vorgenommen hatte. Als sie zuletzt merkten, dass weder Lügen noch Wahrheiten etwas bei mir vermochten, so gaben sie nach und Jumba schenkte mir mit überraschender Freigebigkeit noch eine Menge Perlen, Tücher und Draht, um mir weiter zu helfen. Einen wirklich bessern Menschen als Jumba Kimameta hat es nie gegeben (obgleich er alle Fehler und Laster seines Stammes sein eigen nannte), und ich glaube ihm nur armselig seine Dienste vergolten zu haben, als ich Sir John Kirk 2000 M. einhändigte, um ihn für seine Wohlthaten zu belohnen. Er hat mir auf alle Weise geholfen und ist mir selten in den Weg getreten, — eine Behauptung, welche selten ein Europäer aufstellen kann, der mit Küstenhändlern jemals in Verbindung getreten ist.

Am 7. Mai verliess ich Jumba und seine Karavane und durchquerte die Hochebene von Kapte, welche sich hier in baumloser Eintönigkeit bis zu den Bergen von Ukambani erstreckt, ohne dass Bodenwellen die weitgedehnten Grasflächen unterbrechen. In zwei Tagemärschen erreichten wir die östlichen Grenzen von Massai-Land, ohne Krieger anzutreffen, weil diese sich alle ins Unterland zurückgezogen hatten. Heitere Unterbrechungen bereiteten uns auf dem Gewaltmarsche ein Rhinoceros, das die Karavane auseinander sprengte, und ein prächtiger Löwe, den zu erlegen ich wenigstens versucht habe.

Als wir Kapte verlassen hatten, gelangten wir in das Gebirgsland Ulu, welches dicht bewohnt, fruchtbar und gut angebaut war und dessen Bewohner zahlreiches Vieh besaßen. In einigen starken Märschen kamen wir durch diese freundliche Gegend hindurch, während meine Erwartungen

sich hoben, dass ich meine Gesundheit wieder erlangen würde und schon wieder von Heimat und Freunden träumte. Statt schlechter zu werden, wurde ich zusehends besser, und das einzige Hinderniss, rascher zu genesen, war die Abwesenheit jeder verdaulichen Nahrung.

Auf Ulu folgten die dünnen Wüsten, welche sich bis Kikumbuliu erstrecken, und in tödlicher Eile stürzten wir durch diese unwirthliche unbewohnte Wildniss vorwärts — denn unsere Vorräthe waren erschöpft und die Leute auf halbe Ration gesetzt. Aber kein Murren wurde gehört, keine Widerrede verlaublich. Die Männer arbeiteten wie Helden und trabten lustig weiter vom Morgen bis zum thauigen Abend, oft vertrocknet aus Mangel an Wasser und trotz des grimmigen Hungers, der in den Eingeweiden nagte. Sahen sie doch ihre glänzenden Silberdollars vor ihnen leuchten, und ich, ihre Sicherheit für die Verwirklichung ihrer Hoffnungen, wurde auf die herzlichste Weise des Weges weiter befördert. Die Wünsche, welche ich an der Küste geäußert hatte, waren erfüllt. Die Träger waren moralisch und körperlich wie neugeboren. Ich hatte sie von Sansibar mitgenommen als den Abschaum der dortigen Schurkenwelt; sie kehrten zurück wie Männer, welche ihre moralischen und körperlichen Mängel abgeworfen hatten und beste Aussichten für die Zukunft boten. Sie lachten über die Entbehrungen und machten Scherze über die Leere ihrer Magen.

Dann befanden wir uns einmal wieder in der „Njika“ mit all ihren unvermeidlichen Schrecken. Wir kamen durch Kikumbuliu, wo das Volk beinahe Hungers starb und von Getreideeinkauf keine Rede war. Der Tsavofluss wurde erreicht und darauf Ndi in Teita. Unsere Vorräthe waren vollständig erschöpft. Einen Tag lang bekamen die Leute nicht einen Bissen und am nächsten Tage verhältnissmässig

äusserst wenig. Hier wurden meine beiden weissen Esel, welche mich von Anfang bis Ende begleitet hatten, auf irgendeine Weise vergiftet und sie starben beide an demselben Tage zu meinem grossen Leidwesen. Auch in Ndi verwüstete die Hungersnoth das Land. Getreide war nirgends zu erhalten. Am 21. Mai waren wir in Ndara. Dort erbarmte sich Herr Wray meiner und gab mir etwas Küstensalz und eine Schale Reis. Wir blieben nur einen Tag in Ndara. Hunger war das Feldgeschrei allüberall, und meine Leute konnten zu Ndara nichts bekommen ausser Zuckerrohr, das allein für sich gerade keine nahrhafte Speise genannt werden kann.

Drei Tage später erschreckten wir die Einwohner von Rabai, indem wir unerwartet über sie kamen und wiederholte Salven abfeuerten; aber der plötzliche Schrecken legte sich bald, als man mich durch das Dorf gehen sah, meine Freunde zu begrüssen, den Pastor A. D. Shaw und seine reizende Frau. Dies war die erste Strecke, die ich seit mehr als drei Monaten zu Fusse zurücklegte, und ich war froh, Ruhe zu finden.

Ich brauche nicht zu erzählen, wie ich nach Sansibar kam, wo ich meinen alten Freund Sir John Kirk auf seinen Posten zurückgekehrt fand, noch wie rasch ich unter seiner verständigen Pflege mich zu erholen begann. Nach kurzem Aufenthalt setzte ich die Heimreise über Bombay und Brindisi fort, nachdem der Sultan von Sansibar mir edelmüthigerweise freie Ueberfahrt auf einem seiner Dampfer nach Bombay bewilligt hatte.

Ich habe nur noch ein Wort zum Schlusse anzufügen, und dies Wort besteht in einer wohlverdienten Lobrede auf James Martin. Ueber diesen jungen Matrosen, welcher immer zu thun bereit war, was die Umstände verlangten, und der sich

stets freundlich und, obwol ohne Bildung, doch als verständiger Reisegefährte erwies, kann ich gar nicht genug des Lobes sagen. Niemals bildete er sich etwas ein auf die Gunst, mit welcher ich ihn auszeichnete, und nie hatte er eine eigene Meinung — eine bewundernswerthe Eigenschaft für einen Untergebenen in einer afrikanischen Expedition. Die That-
sache, dass vom ersten bis zum letzten Tage wir in der wunderbarsten Eintracht miteinander dahermarschirt sind und nie Streit gehabt haben, ist beredter als alle Worte.

ANHANG.

Metallischer Ohrschmuck oder Ohrgehänge, aus Ostafrika mitgebracht von Joseph Thomson und untersucht von Richard Smith, von der Königl. Bergschule zu London.

a. Grosser Schmuck, in Form eines Halbmondes und fast kreisrund. Das ganze Gewicht beträgt 215,7 Gramm. Das specifische Gewicht ist 8,616. Die Oberfläche hat eine blasse messinggelbe Farbe, ist weniger gut gearbeitet und etwas grauer von Ton als b. Die Bruchfläche ist etwas matt, unregelmässig und körnig.

Die chemische Analyse ergab folgende Bestandtheile:

Kupfer . . .	81,15	%
Zink . . .	17,792	„
Zinn . . .	0,43	„
Blei . . .	0,33	„
Wismuth . .	Spuren	
Eisen . . .	0,28	„
Silber . . .	0,018	„
Gold . . .	<u>geringe Spuren</u>	
	100,000	

b. Kleiner Schmuck, in Form eines Halbmondes und fast kreisrund. Das ganze Gewicht beträgt 63,5 Gramm; das specifische Gewicht 8,692. Die Oberfläche ist glänzend, weich

und blässmessinggelb von Farbe. Die Bruchfläche ist etwas matt, unregelmässig und körnig.

Die chemische Analyse ergab folgende Bestandtheile:

Kupfer . . .	81,75	%
Zink . . .	16,792	„
Zinn . . .	0,44	„
Blei . . .	0,55	„
Wismuth .	Spuren	
Eisen . . .	0,45	„
Silber . . .	0,018	„
Gold . . .	<u>geringe Spuren</u>	
	100,000	

Bemerkungen. Die Analysen beweisen, dass die Ohrzierathen aus Messing bestehen, einer Mischung von Kupfer und Zink. Blei und Eisen finden sich in kleinen Mengen im Kupfer und Zink. Silber findet sich in verschwindendem Betrage gewöhnlich im Kupfer. Das Zinn mag mit Absicht dem Kupfer beigemischt sein, wie das zuweilen geschieht, um den physikalischen Charakter etwas zu verändern, oder es ist als zufällige Unreinigkeit im Kupfer vorhanden gewesen. Das Messing ist wahrscheinlich europäischen Ursprungs oder von Händlern irgendwelcher Nation dorthin gebracht; die Zierathen sind geformt, indem man ein solides Stück Metall zu jener Gestalt hämmerte, oder indem man das Metall zuerst in eine Form goss und dann durch Hämmern fertig machte. Es ist mir nicht bekannt, dass Eingeborene in Afrika mit den Methoden vertraut sind, Messing aus Kupfer und Zinn herzustellen; sei es, dass man direct die beiden Metalle zusammenschmilzt, oder auf dem Wege der „Cementirung“, indem man das Kupfer erhitzt, nachdem es vorher in eine Mischung von Zinkerz und Holz- und Steinkohlen eingebettet ist. Die erstere ist die heutzutage übliche Methode,

wenn man Messing von der Zusammensetzung obiger Proben und andere Varietäten dieser Mischung herstellen will. Der letztere Prozess zur Herstellung des Messing war lange Jahrhunderte im Gebrauch, als das metallische Zink noch nicht bekannt war. Messing von ähnlicher Zusammensetzung wie die obigen Proben und vielleicht auf dem Wege der Cementirung hergestellt, war schon in alten Zeiten bekannt, wie die nachstehende Analyse beweist, welche vor vielen Jahren von J. A. Phillips durchgeführt wurde und welche hier zur Vergleichung beigefügt wird.

Grosses Stück Messing, aus der Familie des Cassio, 20 Jahre v. Chr., das Metall von gelber Farbe:

Kupfer . . .	82,26	%
Zink . . .	17,31	„
Eisen . . .	0,35	„
	<u>99,92</u>	<u>%</u>

Specifisches Gewicht 8,52.

Grosses Stück Messing, von Nero, 60 n. Chr., das Metall glänzend gelb aussehend:

Kupfer . . .	81,07	%
Zink . . .	17,81	„
Zinn . . .	1,05	„
	<u>99,93</u>	<u>%</u>

Specifisches Gewicht 8,59.

Es wäre ein sehr interessanter Gegenstand für fernere Forschungen, festzustellen, ob einer der eingeborenen Stämme Afrikas mit der Methode, Messing zu bereiten, bekannt gewesen ist, und die genauen Einzelheiten des Verfahrens zu ergründen. Gleichzeitig würde es wünschenswerth sein, zu erfahren, ob sie Kenntniss dieser Kunst hatten, bevor ein Verkehr mit europäischen oder andern Händlern stattfand.

In Betreff der metallischen Schmucksachen, welche ich vom Kilima-Ndjaru mitgebracht habe, möchte ich den Bemerkungen des Herrn Smith nur wenige Worte nachfügen.

Die Schmucksachen wurden erworben am Kilima-Ndjaru; die Eingeborenen benutzen sie als Gewichte, um die Ohr-läppchen herunterzuziehen, als Schmuck für das Handgelenk und für den Hals.

Die Eingeborenen erzählen, dass sie das Metall körnerweise in den trockenen Betten der Wasserläufe nach der Regenzeit auflesen und es in die gewünschten Formen hämmern. Darin stimmen alle überein.

Gegen die Annahme, dass das Metall eingeführt wurde, lässt sich Folgendes anführen.

1. Die Händler von der Küste erzählen übereinstimmend mit den Eingeborenen, dass das Metall am Berge gefunden wird.

2. Sie kaufen diese Schmucksachen von den Wadjagga, um sie an die jenseitigen Stämme wieder zu vertauschen.

3. Zu verschiedenen Malen haben die Händler, getäuscht durch das Gewicht und die Farbe des Metalls, dasselbe mitgenommen zur Küste, in der Meinung es sei Gold.

4. Die Wadjagga ziehen Eisen und reines Kupfer dieser Art Messing vor und tauschen letzteres gern gegen erstere Metalle um.

5. Nicht zwei Proben haben dieselbe Dichtigkeit, und die meisten Hand- und Halszierathen unterscheiden sich im Gewicht nur wenig von unsern gewöhnlichen Arten Messing.

6. Kein anderer Stamm hat ähnliche metallene Gegenstände.

Diese Thatsachen scheinen nur zwei Erklärungen zuzulassen. Entweder ist das Messing zu sehr früher Zeit ein-

geführt, oder es wird, wie die Eingeborenen bestätigen, als eine natürliche Mischung vorgefunden, ein Vorkommen, welches freilich, wie ich glaube, der Wissenschaft nicht bekannt ist.

Mira quadam circumcissione utuntur Massaei. Praeputio nempe deorsum de superiore parte penis secto, segmenta utrinque diducta ita componuntur infra, ut in bolum coalescant qui, unum digitum longus, dimidium digitum latus, ab infimo pene pendet.

Mulieribus prius clitoris desecatur quam in matrimonium eant.

Mulierem gravidam, neque alicujus viri matrimonium tenentem, interficiunt Massaei, quum primum patet eam concepisse. Quod ne accidat, dum bellatores juvenes innuptaeque puellae amori venereo inter se indulgent, viris hoc curae est in coitu, ut ante semen emissum penem extrahant.

NAMEN- UND SACHREGISTER.

Aberdare-Kette, 320.
 Andorobbo, Bemerkungen über die, 399.
 Angata-Bus, 323.
 Angata-Elgek, 309.

Baringo-See, 350;
 —, Bemerkungen über den, 477.
 —, Elefantenjagden in der Nähe des, 482.

Colobus Guereza-Affe, 280.

Djagga-District, 120. 122. 126, 189.
 Djalla-See, 193. 203.
 Doenje-Buru, 301.
 —, Besteigung des, 301.
 Doenje-Erok, 249.
 —, Besteigung, 252.
 —, Massai von, 256.
 Doenje-la-Njuki, 288.
 Doenje-Longonot, 288.
 —, Besteigung, 293.
 —, ungewöhnliches Loch im, 294.
 Dogilani-Wüste, 261. 288.
 Dondola-District, 314.
 Dschibcharagnani-Kette 352.

Eisenwerke in Kawirondo, 439.
 Elgejo, Berg, 452. 414. 416.
 —, Ausdehnung der Böschung, 476.
 Elgon, Berg, 317. 454.
 —, merkwürdige Höhlen im, 456.
 El-Meteita, 506.

Expedition:

Gegenstand der, 9.
 Zurüstungen, 18. 42.

Expedition:

Aufbruch von Sansibar, 42.
 Charaktere, 18. 52.
 Ausrüstung, 54.
 Rast in Taweta, 87.
 Zu klein, 115.
 Erstes Betreten des Massai-Landes, 145.
 Gezwungener Rückzug, 155.
 Zurüstungen zu einem zweiten Vorstoss, 160.
 Verstärkungen, 170.
 Ein willkommener Verbündeter, 198.
 Wahl eines neuen Reiseweges, 201.
 Pause in Useri, 220. 230.
 Zweites Betreten des Massai-Landes, 239.
 Schwierigkeiten mit den Massai, 247. 253. 258. 262. 269. 279. 298. 512. 513.
 Unter den Wakikuju, 271—287.
 Ankunft am Naiwascha-See, 298.
 Am Kenia, 341.
 In Ndjemps, 357.
 Letzter Abschnitt der Ausreise, 406.
 Ankunft in Kawirondo, 421.
 Am Victoria-Njansa, 443.
 Am Elgon, 454.
 Am Baringo, 471.
 Zu Miansini, 508.
 Reise durch Ukambani und Teita nach Mombas, 514 fg.

Fischer, Dr., 17. 22. 114. 140. 298.
 Frere-Town-Mission, 35.

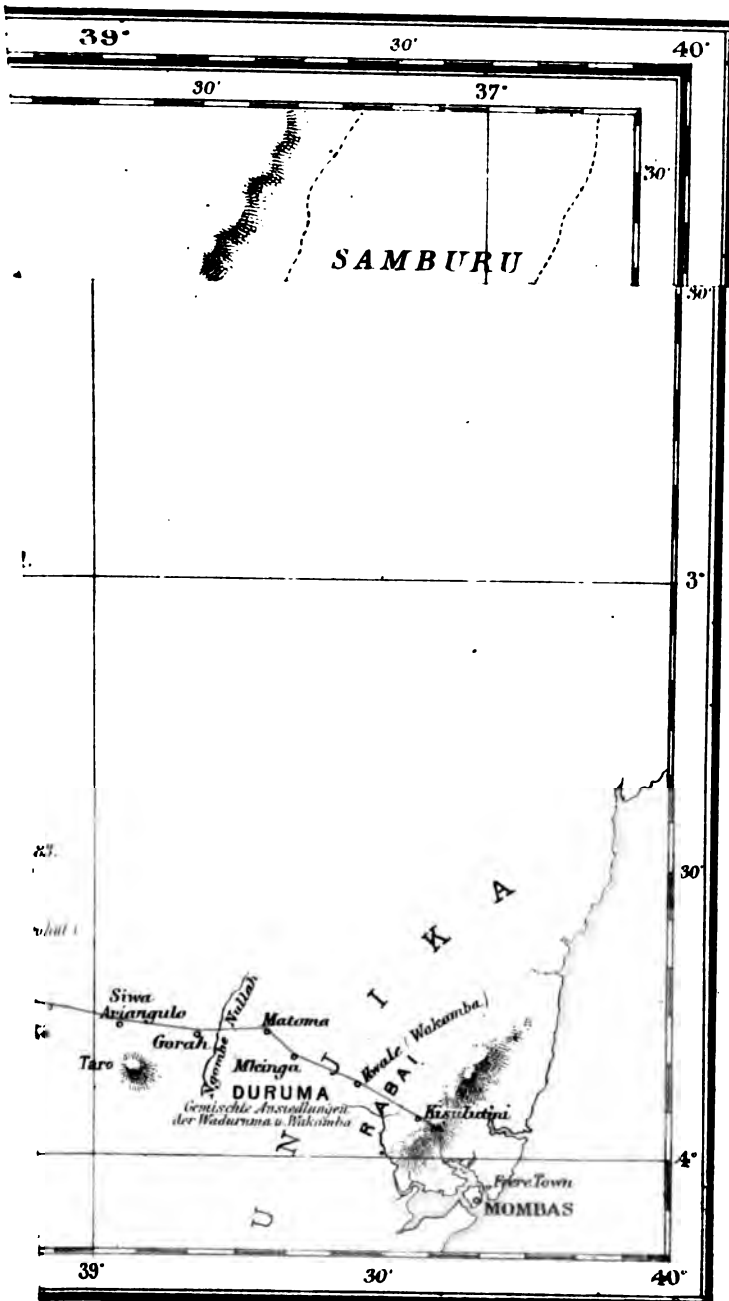
Geologische Bemerkungen:

- Rabai, 48.
 Duruma, 61.
 Teita, 64.
 Ndara, 70.
 Taweta, 101.
 Djagga, 120. 122. 129. 137.
 Schira, 139.
 Kilima-Ndjaru, 190.
 Ndjiri, 249.
 Doenje-Erok und Ndapduk, 249.
 Kapte, 260.
 Dogilani, 261.
 Guaso Kedong, 290.
 Doenje-Longonot, 293. 294.
 Naiwascha, 302.
 Doenje-Buru, 303.
 Guaso Giligili, 308.
 Kekupe, 310. 312.
 Ururu, 335.
 Leikipia, 340.
 Baringo, 352.
 Massai-Land, 361, 362.
 Guaso Tigrisch, 409.
 Kamasia, 413.
 Elgejo, 415. 419.
 Kawirondo, 430.
 Elgon, 454.
 Ngare Rongei, 503. 504.
 Guaso Kedong, 291.
 Guaso Lodo, 454.
 Guaso n'Erok, 348.
 Guas' Ngischu, rothe Ebene von, 416. 417.
 —, Wald von, 468.
 Guaso Njiro, 345.
 Guaso Tien, 348.
 Guaso Tigrisch, 360. 403. 409.
 Hildebrandt, der Naturforscher, 7.
 Höhlen, merkwürdige, am Elgon, 456.
 —, Hypothese über ihren Ursprung, 458.
 Jipe-See, 105.
 Kamasia-Kette, 409. 413.
 Kapte, Hochland von, 264.
 —, Massai von, 281.
 Kawirondo, 430.
 —, Ackerbau in, 430.
 —, Wakwafi in, 431.
 —, richtige Lage auf der Karte, 433.

- Kawirondo, Sprachen in, 433.
 —, Armuth an Bäumen, 437.
 —, Dichtigkeit der Bevölkerung, 439.
 Kekupe, Fluss, 312.
 Kenia, Berg, erster Blick auf den, 321.
 —, Ankunft am Fusse des, 342.
 —, Beschreibung, 343.
 Kibomu, Berg, 84.
 Kikuju, Land, 271. 274. 363.
 Kikumbuliu, District, 515.
 Kilima-Ndjaru, Berg, älteste Erwähnung des, 1.
 —, Ansicht von Taweta aus, 105.
 —, Ansicht von Moschi aus, 127.
 —, Besteigung des, 128.
 —, Ansicht von Kibonoto aus, 144.
 —, Ansicht von Kiraragwa aus, 153.
 —, Beschreibung, 183.
 —, Ansicht von Useri aus, 220.
 Kimangelia, 237.
 Krapf, Dr., Niederlassung zu Mombas, 2.
 —, Reisen und Entdeckungen, 4. 5.
 Küsten-Unterland, Beschreibung des, 178.
 Kwa-Sundu, 432.
 La-Doriac, District, 262.
 Leikipia, Erfahrungen in, 315.
 —, das Land, 363. 364.
 —, Ausdehnung der Böschung, 476.
 Mandara, Räuber, New, 7.
 —, Zusammentreffen mit, 122.
 —, Residenz, 124.
 —, Rechnen mit, 133.
 —, nachfolgendes Wohlwollen, 197. 201.
 —, herrschsüchtige Absichten, 189. 202.
 Maragwet-Kette, 352.
 —, künstliche Bewässerungskanäle, 470.
 Martin, James, 20.
 —, Bild, 116.
 —, Verhalten in Taweta, 196.
 —, Lobrede auf, 516.
 Massai, erster Anblick der, 141.
 —, Beredsamkeit, 143.
 —, Beschreibung, 142. 149. 242. 253. 266. 268.

- Massai, Bedeutung des Spuckens bei ihnen, 257.
 —, Beschreibung des Landes, 361—366.
 — Sprache, 366.
 —, innere Kriege, 369.
 —, Lebensbeschreibung eines, 372—398.
 Massala, Dorf, Erfahrungen in, 443—448.
 Massawa-District, wie er zur Einöde ward, 453.
 Matumbato, Land und Volk, 253.
 Ma-u, Böschung, 352.
 Maungu, 68.
 Melinda, Vasco da Gama's Besuch in, 1.
 Miansini, 508.
 —, unglückliche Erlebnisse in, 509.
 Mombas, Krapf's Niederlassung in 2.
 —, Ausflug nach, 21.
 —, Geschichte, 31.
 —, Beschreibung, 33.
 —, erster Aufbruch von, 47.
 Moschi, Land, 124.
 Mtesa, König von Uganda, 449.
 Muhinna, 46.
 —, Verrätherei, 154. 169. 197. 199. 407.
 Naiwascha-See, 306.
 Nandi, 419.
 Ndapduk, 249.
 Ndara, 70.
 —, Aussicht von, 72.
 —, Mission zu, 73.
 Ndjemps, 357, 359.
 —, Volk, 401.
 —, Bewässerungssystem, 403.
 —, Hungersnoth, 472.
 —, Aufdämmen des Flusses, 473.
 Ndjika, 55. 65.
 Ndjiri, Ebene, Beschreibung der, 243.
 New, Charles, Entdeckung des Djalla-Sees, 7.
 Ngare-Gobit, 340.
 Ngare-Sugoroi, 340.
 Ngonjo-a-Bagas, 265. 271. 280.
 Nsoia, Fluss, 432. 436. 441.
 Rabai-Mission, 48.
 Rebmann's Reisen, 2—4.
 Sadi, erstes Auftreten, 17.
 —, Anstellung, 112.
 —, Verrätherei, 154. 199.
 Samburu-See, 476.
 Samia-District, 444. 450.
 Sansibar, Leben und Ereignisse in, 13.
 Schira, 139.
 —, Bruderschaft mit dem Sultan, 140.
 Seremba, Schmelzwerke zu, 439.
 Suk, Landschaft, 474.
 Tana, Fluss, 344.
 Taweta, Beschreibung von, 89—111.
 —, Volk zu, 102.
 —, Rückkehr nach, 159.
 Thomson-Wasserfälle, 335.
 Tsavo, Fluss, 240. 241.
 Ulu, District, 514.
 Useri, Fluss, Quellen des, 221.
 Usuru, Fluss, 328.
 Vasco da Gama, 1.
 Victoria-Njansa, 443.
 Von der Decken's Besuch am Jipe-See, 6.
 Wadjagga, 209, 221.
 Wakefield, Verdienste um die Geographie, 8.
 —, vermittelnde Thätigkeit, 46.
 Wakamasia, die, 410.
 Wakamba, Niederlassung der, 57.
 — Dörfer, 59.
 Wakawirondo, die, 423, 433.
 — Rüstung, 424.
 — Hütten, 424.
 — Dörfer, 427.
 — Tanz, 428.
 — wie sie mit der Milch umgehen, 429.
 — den Negeren verwandt, 433.
 — Gebräuche bei der Leichenbestattung, 434.
 — Moralität, 435.
 —, gute Grobschmiede, 440.
 Wakikuju, 271.
 —, Umstände mit den, 274. 284. 285.

- | | |
|---|---|
| Wakwafi, Geschichte der, 369. | Wataweta, die, 98—104. 107. |
| — von Ndjemp, 359. 401. | Wateita, die, von Ndara, 82. |
| Wanandi, die, 419. | —, landwirthschaftliche Anlagen
bei den, 70. |
| Wanjika, die, 51. | —, Beschreibung der, 76. |
| —, religiöse Gebräuche, 83. | —, Kleidung der Frauen, 78. |
| Warombo, Herstellung von Messing,
215. | Wei-wei, Fluss, 413. |
| Wasuk, die, 473. | |
-



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt.

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX
TILDEN FOUNDATION

39

40

GEOLOGISCHE KARTE
der Gegend zwischen
BAS UND VICTORIA NJANSA
VON
JOSEPH THOMSON

0 20 40 60 80 100 Km.

Höhenangaben in Metern.

Reiseweg _____

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX
TILDEN FOUNDATION

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX
TILDEN FOUNDATION

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke über Afrika.

- BUCHHOLZ, R.**, Reisen in West-Afrika. Nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen. Nebst einem Lebensabriss des Verstorbenen von Carl Heinersdorff. Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.
- CAMERON, V. L.** Quer durch Afrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Theile. Mit 156 Holzschnitten, 4 Facsimiletafeln und 1 Karte. 8. Geh. 20 M. Geb. 23 M.
- HARTMANN, R.** Die Völker Afrikas. Mit 94 Abbildungen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
- JOHNSTON, H. H.** Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo. Nebst einer Schilderung der klimatischen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse des westlichen Kongogebietes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 78 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.
- KREMER, A. VON.** Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Mit einer Karte von Aegypten. 2 Theile. 8. Geh. 10 M. Geb. 12 M.
- LENZ, O.** Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in den Jahren 1879 und 1880. 2 Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten. 8. Geh. 24 M. Geb. 27 M. 50 Pf.
- LÜTTKE, M.** Aegyptens neue Zeit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts sowie zur Charakteristik des Orients und Islam. 2 Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 20 Pf.
- MITTHELUNGEN** der Riebeck'schen Niger-Expedition. I. Ein Beitrag zur Kenntniss der Fulischen Sprache in Afrika. Von G. A. Krause. Mit einer Kartenskizze. 8. Geh. 4 M.
- II. Proben der Sprache von Ghät in der Sáhärä mit haussanischer und deutscher Uebersetzung. Von G. A. Krause. Mit einer Kartenskizze und Facsimiles. 8. Geh. 4 M.
- PIETSOH, L.** Marokko. Briefe von der Deutschen Gesandtschaftsreise nach Fez im Frühjahr 1877. 8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.
- PROKESCH-OSTEN, A. GRAF**, Sohn. Nilfahrt bis zu den zweiten Katarakten. Ein Führer durch Aegypten und Nubien. Mit Karten, Plänen und Abbildungen. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.
- ROELFS, G.** Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tschad-See und zum Golf von Guinea. 2 Theile. Mit 2 lithogr. Karten. 8. Geh. 14 M. Geb. 16 M.

- ROHLFS, G.** *Kufra. Reise von Tripolis nach der Oase Kufra. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Nebst Beiträgen von P. Ascherson, J. Hann, F. Karsch, W. Peters, A. Stecker.* Mit 11 Abbildungen und 3 Karten. 8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.
- *Meine Mission nach Abessinien.* Auf Befehl Sr. Maj. des Deutschen Kaisers im Winter 1880/81 unternommen. Mit 20 Separatbildern und 1 Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.
- SCHLAGINTWERT, ED.** *Der spanisch-marrokanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860.* Mit Benutzung der vorhandenen Quellen und nach eigener Beobachtung dargestellt. Mit einer lithographirten Terrainkarte. 8. Geh. 10 M. 50 Pf.
- SCHWEINFURTH, G.** *Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im Centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871.* Neue umgearbeitete Originalausgabe. Mit zahlreichen Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.
- *Artes Africanas.* Abbildungen und Beschreibungen von Erzeugnissen des Kunstfleisses central-afrikanischer Völker. Mit 21 lithogr. Tafeln. Fol. Cart. 24 M.
- SIBREE, J.** *Madagascar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner.* Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Titelbilde und 2 Karten. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.
- SOYLAUX, H.** *Aus West-Afrika. 1873—76. Erlebnisse und Beobachtungen.* 2 Theile. Mit einer Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.
- SPEKE, J. H.** *Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch.* Aus dem Englischen übersetzt. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit 2 Karten, 2 Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitten. 2 Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 20 M. 40 Pf.
- STANLEY, H. M.** *Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika.* Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. 2. Auflage. 2 Bände. 8. Geh. 20 M. Geb. in 1 Bande 22 M. 50 Pf.
- *Durch den dunkeln Welttheil oder die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des Aequatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem Atlantischen Ocean.* Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von C. Böttger. 2. Auflage. 2 Bände. Mit Karten und Abbildungen. 8. Geh. 32 M. 50 Pf. Geb. 37 M.
- *Reise durch den dunkeln Weltteil.* Nach Stanley's Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Dr. Berthold Volz. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. 3. Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.
- WEBER, E. VON.** *Vier Jahre in Afrika. 1871—75.* Mit Abbildungen in Holzschnitt, einem Plane und einer Karte. 2 Theile. 8. Geh. 20 M. Geb. 23 M.



